XV. Band 1929 Heft 1

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

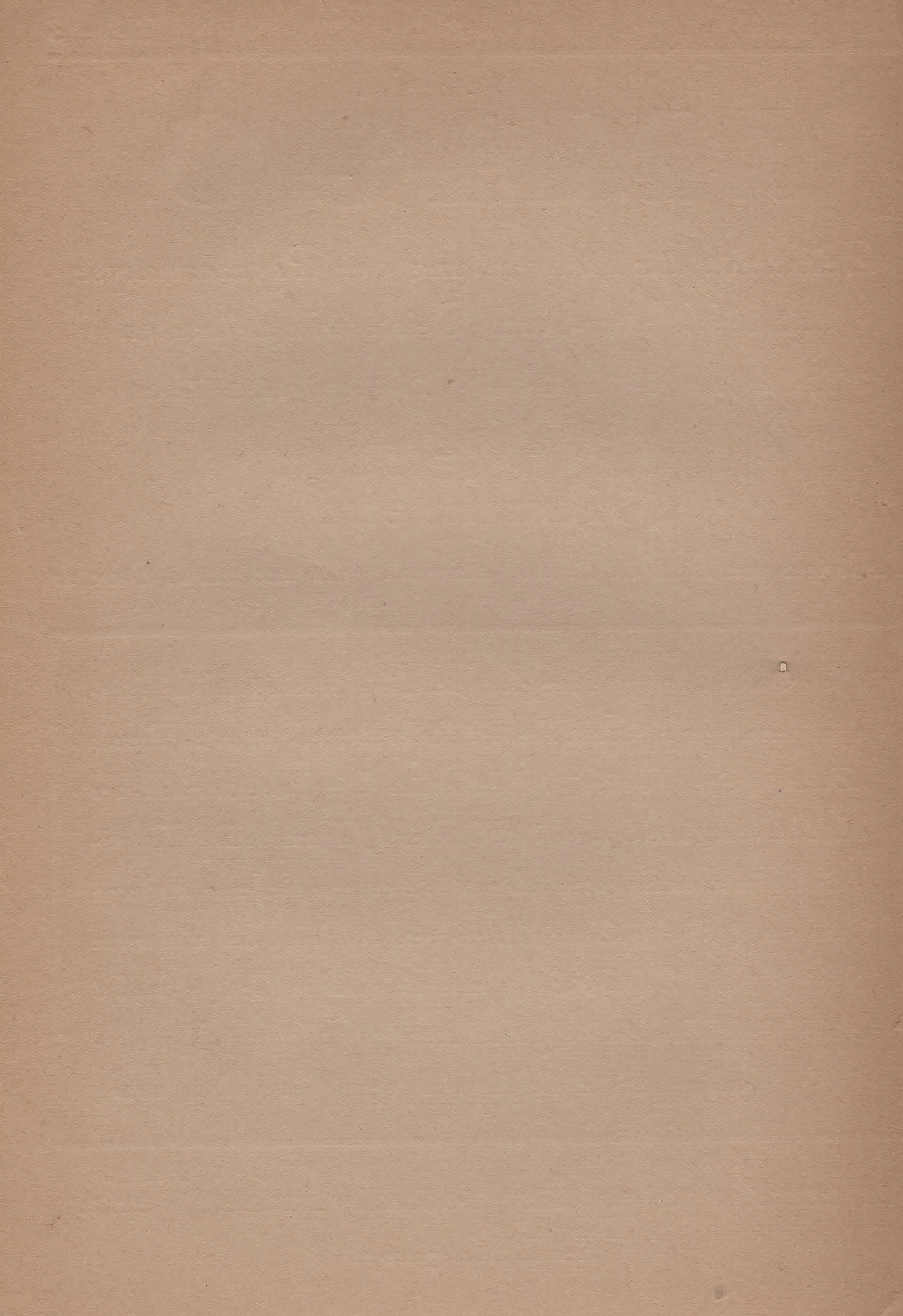
Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von **Sándor Radó, Hanns Sachs** und **A. J. Storfer**

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, Börsegasse 11



IMAGO

XV. BAND

1929

Reprinted by permission of Sigmund Freud Copyrights Ltd., London

KRAUS REPRINT

A Division of

KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1969

Printed in Germany



IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

SÁNDOR RADÓ, HANNS SACHS
A. J. STORFER

XV. BAND
(1929)

INTERNATIONALER
PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
WIEN

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1969

INHALTSVERZEICHNIS [illegible]

REFERATE

INHALTSÜBERSICHT DES XV. BANDES

REFERATE

I M A G O

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE
AUF DIE NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

XV. Band 1929 Heft 1

Kunst und Persönlichkeit

Nach einem in der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft gehaltenem Vortrag

Von

Hanns Sachs

Berlin

Ich beginne am besten mit dem Anlaß, durch den die Beschäftigung mit dem Thema dieser Arbeit in mir aufs entschiedenste angeregt wurde. Es war ein Erlebnis alltäglicher Natur, nichts anderes nämlich, als daß mich mein Reiseweg von Rom nach Ravenna führte, so daß die Kunstwerke der beiden Städte mir unmittelbar nacheinander vor Augen standen. Angesichts dieses Kontrastes wurde ein Problem, das Vorhandensein eines Widerspruches, mir lebendiger als je zuvor, obgleich es mir, wie jedem, der sich mit kunstästhetischen Fragen abgibt, längst bekannt war.

Wer die „ewige Stadt" zum erstenmal betritt, der sieht das Rom der Spätantike und der Hochrenaissance, alles andere tritt zunächst in den Hintergrund. So erhält er den Eindruck, daß er an der Stelle stehe, die mehr als jede andere der Kampfplatz und die Bühne der entfalteten, bis ins Maßlose gesteigerten Persönlichkeit gewesen ist. Aus zahllosen Meisterwerken sprechen ebenso viele scharf gekennzeichnete Individualitäten, jede in ihrer eigenen Zunge. Freilich gipfelt das alles wieder in einem Einzigen, der — selbst kein Römer — dieser Stadt trotz all ihres Reichtums noch den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken vermochte — in Michelangelo. Aber das verstärkt nur das Gefühl, daß Kunst nur denkbar sei als Ausdruck einer Persönlichkeit.

Die Kunstwerke Ravennas entstammen einer anderen Zeit und sind von anderer Art. Sie entstanden etwa in dem Jahrhundert von 450 bis 550 n. Chr.

und gehören — obgleich zum Teil unter ostgotischer Herrschaft geschaffen — der Frühblüte der byzantinischen Kunst an, deren Denkmäler nirgends sonst in ähnlicher Unversehrtheit erhalten sind. Der Innenraum dieser Bauten — es sind drei Kirchen: San Vitale, San Apollinaris in Classe und San Apollinaris nuovo, ferner das Baptisterium des Domes und das Mausoleum der Kaiserin Galla Placidia — wirkt nur durch den Zusammenklang seiner Raumgestaltung im einfach-ernsten frühchristlichen Stil mit der verhaltenen Glut der Farben, die von den Wandbildern ausgeht. Es sind die berühmten Mosaiken, die aber zum Unterschied von den antiken nicht aus kleinen Steinen, sondern aus Glasstückchen zusammengesetzt sind, denen sie ihre tiefe und doch seltsam gedämpfte Leuchtkraft verdanken. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß die ravennatischen Eindrücke für Menschen unserer Tage stärker sind, als die irgend eines Renaissancewerkes, aber ihre Wirkungen sind weder erschütternd noch aufwühlend. Den Beschauer ergreift eine Stimmung zeitloser Entrücktheit, eine unirdische Seelenstille, ein Gefühl, als ob die beiden Zeiger an der Uhr des Lebens, Leidenschaft und Langeweile, hier zum Stillstand gekommen wären.

Es ist nichts in den Darstellungen dieser Mosaiken, was unsere persönliche Anteilnahme, unser Gefühl besonders stark erregen könnte. Ein Teil davon ist rein ornamental, aber auch der figurale wirkt wie Ornament, nur durch die Harmonie der Farben und Flächen. Weder Gesicht, noch Gewand, noch Geste zeigen ein Streben nach Charakteristik, es handelt sich nicht darum, etwas Irdisches nachzubilden, sondern seelisch dem näher zu kommen, was in der Jenseitigkeit himmelischer Verklärung thront. Die Heiligen z. B., die an einer Seitenwand von San Apollinaris nuovo nebeneinandergereiht sind, sehen alle gleich aus und die weiblichen Heiligen gegenüber genau ebenso — im Paradies hört der Unterschied des Geschlechts und der Persönlichkeit auf. Gerade diese Einförmigkeit der Reihe erweckt den Eindruck der zur Rechten und Linken des Heilandes in Seligkeit Versunkenen, den keine Versammlung interessanter Charakterköpfe zu geben imstande wäre. Und ebenso streng stilisiert sind die Gewächse im Garten Eden (San Apollinaris in Classe), die biblischen Szenen und sogar jene Bilder, die zeitgenössische Persönlichkeiten darstellen (San Vitale), weisen nur Andeutungen einer Individualisierung von Person und Örtlichkeit auf.[1]

Bei Betrachtung dieser Werke liegt der Gedanke an die Person des Hervorbringers ganz ferne. Man hat das Gefühl, daß das alles einer festen,

1) Oskar Wulff: Altchristliche und byzantinische Kunst, sowie nach persönlichen Mitteilungen von Dr. Fritz Schiff.

durch die Beziehung zur Liturgie mit hieratischer Weihe und Starrheit ausgestatteten Tradition entstammt; was der Einzelne bei solchem Werk leistet, dessen Entstehung wie seine Wirkung nach Zeitlosigkeit zu verlangen scheint, bleibt ganz im Schatten; stirbt er, so tritt aus der Schar der in Anschauung des Himmlischen einander gleichgewordenen Brüder ein anderer an seine Stelle. Zufall und Ungunst der Zeit haben es oft dahin gebracht, daß der Name eines Meisters vergessen wurde, während sein Werk noch weiterlebt. Hier ist nichts dergleichen geschehen, die Namen waren von Anfang vergessen, als unwesentlich angesehen worden. Die Schöpfer dieser Mosaiken waren Mönche oder mönchisch organisierte Handwerker, deren Lebensziel es war, ihre Persönlichkeit auszulöschen. Durch den Mund ihrer Tradition spricht die Kirche, die Gemeinschaft der Gläubigen, der Einzelne bleibt stumm.

Ein altes Problem tauchte durch die Wirkung des Kontrastes Rom-Ravenna mit neuer Stärke auf. Als das Wesentlichste des Kunstwerks gilt doch, daß es der Ausdruck einer Persönlichkeit ist, daß es uns in die Tiefe einer Eigenart, einer besonderen Menschennatur sehen läßt, daß einer, der etwas bisher Unhörbares erlauscht, etwas Unsichtbares erschaut, etwas Neues, vorher noch nie Durchlebtes empfunden hat, davon zu den Vielen spricht. Daneben steht die Tatsache des Volksliedes und Volksepos, der Volkskunst und des Volkskunsthandwerks, die Kunst der Primitiven, vielerlei Eindrücke aus dem Orient, aus unserem Mittelalter — und vor allem Ravenna. Wie paßt das alles zur Gleichsetzung Kunst — Persönlichkeit? *„How shall we find the concord of this discord?“*

Der Versuch lag nahe, durch Anwendung einer von mir entwickelten Theorie[1] der künstlerischen Wirkung auch diese Frage der Lösung näher zu bringen. Um das Wesentlichste dieser Theorie kurz skizziert wiederzugeben: sie geht von der Doppelrolle der Tagträume aus, die einerseits eine unentbehrliche Lust durch die Phantasiebefriedignng der von der Realität zur Versagung verurteilten Wünsche gewährt, anderseits durch den Zusammenhang mit dem Ödipuskomplex und der infantilen Masturbation den Tagträumer stets in die Nähe eines schweren, für minder robuste Gewissen untragbaren Schuldgefühls bringt. Gelingt es dem Tagträumer, seine scheu behütete und geheimgehaltene Phantasie in solcher Form vorzutragen, daß seine Zuhörer — d. h. die Gemeinschaft, die Brüder — bekennen müssen, daß sie die gleichen verbotenen Wünsche haben, wie er, so ist für sein Gewissen eine ungeheure

1) „Gemeinsame Tagträume“, Imago-Bücher, Bd. V.

Entlastung erreicht; das Verbrechen, als einzelner gewollt zu haben, was nur allen miteinander erlaubt ist, wurde damit gesühnt.

Dieses Eingeständnis von Wünschen, die auf seiten des Mitteilenden sowohl wie der Aufnehmenden unbewußt sind, kann freilich kein ausdrückliches sein. Wenn aber die Zuhörer die Affekte, die das Werk enthält, tatsächlich miterleben, wenn sie, von diesen Affekten mitgerissen, eine Zeitlang einer Illusion unterliegen — dann liegt darin ein hinreichend starkes Zeugnis ihrer mitschuldigen Wünsche und Triebe.

Der Tagträumer, der auf diesem Wege die Erlösung von seinem Schuldgefühl und die Aussöhnung mit seinem Gewissen sucht, sieht sich also vor die Aufgabe gestellt, seine Tagträume so umzuformen, daß sie die bei den Zuhörern aufgespeicherten, an gleichartige Phantasien gebundenen Affekte zu entfesseln vermögen, ohne doch den schlafenden Löwen der Verdrängung aufzuwecken.

Dazu ist zweierlei notwendig: Die Tagträume, die, solange sie nur für den „Privatgebrauch" bestimmt sind, keine Rücksicht auf die Form nehmen, werden nun vom Augenblick ihres Eindringens in das Bewußtsein an durchtränkt von Formelementen, die an und für sich lustvoll sind, wie Wohlklang, Rhythmus und Reim, Klarheit und Symmetrie des Aufbaues, abgestufte Spannung usw. Es vollzieht sich hier der Vorgang, den Freud beim Witz untersucht und dargestellt hat und der für ästhetischen Lustgewinn ganz allgemeine Bedeutung zu haben scheint, daß die Form eine Fassade bildet, die durch Gewährung einer „Vorlustprämie" den Hörer besticht und seine Aufmerksamkeit ablenkt, so daß er instand gesetzt wird, den unbewußten Inhalt der Sache, den eigentlichen Kern als Endlust, ohne Konflikt mit der Zensur-Instanz zu genießen. Je organischer, je weniger zufällig die Beziehungen zwischen Fassade und Kern sind, desto stärker sind die von dem Werke ausgehenden Wirkungen.

Die andere, ebenso notwendige Bearbeitung des Tagtraummaterials besteht darin, daß es anonymisiert wird. Held und Hauptperson aller Tagträume ist in allen Fällen der Tagträumer selbst, aber was er über sich und seine Großartigkeit erzählt, würde andere nur mäßig interessieren. Er muß — scheinbar wenigstens — aus der Geschichte verschwinden, seinen Namen, seine individuellen Züge verwischen, an ihre Stelle einen Heros setzen, mit dem sich jeder seiner Zuhörer ebenso gut identifizieren kann wie er selber. Dies ist aber eine schwere Einschränkung, die für viele Menschen gewiß mit einem Verzicht auf die Lust des Tagträumens gleichbedeutend wäre. Für viele — aber nicht für alle; Einzelne gibt es und hat

es immer gegeben, die unter dem Druck ihres unbewußten Schuldgefühls und beim Vorhandensein gewisser Bedingungen, von denen später noch zu handeln sein wird, noch ein weiteres Opfer zu bringen bereit sind, durch welches beide Schwierigkeiten mit einem Schlage gelöst werden. Die Neigung, das eigene Ich zum Mittelpunkt zu machen, für sich Bewunderung und Beifall zu werben, entstammt dem Narzißmus. Das Opfer besteht darin, den Narzißmus von dem ursprünglichen Gegenstand, dem Ich, abzulösen und auf ein Ersatzobjekt hinzulenken — auf das Werk. Der Tagträumer wird zum Künstler, sobald er darauf verzichtet, selbst bewundert und ohne Fehl zu sein, wenn nur statt dessen sein Werk so vor ihm und den Menschen dasteht. Ob er endgültig hinter seinem Werk verschwindet oder durch den Umweg über das Werk die anderen schließlich doch zur Bewunderung für seine Person zwingt, ist eine Frage, die von dem Grade der Ablösung und Verschiebung des Narzißmus abhängt, die bald mehr, bald weniger vollständig gelingen.

Überhaupt ergibt diese Auffassung statt eines einheitlichen Künstlertyps eine Ergänzungsreihe, an deren einem Ende diejenigen stehen, bei deren Schaffen die Möglichkeit des Schwelgens in verbotenen, dem Verdrängten bedenklich nahekommenden Phantasien die Hauptsache ist. Es sind dies begreiflicherweise zumeist die „Jungen“, die Generation der Söhne, deren Werke meist durch starken Affektausdruck und großen stofflichen Reichtum („Erfindungskraft“) bei einer oft beabsichtigten Vernachlässigung der Form — besonders der überlieferten — charakterisiert sind. Ob die Kunstrevolutionäre sich „Sturm und Drang“ oder „Junges Deutschland“, Romantiker oder Realisten nennen, diese Züge sind ihnen allen gemeinsam. Am anderen Ende stehen die „Klassiker“, bei denen nicht mehr das Austoben der Ödipusphantasien, sondern die narzißtische Befriedigung an der „Fassade“ obenan steht. Der Stoff wird zur Nebensache, der Ausdruck der Affekte ist gedämpft, bis zur Blutlosigkeit veredelt, an ihre Stelle tritt die Befriedigung über die Vollendung und Untadeligkeit der künstlerischen Form.

Läßt sich das Problem „Persönliche und Unpersönliche Kunst“ in diese Ergänzungsreihe einordnen? Auf den ersten Blick will es so scheinen. Es ist kein Zweifel, daß die „Jungen“ der Persönlichkeitsfrage in vieler Hinsicht anders gegenüberstehen, wie die „Klassiker“. Sie haben eine Neigung dazu, ihr individuelles Erlebnismaterial in ihren Werken zu verwerten, ohne sich große Mühe zu geben, es durch Überarbeitung völlig unkenntlich zu machen, und ihre Helden sind oft mehr oder weniger getreue Selbstporträts. Durch Ungewöhnlichkeiten in der Form des Werkes, durch neuartige,

exzentrische Art des Vortrages, bis hinunter zu den Nebensächlichkeiten der äußeren Aufmachung wird die „persönliche Note", die „Originalität" gerne betont. Der Künstler ist nicht bereit, sich durch sein Werk dem Publikum gegenüber ganz verdecken zu lassen, sondern tritt auch persönlich gern aus der Menge als Einzelerscheinung hervor. Das „Bohemientum", das *„épater les bourgeois"*, bedeutet nichts anderes.

Nach der anderen Seite stimmt es aber ganz und gar nicht. Die „Klassiker", die „Alten" sind und wirken durchaus nicht unpersönlich. Es wäre auch nicht einzusehen, warum ein Künstler durch Verstärkung und Sublimierung seines Narzißmus unpersönlich werden sollte. Tatsächlich ist in Goethes Alterswerken, in Shakespeares letzten Dramen die Persönlichkeit so lebendig wie nur je, bei Michelangelo tritt sie im „Moses" und im „Jüngsten Gericht" stärker hervor als im „David".

Bei genauem Zusehen stimmt die Sache auch bei den „Jungen" nicht. Das, was wir als stärkere Betonung der Persönlichkeit angesprochen haben, ist ja nur ein Beweis, daß der Schmelzprozeß, durch den die menschliche Persönlichkeit ganz in die künstlerische und schöpferische überführt werden soll, nicht vollständig gelungen ist. Die Unfreiheit dem äußeren Erlebnis gegenüber, das Hängen an Äußerlichkeiten und das Sich-Selbst-Interessant-Finden sind in Wahrheit Zeichen einer bestimmten Art von Schwäche der künstlerischen Persönlichkeit, nämlich daß sie sich dazu bereit finden läßt, sich für menschliche Nebenzwecke mißbrauchen zu lassen.

Außerdem ist unsere Reihe von den „Söhnen" zu den „Klassikern" eine ausgesprochene Ergänzungsreihe, in der zahlreiche Mischtypen für den Übergang zwischen den beiden Extremen sorgen, während man bei der Gegenüberstellung „Persönliche und Unpersönliche Kunst" den Eindruck eines Kontrastes hat, bei dem keine „halbpersönliche Kunst" als Mittlerin in Betracht kommt.

Mit den bisherigen Aufstellungen sind wir an das Eigentliche des Problems nicht herangekommen. Vielleicht haben wir den Fehler begangen, den Künstler zu sehr als isolierte Erscheinung zu betrachten, zu wenig vom Standpunkt der wechselseitigen Bindung, die zwischen ihm und seinem Publikum besteht. Es wird sich verlohnen nachzuforschen, wie weit die Untersuchungen Freuds in seiner „Massenpsychologie" auf diese Verhältnisse Anwendung finden.

Bei dem Publikum, das ein Kunstwerk aufnimmt und sich von ihm mitreißen läßt, haben wir eine (vorübergehende, natürliche) Massenbildung vor uns. Das ist am deutlichsten bei den Primitiven, wo die Kunst in erster

Linie aus magischen Tänzen mit Körperbemalung und kultischen Masken besteht, die von „Geweihten“ dem Stamm vorgeführt werden. Im Theater, Konzert, Kino ist diese Massenbildung noch deutlich erhalten. Aber auch die Leser eines Buches, die sich als Einzelne der künstlerischen Wirkung, die davon ausgeht, hingegeben haben, bilden miteinander eine Masse, so wie sich ja auch der religiös Gläubige nicht nur in der Kirche, sondern auch beim Gebet im stillen Kämmerlein als Glied einer unsichtbaren Gemeinde (der „streitenden Kirche“) ansehen darf.

Diese durch die Einwirkung eines Kunstwerkes erzeugten Massen zeigen auch alle diejenigen Eigenschaften, die Freud (nach Le Bon) als für die psychischen Reaktionen der Masse charakteristisch hervorhebt: die Herabsetzung des intellektuellen Niveaus, besonders der Realitätskritik, Überwiegen der Affekte, starke Suggestibilität, die sich in der vom Kunstwerk ausgehenden Illusionswirkung aufs Unzweideutigste manifestiert und zu der — für die Masse ebenfalls charakteristischen — gemeinsamen (vorübergehenden) Abhängigkeit von einem außerhalb der Masse stehenden Führer, hier dem Kunstwerk, führt. Eine „führende Idee“ kann nach Ansicht Freuds den persönlichen Führer ersetzen, so daß wir hier, auf seiten des Publikums das Vorhandensein aller Phänomene einer Massenbildung feststellen können.

Hingegen unterscheidet sich der Künstler sehr wesentlich von dem Typ des Führers einer Masse. Der Künstler ist an die Masse innerlich gebunden, er braucht die Massenbildung aus seiner inneren Not heraus, er ist von dem Echo, von der Affektwirkung seines Werkes abhängig, denn darin findet er die Erleichterung für das unbewußte Schuldgefühl, die Belohnung für die Aufopferung einer narzißtischen Befriedigung. Der Führer hingegen ist von der Masse völlig unabhängig, er läßt sich von ihr lieben, aber er liebt sie nicht wieder. Er braucht sie zwar auch, aber nicht aus Gründen eines inneren Bedürfnisses, das er gar nicht kennt, sondern zur Ausführung seiner Pläne, zur Erreichung seiner Zwecke. Er denkt auch gar nicht daran, der Masse, wie es der Künstler tut, seine tiefsten Geheimnisse zu entdecken, sondern sagt ihr nur soviel, als für seine praktischen Absichten notwendig ist, und ist dort, wo er es für nützlich hält, auch ohne weiteres bereit, seine Anhänger zu belügen. Die großen Führernaturen lassen sich auch ohne Skrupel und innere Abwehr anbeten oder göttlich verehren, bald als richtiger Gott, bald als Prophet, als „General des Herrn“ oder als „Mann des Schicksals“, wie es Augustus, Mohammed, Cromwell und Napoleon getan haben. Je vollständiger ihre Führerschaft ist, um so weniger entziehen sie sich der Anbetung ihres „*numen*“, um so stärker lassen sie die Scheide-

linie hervortreten, die sie von den gewöhnlichen Menschen trennt. Caligula, die vollkommenste Karikatur des Führertyps, an der in der Verzerrung vieles hervortritt, was man am Original nicht so deutlich sieht, zog diese Scheidelinie mit den Worten: *„aut frugi hominem esse oportere, aut Caesarem"* (Suetonius, Caligula, 37, 1), „Der Mensch muß entweder sparsam sein oder Kaiser." Ein solches Verhalten ist nur möglich auf der Grundlage eines ungebrochenen Narzißmus, der am eigenen Ich Genüge findet und es stützt und steigert. Der Führer will nicht nur das Verbotene tun, er will es auch allein tun, ja es hat für ihn erst dadurch Wert, daß er allein sich dessen unterfängt und die anderen davon ausschließt. Der Künstler will zwar auch — in der Phantasie, in Tagträumen — das Verbotene genießen, aber sein Narzißmus ist zu stark vom Schuldgefühl untergraben, um die Isolierung von der Gemeinschaft der anderen, die ein solches Beginnen mit sich bringt, zu ertragen. Das Bedürfnis, sie durch ihr Eingehen auf die Affektwirkung seines Werkes zu dem unbewußten Geständnis zu bewegen, daß ihre Wünsche dieselben seien wie die seinigen, bildet den eigentlichen Ansporn für seine Leistung — mit anderen Worten: durch den Schritt vom Tagtraum zum Kunstwerk kehrt er aus der ihm unerträglichen Isolierung zurück in die Gemeinschaft. Sein Werk tritt hervor und übernimmt die Führerrolle, die er selbst sich versagen muß. Im Künstler steckt ein Führer, aber ein unvollkommen entwickelter, von dem deshalb nicht, wie von dem eigentlichen Führer, praktische Wirkungen ausgehen können, weil er nicht bis zur Tat — die doch immer ein Allein-Tun, eine dauernde Absonderung sein müßte — fortschreiten kann. Am nächsten steht dem Führertyp der Schauspieler, bei dem Person und Kunstwerk nicht auseinanderfallen.

Die Führereigenschaft muß der Fähigkeit, die Eigenpersönlichkeit im Werk zum Ausdruck zu bringen, verwandt sein. Wir könnten dann zwei Künstlertypen unterscheiden, von denen der eine sich bis nahe an das Führertum heran entwickelt, ohne es je voll zu erreichen, während der andere diese Annäherung aus irgendeinem Grunde so sehr zu vermeiden gezwungen ist, daß er den unmittelbaren Ausdruck seiner Persönlichkeit selbst noch auf dem Umweg über sein Werk unterdrückt. Man müßte dann annehmen, daß diejenigen Künstler, bei denen die Objektbeziehungen besonders innig sind, die also infolge ihrer stark libidinösen Objektbesetzung in ihrer schöpferischen Phantasie das Ödipusverbrechen sehr nachdrücklich wiederholen — daß diese ihren Phantasien gegenüber das stärkste Schuldgefühl haben und demgemäß ihre Persönlichkeit am stärksten „verdrängen".

Leider ist es gerade umgekehrt: Gerade die Künstler, bei denen die Objektbeziehung und die daraus folgenden Affekte sehr hervortreten, deren Werke deutlich von der aufgewühlten, wenn auch nicht entfesselten Leidenschaft der Urheber Zeugnis ablegen — gerade die sind die starken und ausgeprägten Persönlichkeiten, während die „unpersönliche" Kunst der Mosaiken von Ravenna ein Abgelöstsein von den Dingen, eine Gleichgültigkeit gegen die Realität, eine sanfte Affektlosigkeit verraten, die unmöglich von starkem Schuldgefühl begleitet sein kann.

Trotz dieses Widerspruches stehen wir knapp vor der Lösung. Wir dürfen nur nicht vergessen, daß die Gedankengänge der „Massenpsychologie" nicht anwendbar sind ohne Berücksichtigung des Über-Ich.

Der Führer erhebt sich selbst zum gemeinsamen Über-Ich der Massenindividuen, die sich auf Grund dieser Gemeinsamkeit miteinander identifizieren können. Beim Künstler nimmt der Menge gegenüber das Werk die Stelle ein, die das Ich des Führers hat, auch die gegenseitige Identifizierung erfolgt über das Werk hinweg. Die Rolle, die dem Über-Ich des Künstlers seinem eigenen Ich gegenüber zufällt, ist etwas komplizierter. Zweifellos greift es — seine Hauptfunktion als Gewissen ausübend — als Zensor in den Schaffensprozeß ein und bildet so ein sehr wichtiges, unserer Aufmerksamkeit bis jetzt entgangenes Motiv für das Ich, sich seines Narzißmus zugunsten des Werkes zu entäußern. Das Über-Ich ist es, von dem das Schuldgefühl ausgeht, das den ganzen Vorgang auslöst. Es widersetzt sich der Beschäftigung mit einem Teil der Tagträume, die dem Ursprung noch zu nahe stehen, fordert ihre Verdrängung und schließt sie dadurch von der unmittelbaren künstlerischen Verwendung aus. Andere zwingt es zu Verkleidungen und Larven und regt dadurch die Phantasietätigkeit zu immer neuen Leistungen an. Daß die Tagträume nicht bloß im Bewußtsein gehalten, sondern als etwas besonders Köstliches anderen mitgeteilt werden dürfen, ist gewiß an neue schwere Bedingungen, gewissermaßen an eine der Publikation vorausgehende Vorzensur des Über-Ich gebunden. Welcher Art diese Bedingungen sind, davon wissen wir nicht viel — jedenfalls spielt die „Schönheit" des Werkes eine Rolle, da mit ihrer Hilfe das Über-Ich bestochen werden soll (während im Traum die Zustimmung durch die Herabsetzung der Ansprüche der Zensur während des Schlafzustandes erreicht wird). Es taucht hier das Problem des „Schönen" auf, ein Hauptproblem der Ästhetik, mit dem sich die Psychoanalyse noch auseinandersetzen müssen wird. Wie dem auch sei, die Zustimmung des Über-Ich kann sich bis zur aktivsten Förderung der künstlerischen Produktion steigern,

so daß diese geradezu als zum Über-Ich gehörig gilt; dadurch kann die Harmonie zwischen Ich und Über-Ich wenigstens vorübergehend hergestellt werden. Der Beifall der Zuhörer bedeutet also nicht nur eine Entlastung des Schuldgefühls, sondern auch eine Bekräftigung der Versöhnung zwischen Ich und Über-Ich; der „Erfolg-Rausch", den er auslöst, zeigt deutlich jene manischen Züge, die wir nach unseren theoretischen Voraussetzungen erwarten dürfen. Umgekehrt geht jede Arbeitshemmung als Folge der Spannung zwischen Ich und Über-Ich mit einer Depression einher.

Wir dürfen also annehmen, daß der Künstler, trotz seines besonders entwickelten Schuldgefühles, einen ungewöhnlichen, den meisten anderen Menschen verschlossenen Weg gefunden hat, um sich mit seinem Über-Ich auszusöhnen. Das ergibt eine starke Persönlichkeit, eine prägnante, nicht durch Identifizierungen verwischte Individualität, die sich natürlich in erster Linie in dem Werke selbst auslebt, aber auch zu intensiven Objektbeziehungen (in der Realität sowohl wie in der Phantasie) fähig bleibt. Die Bindung des Künstlers an das Libido-Objekt verläuft dann allerdings ganz eigenartig, weil er sie — freilich auf andere Weise wie den Narzißmus — zur Verfügung seines Über-Ich halten muß. Von Zeit zu Zeit, wenn es die „künstlerische Inspiration" verlangt, werden diese Objektbeziehungen eingezogen und — in narzißtischer Rückverwandlung — dem Über-Ich, das als künstlerische Zielsetzung auftritt, zur Verfügung gestellt. Diese — realen oder phantasierten — Objektbeziehungen können damit zu Ende sein oder später wieder aufgenommen werden, in jedem Falle unterscheiden sie sich von denen anderer, nichtkünstlerischer Menschen, in einem Punkte: ihr Wert liegt nicht nur in der mehr oder minder großen Befriedigung, die sie bieten, sondern darüber hinaus noch in dem narzißtischen Gewinn, den ihre Verarbeitung für die vom Über-Ich gebilligten Zwecke der schöpferischen Gestaltung einbringt. So erklärt sich die Befreiung aus Konflikten und Lebensnöten, die das Werk seinem Schöpfer schenkt, und das so häufige Gefühl, damit eine Epoche überwunden und hinter sich geworfen zu haben. Sehr deutlich ist das bei Goethe, der in seinen Werken nicht nur „Bruchstücke einer großen Confession" gegeben, sondern durch sie — vom „Werther" bis zur „Marienbader Elegie" — die Ablösung von einer Objektbesetzung vollzogen und gefeiert hat. Die beiden Gruppen der „Jungen" und der „Klassiker" unterscheiden sich durch den Grad des inneren Widerstandes gegen die vom Schaffensakt geforderte Objektablösung, die im Anfang meist nur unvollkommen geleistet werden kann; je mehr es aber gelingt, die Leidenschaften trotz ihrer Kraft und Wahrheit in den Dienst der Formung zu

zwingen, desto meisterhafter wird der künstlerische Stil, desto stärker und reifer die Individualität des Künstlers. Die Klage, daß der Künstler zu wenig Mensch sei, ist also nicht ganz unberechtigt; die Verarmung des Ich durch die übermäßige Ausschickung von Libido an die Objekte kann bei ihm niemals von Dauer sein.

Bei den Künstlern — wenn man sie so nennen kann — die „unpersönliche" Kunstwerke hervorbrachten, liegen andere, eigenartige Libidobeziehungen vor. Was bei dem normalen Schaffensprozeß nur eine der Bedingungen ist, nämlich die Billigung des Über-Ich, die Erteilung des Zensurstempels, das wird hier zur Hauptsache, zum wesentlichen Antrieb, hinter den die anderen Vorgänge zurücktreten. Die eigentliche Absicht ist darauf gerichtet, nicht nur die vorübergehende Einwilligung des Über-Ich zu einem sonst verbotenen Akt zu erhalten, sondern dauernd in dem durch das versöhnte Über-Ich gewährleisteten Seelenfrieden zu existieren. Dazu genügt es natürlich nicht, gelegentlich das Opfer von Objektbeziehungen darzubringen, diese müssen vielmehr ganz und gar und ein für allemal aufgegeben werden, d. h. mit anderen Worten, das Ich muß weit hinter die phallische Phase regredieren, bis in eine Region, wo es Objektbesetzungen — wenigstens in dem verpönten ödipalen Sinne — nicht mehr gibt. Die Voraussetzung für diesen Sonderfall ist ein schwaches, früh gedemütigtes Ich und ein besonders starres, anspruchsvolles und strenges Über-Ich; diese Voraussetzungen treffen für eine größere Anzahl Menschen nur in Epochen der Weltflucht und religiösen Askese zu, wie es jene frühchristliche Zeit war, der die ravennatischen Mosaiken entstammen. Für diese, der Welt und ihren Freuden abgewandten, nur für das Jenseits lebenden Künstler-Mönche gab weder die Befriedigung der unbewußten Phantasien, noch die Entlastung durch das Affektecho, noch die Belohnung durch den Erfolg den Ansporn zu ihren Werken ab. Das Über-Ich, für die anderen nur Zensur-Instanz, trat hier an die Stelle der Zuhörerschaft, es war das einzige Publikum, auf dessen Beifall es ankam. Dasselbe Ziel, um dessentwillen zu jener Zeit viele Tausende in die Wüste gingen und die schwersten Kasteiungen auf sich nahmen, erreichten diese, indem sie durch die Vorlust, durch die „Fassade" der künstlerischen Form, statt der Umwelt ihr Über-Ich zu gewinnen und zu versöhnen wußten. Dieser Friedensschluß ist von unveränderlicher Dauer und nicht ruckweise und schwankend, wie beim individuellen Künstler.

Freilich ist das Über-Ich nicht so leicht zu gewinnen wie der Mitmensch und verlangt nicht nur die Verkleidung, sondern die Aufgabe der verbotenen Lust, d. h. der Vorgang ist nur dort möglich, wo der Ödipuskomplex nicht

nur „verdrängt“, sondern „untergegangen“ ist. Irgendwelche Wunscherfüllungen muß das Kunstwerk aber doch enthalten, und die Frage drängt sich auf, welcher Entwicklungsphase diese zur Befriedigung zugelassenen Triebe angehören. Jedenfalls einer prägenitalen, und man darf wohl annehmen, daß auch diejenigen prägenitalen Phasen, die im Laufe der späteren Entwicklung intensiv genitalisiert und in den Dienst des Ödipuskomplexes gestellt werden, außer Betracht bleiben müssen, so insbesondere die orale, die schon durch die enge Beziehung zum Kannibalismus an streng Tabuiertes rührt. Mehr darüber auch nur mit einiger Bestimmtheit zu sagen, scheint zur Zeit unmöglich, doch sei es gestattet, einer Hypothese Raum zu geben: Es dürfte kaum zufällig sein, daß die „unpersönlichen“ Kunstwerke der bildenden Kunst sämtlich, wie die Ravennatischen, mit Beiseitesetzung alles Stofflichen und Realistischen die Wirkung durch Farbe und Raum erstreben. Es sind das vielleicht die beiden frühesten lustvollen Eindrücke des Neugeborenen, wenn er den anfänglichen Mangel jeglicher Raumvorstellung[1] und die dadurch bedingte vollständige Hilflosigkeit zu überwinden beginnt. Diese ersten Erkenntnisse von Raum und Licht sind und bleiben hinreichend fern von der Libidoentwicklung, um auch dem strengsten Über-Ich als unverfänglich zu gelten.

Wie ist es zu erklären, daß diese Werke, die auf den Beifall der Außenwelt verzichten, trotzdem Kunstwerke bleiben, also imstande sind, auf die Beschauer eine tiefe Wirkung auszuüben? Erinnern wir uns, daß diese Wirkung nicht die gleiche ist, die wir bei anderen — ich möchte sagen, bei „weltlichen“ — Kunstwerken sehen. Wie die suggestive Wirkung der Persönlichkeit, so fehlt auch das Aufrühren der Affekte, die Bereitschaft zur Illusion, alle die Dinge, von denen wir gefunden haben, daß sie der Massenbildung und der künstlerischen Wirkung gemeinsam sind. An deren Stelle

1) Die „pränatalen“ Mutterleibsphantasien haben mit dem Werden der Raumvorstellung nichts zu tun. Sie entstehen im Dienste der infantilen Sexualwünsche (innige Vereinigung mit der Mutter, Belauschen des elterlichen Koitus usw.) und gründen sich inhaltlich auf die von dem Kind regelmäßig schon früher erworbene Erkenntnis, daß die Neugeborenen aus dem Leib der Mutter kommen, weshalb sie den Raum mit den bekannten Attributen (Dunkelheit, unterirdische Höhle, Wasser) ausstatten. Mit der von Rank behaupteten, aber völlig unbewiesen gelassenen Erinnerung an den Mutterleib hat das nichts zu tun. Es wäre auch nicht einzusehen, wieso ein Wesen, das weder den Gesichts-, noch den Gehörsraum kennen kann, noch den taktilkinetischen durch die Eigenbewegung, sondern Raumempfindungen nur durch die Hautoberfläche in einem ringsum gleichartigen Medium zu erwerben Gelegenheit hat, wie ein solches Wesen zur Vorstellung eines „engen, dunklen Raumes“ kommen könnte.

tritt ein Gefühl des inneren Beruhigt- und Gelöstseins, eine Stimmung, die sich nur als die einer gehobenen, bitterkeitslosen Resignation beschreiben läßt; die erdenschwere Last der Triebe fällt für eine Weile ab. Die Vorlustquellen, die diese Werke bieten, müssen offenbar stark genug sein, um auch unser Ich für eine Weile zu entwaffnen, es zur Aufgabe seiner sonstigen Objektbesetzungen zu veranlassen, so daß es bereit ist, zu regredieren — allerdings nicht um der Regression selbst und der Wiedergewinnung einer infantilen, längst verlorenen Lust willen, sondern weil sich aus dem Beispiel der Namenlosen herausfühlen läßt, daß dies der Weg ist, die Aussöhnung mit der Strenge des Über-Ichs und damit den inneren Frieden zu erwerben. „So ihr nicht werdet wie dieser Kinder eines . . .“ Das Ich, besonders dort, wo es durch den Konflikt mit Es und Über-Ich zermürbt ist, läßt sich bereitwillig zum Kinde machen, wenn es dadurch das Himmelreich erwirbt, d. h. der Kritik des Über-Ich entgeht.[1]

Schopenhauer sieht bekanntlich im Kunstwerk den Ausdruck einer Verneinung des Lebenswillens. Nietzsche hat diese Behauptung als mehr dem Schopenhauerschen System als der Psychologie des Kunstwerkes angepaßt angegriffen und verspottet. Kunst sei Bejahung der Welt, Triebbejahung, ja selbst Schmerzbejahung. Die hier vorgetragene Theorie sieht in der Kunst einen Umweg zur Wunscherfüllung, also das Gegenteil einer Verneinung des Willens. Trotzdem dürfen wir Schopenhauer Recht geben — wenigstens für die besondere Gruppe von Kunstwerken, die wir hier einer Untersuchung unterzogen haben. Der „unpersönliche“ Eindruck stammt bei diesen Werken von dem Bestreben ihrer Urheber, ihr Ich auszulöschen, und ihre Wirkung liegt darin, daß die verbietende, triebhemmende, mit dem durch Triebentmischung frei gewordenen Destruktionstrieb angefüllte Instanz in uns vorübergehend zur Alleinherrschaft gelangt. Die „reine, willenlose Anschauung“, in der Schopenhauer das eigentliche Geheimnis der Kunst sieht, wird in diesem Sonderfall — wenigstens soweit es die Libido, den eigentlichen Kern des Willens zum Leben, angeht — erreicht.

Es bleibt noch die Abgrenzung von benachbarten Phänomenen übrig. Bei allen des Stofflichen entkleideten, in der modernen Kunsttheorie „abstrakt“ genannten Kunstwerken läßt der Anschein des „Objektverlustes“, der auf eine Abkehr von der Außenwelt und narzißtische Regression deutet, an die

1) Es ist nicht zu übersehen, daß auch die Technik der Mosaiken, das geduldige Zusammensetzen kleiner farbiger Glasstückchen stark an die Spiele kleiner Kinder erinnert und nichts von der männlichen Kühnheit und Entschlossenheit hat, die z. B. bei der Al-Fresko-Technik unerläßlich ist.

Verwandtschaft mit der Schizophrenie denken. Die intensive Regression ist den beiden tatsächlich gemeinsam, aber während in der Schizophrenie das Über-Ich abgebaut wird und zusammenstürzt, bleibt es in unserem Falle voll erhalten. Nur das Ineinanderaufgehen von Ich und Über-Ich kann diesen Anschein vorübergehend erwecken.

Auf der anderen Seite läßt sich diese Art ästhetischer Wirkung von der des Humors abgrenzen, die nach Freud ja auch darauf beruht, daß eine Aussöhnung mit dem Über-Ich erreicht wird. Nur der Mechanismus dieser Aussöhnung ist verschieden: Beim Humor besteht er in einer plötzlichen Nachgiebigkeit des Über-Ich, das sich ausnahmsweise zum Schützer statt zum Kritiker des Ich macht; bei unseren Kunstwerken läßt das Über-Ich von seiner Strenge nichts nach, im Gegenteil, diese erscheint durch religiöse und asketische Zeitströmungen noch gesteigert, aber das Ich weicht dieser Strenge durch seine Demut und weitgehende Regression soweit aus, daß die Billigung des Über-Ich durch Vermittlung des Werkes erreichbar wird.

Die letzte Frage ist die nach der Beziehung dieser „unpersönlichen" Kunst zu unserer Zeit. Ich glaube, daß sie viel inniger ist als die zur Renaissance — nicht weil wir den Menschen jener Epochen der Askese ähnlicher geworden sind als den Renaissancemenschen, — sondern aus einem Gegensatz zu ihnen. In unserer Zeit ist infolge der plötzlichen Fortschritte in der Beherrschung der Natur und der damit zusammenhängenden Lockerungen der sozialen und religiösen Bindungen eine Erfüllbarkeit der erotischen Objektbeziehungen eingetreten, wie sie in früheren Epochen gewiß nur einer unvergleichlich kleineren Minorität freistand. Hingegen leben wir in einem viel stärkeren Konflikt mit unserem Über-Ich als unsere Vorfahren, besonders als die Menschen der kirchlich-dogmatisch gerichteten Zeitalter, wie das der Byzantiner und das frühe Mittelalter. Dort war der Glaube und die darauf aufgebauten Gebote endgültig festgelegt, auf ewig unveränderlich und sicher, dem Zweifel entzogen und mit der Persönlichkeit vollkommen eins geworden. Ich und Über-Ich lebten in einer sicheren, dauerhaften Verbindung, für alle sittlichen Probleme gab es klare und eindeutige Antworten, während wir trotz aller Befriedigung unserer Objektlibido in einer fortwährenden Unsicherheit leben und unerwarteten Schwankungen in den Ansprüchen unseres Über-Ich preisgegeben sind. Deshalb muß es für uns unschätzbar sein, wenn wir auf dem Wege der unbewußten Identifizierung die Illusion einer festen, unverrückbar friedvollen Beziehung zwischen Ich und Über-Ich erhalten. Diese Werke bewundern wir dankbar — aber wir können sie nicht mehr hervorbringen.

Der Fall Lefebvre[1]

Zur Psychoanalyse einer Mörderin

Von

Marie Bonaparte

Paris

I

Der Tatbestand

Die neuen biographischen Angaben sowie die Einzelheiten, durch die mein Bericht über den Kriminalfall Lefebvre von den Darstellungen im Verlaufe der gerichtlichen Untersuchung und der Verhandlungen sich unterscheidet, verdanke ich Frau Lefebvre selbst. Ich konnte sie in Anwesenheit ihrer Verteidiger am 14. Januar 1927 im Gefängnis zu Lille besuchen und mich über vier Stunden lang mit ihr unterhalten. Sie wußte nicht, wer ich war; man hatte mich als eine Dame vorgestellt, „die sich für Psychologie interessiere" und die Absicht habe, über sie eine Studie zu schreiben.

Frau Lefebvre, geborene Marie-Félicité-Elise Lemaire, wurde zu Fromelles (Département du Nord) am 13. November 1864 geboren. Sie gehörte einer ehrbaren Familie wohlhabender Landwirte an; ihr Vater, Charles-François Lemaire, besaß und bewirtschaftete mehrere Grundstücke. Ihre Mutter, Nathalie-Sidonie Waymel, stammte aus einer bekannten Familie des Département du Nord. Zwei Jahre nach Marie wurde ihr Bruder Charles-François geboren; weitere 18 Monate später ihre Schwester Nelly. Eine letzte Schwester, Louise, kam im Jahre 1874 zur Welt.

Die kleine Marie Lemaire wuchs auf dem Lande auf. Ihre erste Erinnerung bezieht sich auf ihre Großmutter väterlicherseits. Sie sieht sich als ganz kleines

---

1) Aus dem Französischen übersetzt von R. Loewenstein (Paris).

Mädchen — das Alter kann sie nicht genau angeben — neben ihrer Großmutter gehen, die sie vergöttert hatte. Der Großvater und die Großmutter verbrachten die letzten Jahre ihres Lebens im Hause ihres Sohnes Charles, des Vaters von Frau Lefebvre. Sie hatten dort eine besondere Wohnung, aber die Mahlzeiten wurden gemeinsam eingenommen. „Und niemals", sagt Frau Lefebvre, diesen Punkt betonend, „gab es Streitigkeiten, denn in meiner Familie war man unter gut erzogenen Menschen und man wußte, welchen Respekt und welche Rücksichten man seinen Eltern schuldig ist."

Mit sechs Jahren wurde Marie Lemaire ins Kloster von Fournes in Pension gegeben. Sie scheint von diesem Kloster eine gute Erinnerung bewahrt zu haben. Es gab in diesem Kloster Kinder vom Lande; „die Damen" beschäftigten sich viel und individuell mit den Kindern. Frau Lefebvre erinnert sich nicht, eine Lehrerin oder eine Kameradin besonders geliebt zu haben.

Die Sommerferien verbrachte Marie bei ihren Eltern. Sie verlor in den Jahren 1869 und 1870 ihre lieben Großeltern. Von da an scheint allein die Liebe für ihren Vater ihre Kindheit beherrscht zu haben. Sie preist seine Güte, spricht viel weniger von ihrer Mutter. Ihr Vater war streng, aber sehr gut. Ihre Mutter hingegen soll noch strenger gewesen sein. „Ließ man", wie sich Frau Lefebvre volkstümlich ausdrückt, „einen Furz schief los, so hat man es eher dem Vater gesagt, aber niemals der Mutter. Und der Vater sagte dann: Erzählt es ja nicht der Mutter!"

Während der Sommerferien, die die kleine Marie bei ihren Eltern verbrachte, spielte sie oft im Garten mit dem Bruder und der Schwester. Nelly hatte eine Puppe besonders gerne. Marie spielte selbst nicht viel mit Puppen, sie fertigte aber eifrig Kleider für die Puppen ihrer Schwester an. Die Kinder spielten hauptsächlich religiöse Zeremonien. Der kleine Charles war der Geistliche und hielt den Gottesdienst ab. Die Mädchen beichteten ihm, er las die Messe. Sie veranstalteten Prozessionen im Garten. Sie begruben umgekommene Hühnchen in Zigarrenschachteln in einem besonders dazu hergerichteten Friedhof, nachdem sie sie feierlich eingesegnet hatten, und errichteten auf ihrem Grabe kleine, mit Kränzen aus Gänseblümchen geschmückte Kreuze.

Marie liebte es auch, die Bücher der „Bibliothèque Rose" zu lesen, besonders „Les Petites Filles Modèles", eine Erzählung, die sie durch die Absonderlichkeiten der bösen Mme Fichini, der Stiefmutter Sophies, begeistert hatte. Sie stellte mit ihren Geschwistern im Spiele Szenen dar, in denen diese Dame vorkam. Eine der Schwestern verkleidete sich, um sie darzustellen.

Mit zwölf Jahren verließ Marie das Kloster in Fournes und kam zu den Bernardinerinnen in Esquermes in Pension. Da gab es mehr Pensionärinnen. Obwohl die Kinder einer höheren Gesellschaftsschicht angehörten, befaßte man sich weniger individuell mit ihnen.

Bei der ersten Kommunion äußerte Marie den gewünschten Eifer, denn sie war von jeher gläubig gewesen. Sie erinnert sich nicht, eine besondere mystische Krise in jener Zeit durchgemacht zu haben. Sie sagt einfach, sie hätte das erste Abendmahl „so wie es sich gehört" empfangen, so wie man es in einer Familie wie der ihrigen zu tun pflege.

Kurz bevor sie dreizehneinhalb Jahre alt wurde, zur Zeit ihrer ersten Menstruation, begann Maries Gesundheit zu leiden. Sie bekam Diarrhöen, die sie unaufhörlich peinigten und die die ganze Zeit bis zum Regelmäßigwerden ihrer Menstruation andauerten. Die Überwindung ihrer Menstruationsstörungen ging schwierig vonstatten und erfolgte erst in ihrem achtzehnten Jahre, bis dahin kamen Unregelmäßigkeiten und Ausbleiben der Periode, nicht selten fünf bis sechs Monate lang, immer wieder vor. Ihr seelisches Gleichgewicht war beträchtlich gestört; das junge Mädchen war ohne sichtbaren Grund traurig geworden und hatte aus scheinbar geringfügigen Gründen Weinanfälle, z. B. „wegen einer gewöhnlichen Bemerkung, die Mama machte".

Mit sechzehneinhalb Jahren kehrte Marie aus der Pension zu ihren Eltern zurück, die seit zwei bis drei Jahren in Fournes lebten. Sie blieb dort bis zu ihrer Heirat.

Im Jahre 1888 heiratete sie Guillaume Lefebvre, Bierbrauer in der Rue de Lannoy in Roubaix. Es soll schon von früher her eine Verwandtschaft durch Heirat zwischen den Familien Lefebvre und Lemaire bestanden haben. Durch die Heirat und Vereinigung ihrer Güter kamen Guillaume und Marie zu einem gemeinsamen Vermögen von einigen Millionen. Ihre Verbindung war also eine von den Eltern in die Wege geleitete Vernunftehe.

Guillaume Lefebvre, geboren am 31. Juli 1854, war zehn Jahre älter als seine Frau. Als Marie heiratete, war sie über die Tatsachen, die das Eheleben mit sich bringt, gänzlich unaufgeklärt. In der ersten Zeit litt sie sehr, als sie der Wirklichkeit der körperlichen Beziehungen gegenüberstand, und obwohl sie sich nach und nach an sie gewöhnte, liebte sie nie die ehelichen Beziehungen und fügte sich ihnen anfänglich nur aus Pflicht.

Sie wurde schwanger und litt während ihrer Schwangerschaft stark an verschiedenen Beschwerden, hauptsächlich an Schmerzen in den Nieren. Sie kam vorzeitig, nach sechseinhalb Monaten, mit einem Mädchen nieder, das nicht lebensfähig war; der Verlust des Kindes hat sie geschmerzt. Im

Jahre 1890 (31. August) bekam sie ihren ersten Sohn André, dann 1892 (24. Mai) ihren zweiten, Charles. Sie mußte einen großen Teil ihrer Schwangerschaft auf einem Ruhebett liegend zubringen. Sie nährte ihre beiden Kinder, wie sie selbst von ihrer Mutter genährt worden war, während einiger Monate. Dann sagte ihr ihre Mutter: „Es ist genug, man soll nicht länger nähren." Sie hatte dann keine anderen Kinder mehr, obwohl, wie sie sagt, sie sowie ihr Mann gerne bereit gewesen wären, noch andere zu bekommen.

Sie widmete sich von da an ihren zwei Kindern, die in dem engen Leben einer ordentlichen Bürgerin neben der Sorge um den Mann und das Haus die erste Stelle einnahmen.

Das Ehepaar Lefebvre wohnte in Roubaix zehn Jahre lang Rue de Lannoy und dann von 1898 bis 1923 Boulevard Gambetta; sie verkehrten nur mit wenigen Menschen und lebten ein zurückgezogenes Familienleben. Es war bekannt, daß sie äußerst sparsam waren, viele hielten sie sogar für geizig. Frau Lefebvre, die sehr religiös war, ging oft schon in der frühesten Stunde zur Messe. Als der kleine Charles sechs Jahre alt wurde, erkrankte er an einem fieberhaften Leiden, das Atrophien und motorische Störungen hinterließ (muskuläre Dystrophie, Typus Charcot-Marie, siehe das Zeugnis des Dr. Sicard in den Akten). Da widmete sich Frau Lefebvre ganz diesem Kinde, pflegte es Tag und Nacht und hing an ihm wie es Mütter Kindern gegenüber tun, die mit einem Gebrechen behaftet sind. Allein André blieb gesund, wuchs, studierte Jus und bereitete sich vor, Notar zu werden, dem Beispiele seines Onkels Charles Lemaire folgend.

Zu dieser Zeit, im Jahre 1912, begann Frau Lefebvre zu fühlen, daß ihre Gesundheit ernster angegriffen war; sie war jetzt achtundvierzig, stand also vor dem Eintreten der Menopause. Sie wurde von verschiedenartigen Störungen befallen, litt an Geistesabwesenheit und Nervenkrämpfen und wurde insbesondere durch eine hartnäckige Stuhlverstopfung gepeinigt, ein Symptom, das ihr das Leben vergiften sollte und das zu der Diarrhöe der Pubertät einen eigenartigen Kontrast bildete. Diese Verstopfung war so stark, daß sie manchmal vierzehn Tage lang nicht wich. Es beginnen die „Gallenkolik", Magenkrämpfe und alle die schmerzhaften und unbestimmten Sensationen der Enteroptose, deren Beschreibung von da ab ihre „Tagebücher" oder Notizhefte ausfüllen, welche „l'Ordonnancier" (das Rezeptheft), „le Studieux" und das Heft „de Bon Secours" (Name der Anstalt) hießen (siehe die Akten).

Frau Lefebvre hatte sich jetzt den Ärzten anvertraut, die ihr aber, wie den meisten Hypochondern und Psychopathen, nicht viel helfen konnten.

Die psychische Schale, die den organischen Kern ihrer Krankheit umgab und ihre Leiden bedingte, konnte nicht durch Medikamente, wie Brom, Baldrian, Phytin u. a. aufgelöst werden, auch nicht durch Bäder und nicht durch einige Kuren in Vichy.

Das Martyrium der Hypochondrie begann. Schlaflosigkeit, Nervenzerren, gesenkte Organe — der Arzt aus Vichy oder Châtel-Guyon hatte das Unglück gehabt, eine Nierensenkung zu diagnostizieren; diese Senkung hatte sich im Geiste — wenn auch nicht im Körper — der Frau Lefebvre auf fast alle Organe ausgedehnt, die einen durch die anderen mitgezogen, wie sie sagt — das sind die Ausdrücke, die sich in allen ihren Klagen und Aufzeichnungen wiederholen, wie ein lästig und quälend sich aufdrängendes, immer wiederkehrendes Motiv. Von nun ab schliefen die Eheleute gesondert. Die Freundschaft, diese einzig wahre Grundlage ihrer ehelichen Gemeinschaft, blieb zwischen ihnen erhalten.

Zu Beginn ihres neuen Leidens unterzog sich Frau Lefebvre einer Kur im Sanatorium Bon Secours in Belgien. Sie verbrachte dort das Frühjahr 1912, fuhr nach Hause, wurde wieder krank und ging dann für den ganzen Herbst wieder nach Bon Secours. Als sie schließlich nach Hause zurückkehrte, war sie etwas gebessert, aber nicht geheilt. Zu den neurotischen Symptomen und der Obstipation, die früher im Vordergrunde standen und den Aufenthalt in Bon Secours veranlaßt hatten, kamen nun die „Gallenkoliken“ hinzu. Jetzt beginnen ihre unnützen Besuche und Konsultationen bei einem Arzt nach dem andern, die Kuren in Vichy und anderwärts.

1914 machte Frau Lefebvre die deutsche Besetzung mit und erhielt erst im Jahre 1917 die Erlaubnis, mit ihrem kranken Sohne Charles das besetzte Gebiet zu verlassen; in dieser Zeit kämpfte André tapfer an der Front. Sie reiste nach dem Süden Frankreichs und erfuhr dort den Tod ihres vierundachtzigjährigen Vaters, der im Département du Nord geblieben war. Sie empfand es schmerzlich, beim Tode ihres Vaters, den sie so sehr liebte, so weit entfernt zu sein. Ihre Mutter lebte damals noch und starb erst mit 80 Jahren im Jahre 1920; 1921 starb ihre jüngste Schwester, Louise, 1922 ihr Bruder Charles.

Frau Lefebvre blieb bis nach Ende des Krieges im Süden und kehrte nach Roubaix erst Anfang 1919 zurück. Ihr Gesundheitszustand jedoch blieb schlecht. Die Konsultationen und Verschreibungen der Ärzte begannen von neuem. Um der Kranken einige Ruhe zu verschaffen, beschlossen endlich die Lefebvres, die Stadt zu verlassen und ein Haus in Hem, Boulevard de Roubaix, zu bauen. Die Familie bezog dieses Haus im Jahre 1923. André

Lefebvre ließ in Fournes bauen, nachdem er dort eine Notarstelle gekauft hatte, und ließ sich dort allein nieder.

Im Jahre 1924 machte André, der damals vierunddreißig Jahre alt war, durch Freunde die Bekanntschaft von Antoinette Mulle, einem Mädchen von etwa dreißig Jahren, Tochter eines Bierbrauers in Lannoy, die sich nach dem Tode ihres Vaters mit viel Energie und Sachkenntnis an der Leitung der „Gesellschaft Mulle" betätigt hatte, dem gemeinsamen Besitz der Witwe Mulle und ihrer Kinder Henri, Joseph und Antoinette.

Frau Lefebvre widersetzte sich nicht der Heirat ihres Sohnes, obwohl sie von ihr nicht begeistert war. Acht Tage vor der Hochzeit entstand die erste Szene zwischen der Schwiegermutter und der zukünftigen Schwiegertochter (siehe die Aussagen der Frau Mulle-Mutter).

Es war in der Kirche. Frau Lefebvre näherte sich Antoinette und machte ihr bittere Vorwürfe, das Auto der Familie unaufhörlich in Anspruch zu nehmen, um mit ihrem Verlobten spazieren zu fahren.

Die Heirat fand jedoch statt. Während der Hochzeitsreise, die unter dem Vorwand von Sparsamkeit und Geschäften in Fournes auf das Betreiben von Frau Lefebvre von sechs auf vier Wochen reduziert wurde, schrieb André an die Mutter nur Postkarten. Er zog sich dafür von ihr einen Brief zu, voll scharfer Vorhaltungen über den „Respekt, den man seinen Eltern schuldig sei", gegen den diese einfachen Postkarten schwer verstoßen. Während der Hochzeitsreise hat Frau Lefebvre, wie sie mir sagte, erfahren, daß Antoinette Mulle sowie ihr Bruder Henri die Absicht gehabt hätten, nach dem Tode ihres Vaters gegen ihre Mutter einen Prozeß anzustrengen. „Wer dringt da in unsere Familie ein?" dachte Frau Lefebvre. Und nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise, beim ersten Besuch, den ihr die Jungvermählten abstatteten, sagte sie, sie wünsche keine Kinder „von dieser Rasse" (Worte, die Frau Lefebvre mir gegenüber gebrauchte), „von dieser Gattung" (Aussage der Frau Mulle-Mutter).

Man kennt die peinlichen Episoden mit der falschen Perlenbrosche und den rotseidenen Salonmöbeln. Die Brosche ist als Hochzeitsgeschenk ihres Sohnes an ihre Schwiegertochter von Frau Lefebvre ausgesucht worden, die aber ihren Sohn nicht davon in Kenntnis gesetzt hatte, daß die Perlen falsch waren. Antoinette entdeckte das erst an dem Tage, als sie die Brosche zu einem Juwelier brachte, um daran ein Sicherheitsschloß anbringen zu lassen.

Die Möbel mit roter Seide, die von Frau Lefebvre in der Mitgift Andrés ziemlich hoch veranschlagt worden sind, waren so abgenützt, daß sie das junge Paar im entlegeneren Teil des Hauses unterbringen mußte. Als Frau

Lefebvre sah, daß die Möbel sich nicht im Salon ihres Sohnes befanden, machte sie eine unangenehme Szene. „Dummheiten!“ sagt sie heute achselzuckend, wenn man ihr davon spricht.

Sie machte auch unaufhörlich Vorhaltungen über die Ausgaben; ihre Schwiegertochter durfte kein Stubenmädchen haben, mußte selbst Kuchen backen, mußte rote Tischtücher gebrauchen, um weniger für die Wäsche auszugeben, durfte, wenn keine Gäste waren, nur einen Gang zubereiten, der weißen Sauce kein Ei zusetzen usw. (siehe die Aussagen von Frau Mulle-Mutter).

Frau Lefebvre wurde so unausstehlich, daß ihre Schwiegertochter schon Februar 1925, also sechs Monate nach der Heirat beschloß, sie nicht mehr zu sehen. André ging allein jede Woche zu seinen Eltern nach Hem Mittag essen.

Zu dieser Zeit, im Monat März, wurde Antoinette schwanger. André, der instinktiv die Lage zwischen sich und seiner Mutter verstand, soll nur seinen Vater davon in Kenntnis gesetzt haben und auch dies erst Ende April oder im Mai. Unklarheit herrscht über die Art, wie Frau Lefebvre zum erstenmal von der Schwangerschaft ihrer Schwiegertochter hörte. Es ist aber wahrscheinlich, daß ihr schon damals ein Gerücht darüber zu Ohren kam, obwohl sie es heute leugnet.

Anfangs Juni, am vierten, schoß ihr zum erstenmal der Gedanke durch den Kopf, eine Pistole zu kaufen und sie ging in eine Waffenhandlung in Lille, um sich eine zu beschaffen. Sie gab an, von ihrem Manne geschickt zu sein, der durch Diebstähle in der Nachbarschaft beunruhigt worden wäre, insbesondere, da eine Türe bei ihnen schlecht schließe. Auf Veranlassung des Waffenhändlers unterfertigte Frau Lefebvre ein Gesuch an die Präfektur, um die Genehmigung zum Kauf der Pistole zu erhalten. Da sie jedoch am nächsten Tage nach Vichy reisen sollte, konnte sie die Waffe vor ihrer Abreise nicht mehr in Empfang nehmen.

Frau Lefebvre weilte in Vichy in der Villa Paisible vom 5. bis zum 24. Juni. Dort erhielt sie die Bestätigung der Schwangerschaft ihrer Schwiegertochter. Nachdem ihre Kur beendet war, „und ihr noch ein Tag zur Verfügung stand, bevor sie nach Roubaix zurückkehren mußte, dachte sie darüber nach, wie sie diesen Tag ausnutzen sollte“. Der Gedanke, nach Lyon zu fahren, die Messe anzusehen, den sie einen Augenblick lang gehabt haben soll, scheint nachträglich erdichtet zu sein und zu ihrem allerdings sehr dürftigen Verteidigungssystem zu gehören. Sie behauptet, daß Mitreisende im Zuge ihr geraten hätten, in St. Etienne auszusteigen. Wie dem auch sei, Tatsache

ist, daß sie dort ausstieg, die Stadt nicht besichtigte, sondern in die dortige Waffenfabrik ging und eine Pistole kaufte, als „Reiseandenken“, wie sie in der Gerichtsverhandlung angab.

Mit der Pistole versehen fuhr Frau Lefebvre am nächsten Tage nach Hem weiter. Ihr Mann soll von dieser Neuerwerbung nicht sehr entzückt gewesen sein. Eines Abends ließ sie sich von ihrem Sohn André die Handhabung der Pistole zeigen, da ihr Mann das Schießen nicht gerne hatte. Sie schoß selbst.

Jetzt begann Frau Lefebvre „Versöhnungsversuche“ bei ihrer Schwiegertochter zu unternehmen. An einem Sonntag, den 16. August, soll ihr die Schwiegertochter auf einer Spazierfahrt nach Arras im Auto Worte gesagt haben, die mir Frau Lefebvre wiederholt als eine unverzeihliche, eine tödliche Beleidigung anführt: „Sie haben mich halt, nun also müssen Sie mit mir rechnen.“ In diesen nichtssagenden Worten drückte sich ihrer Meinung nach in der aufdringlichsten Weise „Respekt- und Rücksichtslosigkeit“ aus, — dies ist die Redewendung, die Frau Lefebvre unaufhörlich und eintönig wiederholt, wenn sie von ihrer Schwiegertochter spricht.

Eine Versöhnung kam an diesem Tage nicht zustande. Der Sohn, der das Auto lenkte, mußte seine Frau an seine Seite setzen, um sie der feindseligen Haltung seiner Mutter zu entziehen, die, wer kann es wissen, vielleicht schon von diesem Tage an mit der Pistole bewaffnet war.

Am nächsten Sonntag, den 23. August, bekam André einen Brief von seiner Mutter, in dem sie anfragte, ob er am nächsten Mittwoch wie gewöhnlich nach Lille kommen und ob seine Frau ihn begleiten würde. Er vernichtete diesen Brief, der, wie er sagt, Dinge enthielt, die seine Frau hätten kränken können, und antwortete nicht.

Am nächsten Mittwoch, den 26. August 1925, kam er mit seiner Frau nach Lille. Nachdem er allein bei seinen Eltern in Hem zu Mittag aß, kehrte er mit seinem Vater, der zur Börse gehen wollte, und mit seiner Mutter, die dort einen Besuch machen wollte, nach Lille zurück. Während dieses Besuches war Frau Lefebvre ruhig — wie gewöhnlich (siehe die Aussagen von Frau Roger Salembier). André Lefebvre traf seine Mutter, die ruhig mit seiner Frau plauderte, an der Place Rihour wieder, wo er sein Auto eingestellt hatte.

Frau Lefebvre sagte da, sie habe jemand außerhalb des Béthunetores zu treffen. Sie setzte sich hinter ihren Sohn, links von der Schwiegertochter; sie befanden sich also beide auf dem hinteren Sitz, unter dem herabgelassenen Verdeck des offenen Fordwagens.

André fährt sie zuerst zur Place Ronde, wo er das Auto stehen läßt, während seine Frau zu Fuß eine Besorgung macht und er selbst in einer Druckerei die Angelegenheit einer Anzeige bespricht. Frau Lefebvre wartet allein im Auto. Wahrscheinlich zog sie in diesem Augenblick die Pistole aus der Tasche, die sie aus Hem mitgenommen hatte. Dann fuhr das Auto weiter, durch das Tor von Béthune in die Straße nach Fournes. Aber Frau Lefebvre bat plötzlich ihren Sohn, nach rechts abzuweichen, um über den Chemin de la Solitude ins Pfarrhaus von Loos zu gelangen, unter dem Vorwande, dort „Messen lesen zu lassen für ihren Mann, der sich den Finger verletzt hatte, und für die Seelenruhe ihrer Eltern".

Daraufhin wendet das Auto und begibt sich auf den Chemin de la Solitude. Gerade an der zweiten Straßenlaterne, an der Stelle, wo der Weg eine Biegung macht, bittet sie, wie sie mir erzählt,[1] ihren Sohn, anzuhalten, unter dem Vorwande, ein Bedürfnis zu verrichten. Und wie der Wagen stillsteht, zieht sie ihre Pistole, richtet sie gegen die linke Schläfe ihrer Schwiegertochter, welche in diesem Augenblick den Kopf abwendet und nach rechts auf die Straße blickt, und tötet sie mit unbarmherziger Sicherheit auf der Stelle. Die Kugel hatte den Kopf von einer Schläfe zur anderen durchbohrt.

Der Sohn dreht sich um, sieht seine Frau blutüberströmt. „Mama, was hast du getan? Was hast du getan?" — Er nimmt ihr die Pistole weg, gibt sie wieder zurück, setzt das Auto in Bewegung und passiert die Stadtgrenze, während hinter ihm seine blutbefleckte Frau auf seine Mutter gesunken ist, die sie stützt, damit sie bei den Stößen des alten Fordwagens nicht umfällt. In zehn Minuten erreichte der Wagen das Pavillon Olivier und dann, da sich dort kein Arzt befand, das Krankenhaus. Es war sechs Uhr abends.

Die Aussagen des Krankenhauswärters und des Polizeikommissärs Christol riefen die tragische Szene wach: die Schwiegermutter, Mörderin, „auf der dritten Stufe der Krankenhaustreppe sitzend", empfindungslos, abwesend, wie fremd allem, was da geschah, während einige Schritte weit vor ihr auf einer Bahre der Körper der Ermordeten lag.

Die Nacht verbrachte Frau Lefebvre im Gefängnis.

---

1) Frau Lefebvre behauptete während des Prozesses, daß sie erst nach dem Schuß anzuhalten bat.

II

Der Prozeß

Das Verbrechen der Frau Lefebvre, die auf diese Weise ihre sich im sechsten Monat der Schwangerschaft befindliche Schwiegertochter kaltblütig durch einen Pistolenschuß getötet hatte, erregte ungeheures Grauen.

Frau Lefebvre wurde im nächsten Jahr, im Monat Oktober 1926, von dem Schwurgerichte von Douai zum Tode verurteilt.

Während der Verhandlungen des Schwurgerichtes von Douai verlangte die Menge laut ein Todesurteil. War denn Frau Lefebvre nicht auch „die unsympathischste aller Angeklagten"? Seit einem Jahr schon, seit dem tragischen Abend, verlangte für sie das Volk das Schafott.

Sie hatte in der Tat ein Verbrechen von antiker Grauenhaftigkeit begangen. Sie tötete aus Liebe zum Sohne, wie andere es aus Liebe für einen Geliebten tun. Die Ahnung von Inzest schwebte um die furchtbare Tat. Man flüsterte sogar im Volke, daß sie zu ihrem Sohne körperliche Beziehungen unterhalten hätte. Und was das Volk nicht vergibt, sie war seit dem Verbrechen von einer merkwürdigen Teilnahmslosigkeit. Sie schien durch Gewissensbisse nicht gepeinigt und nicht zusammengebrochen zu sein. Sie hatte kein einziges Wort des Mitleids für ihr Opfer gefunden.

Sie war alt: die Anmut der Jugend sprach nicht für sie.

Sie war geizig: Gerüchte von angehäuftem Gelde und daneben — welcher Kontrast — die kleinlichen Ausgaben, die sie der Schwiegertochter vorgeworfen hatte. — Man war empört darüber.

Sie war reich und es liefen Gerüchte von einer möglichen Bestechung des Gerichtes. „Man könnte sie vielleicht für verrückt ausgeben" und auf diese Weise der verdienten Strafe entziehen.

Da schloß auch das Gutachten des Gerichtssachverständigen auf volle und ganze Verantwortlichkeit. Was sollte man in der Tat mit einer solchen Angeklagten tun? Sie unverantwortlich erklären, das hieße ihr die Türen der Irrenanstalt zu eröffnen, von wo aus man auf einfache, zwar vom Präfekten begutachtete Ärztezeugnisse wieder herauskommen und direkt in die Familie zurückkehren kann. Das „Gerechtigkeitsgefühl" des Volkes hätte das nicht ertragen.

Man nahm Anstoß an der Begnadigung, durch welche der Präsident der Republik im Dezember 1926 die Todesstrafe für Frau Lefebvre, wie übrigens für alle Frauen seit Jahrzehnten, in lebenslängliche Haft verwandelte.

*

Das Verbrechen der Frau Lefebvre erregte ebensoviel Interesse wie Grauen. Die Zeitungen waren voll von der Affäre Lefebvre. Die Zeitung „Le Figaro" richtete sogar an Ärzte, Juristen und Psychologen eine Rundfrage nach den hauptsächlichen Triebfedern, die den Verbrecher zur Tat bewegen. Es ist unnütz, deren Antworten mitzuteilen. Alle waren sie unbestimmt und haben „daneben getroffen".

Interessanter ist es, das Gutachten der Gerichtssachverständigen zu betrachten. Die offiziellen medizinischen Gerichtssachverständigen, Dr. Raviart, Dr. Rogues de Fursac und Dr. Logre, schlossen nach einem eingehenden Bericht über die Untersuchung des Geisteszustandes der Angeklagten, einem Bericht, der wohl einen anderen Schluß zu verlangen schien, in ihrem Gutachten auf volle und ganze Verantwortlichkeit. Eine Geisteskrankheit schlossen sie aus und erklärten das Verbrechen der Frau Lefebvre durch den „ein wenig eigentümlichen Charakter" derselben. Sie soll nach der Meinung der Sachverständigen unter der Herrschaft einer archaischen Auffassung von der Familie gehandelt haben: des Matriarchats. Hatte nicht der *„pater familias"* in Rom das Recht über Leben und Tod der Seinigen? Ebenso Frau Lefebvre. Als sie durch das Eindringen einer angeblich herrschsüchtigen Fremden sich in ihrer bis dahin uneingeschränkten Herrschaft über ihre Familie bedroht fühlte, soll sie sich das Recht genommen haben, die Eindringende beiseite zu schaffen und soll es, wie der antike *pater familias*, ohne Erregung, ohne Gewissensbisse getan haben. Hatte sie denn nicht bei der Untersuchung gesagt: „Ich hatte die Empfindung, meine Pflicht zu tun." So soll Frau Lefebvre durch die Verquickung eines „ein wenig eigentümlichen Charakters" und einer „archaischen Auffassung von der Familie" zur Verbrecherin geworden sein, das, wie die Sachverständigen schließen, ihren freien Willen und ihre Verantwortlichkeit uneingeschränkt gelassen haben soll.

Dr. Voivenel in seinem Gutachten und Dr. Maurice de Fleury in seiner Berichterstattung, die von der Verteidigung eingeholt wurden, kamen zu einem entgegengesetzten Schlusse. Frau Lefebvre soll ihrer Meinung nach eine Paranoikerin vom Typus der *„revendicant"* sein (entspricht etwa dem Querulanten Kraepelins), jener Form der *„folie raisonnante"*, welche von Sérieux und Capgras vom paranoischen Beziehungswahne getrennt worden ist. Diese Kranken bewahren in hohem Grade ihr Gedächtnis und die Fähigkeit, Vernunftschlüsse zu ziehen, was dem Laien geistige Vollwertigkeit vortäuscht. Aber in einem Punkt ist ihre Vernunft gestört: nämlich in bezug auf die sogenannte Urteilsfähigkeit. Da ein mit starkem Affekt

beladener, überwertiger Gedanke in ihnen Fuß gefaßt hat und zur Herrschaft gelangt ist, so verliert alles, was mit diesem Gedanken zusammenhängt, seine natürlichen Ausmaße. So ist es auch mit allem, was Frau Lefebvre in bezug auf ihre Schwiegertochter sagte. Sie kann keinen ernsten Vorwurf gegen diese genau angeben. Harmlose Worte scheinen ihr eines Revolverschusses würdige Beleidigungen zu sein. Und die Sicherheit der Ausführung, die Erleichterung nach dem Verbrechen, das Fehlen von Gewissensbissen, alles das sind klinische Zeichen der „psychose de revendication", wie sie von den Autoren beschrieben wurde, von Sérieux und Capgras und anderen, z. B. Dr. Logre selbst, wie es Maurice de Fleury hervorhob.

Aber die Geschwornen, welche nach ihrem „gesunden Menschenverstand" urteilen und die Psychiatrie nicht kennen, welche zu derselben Volksmenge gehören, die an den Gerichtstüren brüllte, die Geschwornen, welche ihre ungeheure Empörung und ihren Abscheu vor einer solchen Mörderin auf die Autorität der offiziellen Sachverständigen stützen konnten, mußten für die Stimme der Gegensachverständigen taub bleiben und die Schuld ohne mildernde Umstände bejahen, eine Entscheidung, die ein Todesurteil zur Folge hat.

III

Der Sinn der Tat

Dr. Voivenel hat in seinem Vortrag, den er am 13. Januar 1927 im „Hotel des Sociétés Savantes" im „Faubourg" gehalten hat, das Verbrechen der Frau Lefebvre ausdrücklicher noch als in seinem Gutachten auf den Ödipuskomplex bezogen.

In seinem Gutachten hatte er in der Tat nur die Tatsache der *„folie raisonnante"* hervorgehoben und nicht die psychische Dynamik bei Frau Lefebvre. Es war leichter, in einem Vortrag die psychologischen Grundlagen der Tat darzustellen.

Der Ödipuskomplex ist nach Freud — ich brauche ja kaum daran zu erinnern — derjenige Zustand der Gefühle, des Triebes beim Kinde, der es sexuell zum gegengeschlechtlichen Elternteil treibt und — als logisches Gegenstück — Todeswunsch gegen den gleichgeschlechtlichen Elternteil, der als Rivale angesehen wird. Dieser Komplex, der in seiner ganzen sexuellen Realität existiert, in Wünschen nach physischer Berührung und Be-

friedigung sinnlicher Natur, lebt auch bei den Eltern, aber abgeschwächt, durch den langdauernden Zwang der sozialen Zensur abgestumpft. Der Vater zieht seine Tochter vor, die Mutter den Knaben. Manchmal stürzen die tausendjährigen Dämme der sozialen Zensur und das Ödipusverbrechen, — Inzest oder Mord, — auf deren Unterdrückung die Zivilisation sich aufgebaut hat, wird von neuem verwirklicht.

Das Ödipusverbrechen der Frau Lefebvre, allerdings das umgekehrte, nicht das des Ödipus, sondern das der Jokaste, ist so offenkundig, daß es des ganzen Abscheus vor dem Inzest bedurfte, damit das Wort „Inzest" in einer Rundfrage, wie z. B. die des „Figaro" an Ärzte, Juristen und Psychologen u. s. w. nicht einmal ausgesprochen werde.

Das Volk hatte einen richtigen Sinn für die Sache, als es in Douai, in Lille und in Paris das furchtbare Geheimnis flüsterte: eine körperliche Liebe zwischen Mutter und Sohn. Das Volk irrte, was den Tatbestand betrifft, nichts Reelles, Bewußtes fiel zwischen dieser Mutter und diesem Sohn aus bürgerlicher Familie vor, wo eine strenge und enge Moral herrschte. Aber das Volk hatte dabei doch wie eine Ahnung vom Drama, das sich im Unbewußten dieser Menschen abgespielt hatte und drückte in seiner derben, einfachen Art die Wahrheit aus, daß Frau Lefebvre „Jokaste" war, die getötet hatte.

Der Ödipuscharakter dieser Tat ist es gerade, der ihr die enorme Bedeutung und Wirkung auf Menschen gab. Ohne zu wissen warum, interessierten sich alle für die Affäre Lefebvre. Hat doch jede Mutter ganz in der Tiefe ihres Unbewußten, wenn auch unausgesprochen, etwas von Jokaste und Frau Lefebvre. Das furchtbare Drama vom Chemin de la Solitude ist eines von jenen, die eine der ewigen Verhaltungsweisen des menschlichen Unbewußten offenbaren.

Wir haben nur ungenau Einblick in die Kindheit der Frau Lefebvre im Sinne des Ödipuskomplexes. Aus den Akten erfahren wir fast gar nichts und in einem vierstündigen Gespräch läßt sich nicht ein Leben analysieren, sein Lauf zurückverfolgen. Aber trotz der wiederholten Behauptungen der Frau Lefebvre, daß man in ihrer Familie gewußt habe, welchen Respekt und welche Rücksichten man den Eltern schuldig sei, konnte ich doch sehen, daß Frau Lefebvre ihren Vater vergötterte, während sie für ihre Mutter eine viel zweifelhaftere Zuneigung gehabt hat. Sie spricht von ihr in einer kühlen und konventionellen Weise, sagt, daß man der Mutter nicht erzählte, wenn man „einen Furz schief losließ", daß man sie fürchtete, daß sie nicht bequem war. Während der Voruntersuchung zum Prozeß erfuhr

man, daß die Mutter an demselben Geiz gelitten habe wie die Tochter — wie sie übrigens auch die Gallenkolik der Tochter hatte. Kurz, diese Mutter scheint nicht von ihrem Kinde zärtlich geliebt worden zu sein und es ist auch wahrscheinlich, daß ein wahrer Haß, der heute von der alten und frommen Frau Lefebvre uneingestanden, vergessen ist, in der Seele des kleinen Mädchens, dieser Rivalin ihrer Mutter, gelebt hatte.

Im Alter von zwei Jahren mußte das kleine Mädchen, die bis dahin allein im Besitze des elterlichen Interesses und deren Liebe gewesen war, die Ankunft eines Neuankömmlings, ihres Rivalen in der elterlichen Gunst, ertragen. Denn damals ist ja ihr einziger Bruder geboren worden und wir wissen aus den Analysen, welche Umwälzung in einem Kinde die Geburt einer Schwester oder eines Bruders nach sich zieht. Das Kind, welches sich bis dahin als Mittelpunkt der Welt empfand, merkt, daß der Neuankömmling seine Stelle im Herzen und an der Brust der Mutter einnimmt. Und was erst, wenn der Neuankömmling ein Bruder ist, der ja selbstverständlich von der Mutter bevorzugt wird. Es kann dann sein, daß das ältere Mädchen der Mutter diese Untreue nie vergibt.

Es hat sich zweifellos Frau Lefebvre damals von ihrer Mutter losgelöst und hat, der Triebanlage ihres Geschlechtes folgend, die ganze Kraft ihrer infantilen Libido auf ihren Vater übertragen. Aber nach und nach, da der Neuankömmling selbst ein Knabe war, glitt auf ihn etwas von dieser Libido über und der Bruder wurde der gute Freund seiner älteren Schwester.

Als das kleine Mädchen vier Jahre alt war, kam eine kleine Schwester zur Welt, welche also in jedem Sinne ein Eindringling in die Gemeinschaft war, die sie mit ihrem kleinen Bruder bildete. Der Anblick der schwangeren Mutter mußte in dem schon beinahe vier Jahre alten Kinde, das den Sinn dieser ungewohnten Dickleibigkeit kannte, eine instinktive Feindseligkeit erwecken. Analysen von Neurotikern und Gesunden sind voll von solchen Erinnerungen: das Kind errät vollkommen den Sinn der Dickleibigkeit der schwangeren Mutter und empfindet sie mit Recht als beunruhigend. (Siehe die Analyse des kleinen Hans; Freud: Ges. Schriften, Bd. VIII).

Nach der späteren Reaktion gegen die schwangere Schwiegertochter zu urteilen, muß Frau Lefebvre diese zweite Schwangerschaft ihrer Mutter besonders stark empfunden haben.

Wir wissen nicht und auch Frau Lefebvre weiß wohl nicht mehr, wie sie als Kind auf die Geburt selbst ihrer kleinen Schwester Nelly reagiert hat. Aber eine spätere Erinnerung klärt uns über die Gefühle auf, die in ihr diese kleine Rivalin erwecken mußte.

Freud hat eine Kindheitserinnerung Goethes analysiert, die dieser selbst in Dichtung und Wahrheit erzählt. (Freud: Ges. Schriften, Bd. X.) An der Stelle, wo Goethe von Kinderkrankheiten und vom Tode des kleinen Bruders spricht, erzählt er, wie er eines Tages auf Betreiben von Nachbarn großes und kleines Geschirr aus dem Fenster auf die Straße warf, wobei er eine ungeheuere Freude empfand, dieses Geschirr in tausend Scherben gehen zu sehen. Diese Handlung muß als symbolische Handlung aufgefaßt werden, die den Wunsch des kleinen Goethe, der bis dahin der einzige Besitzer des mütterlichen Herzens war, ausdrücken mußte, den kleinen Bruder ebenso aus dem Fenster zu werfen und ihn loszuwerden.

Nun finden wir in den Kindheitserinnerungen der Frau Lefebvre eine symbolische Handlung von sicherlich derselben Bedeutung. Denn sie berichtete mir zweimal und lachend vor Freude an dieser Erinnerung, daß das Lieblingsspiel in ihrer Kindheit das Begraben von Hühnchen, genauer gesagt von umgekommenen Küchlein, war. Sie sagt, daß ihr kleiner Bruder, der sogar dies Spiel erfunden haben soll, dies mit ihr gespielt habe. Die kleine Nelly scheint dabei nur eine geringfügige Rolle gehabt zu haben. Dies Spiel folgte einem streng eingehaltenen Zeremoniell: Die Küchlein wurden in Zigarrenschachteln gelegt (sie mußten nicht sehr groß sein, um dort Platz zu finden), der kleine Charles, der den Priester spielte, sagte dann, die Seelenmesse feiernd, Totengebete über dem „Sarge“ auf. Dann wurden die Zigarrenschachteln samt Inhalt in feierlichem Aufzug im Garten begraben. Man richtete ein Kreuz auf dem Grabe auf und schmückte es mit Kränzen aus Gänseblümchen.

Der Sinn dieses Spiels, analytisch gesehen, erscheint klar genug. Es drückte den Todeswunsch gegen die kleine Schwester aus, welche für das Unbewußte durch die Küchlein dargestellt war. Man sandte sie in die „Schachtel“ zurück, aus der sie gekommen war, man schloß sie wieder ins Innere der Mutter Erde. Und Gott selbst, der ins Großartige projizierte Vater, war, wie das Kind es wünschte, ihr Komplize, wie der kleine Bruder, der die Seelenmesse las.

Dieselbe Reaktion findet sich übrigens später bei Frau Lefebvre, die zur Zeit, als sie so viel Verdruß hatte, zu Gott betete, „ihre Schwiegertochter zurückzunehmen“ (siehe die Prozeßakten) und die im Augenblick des Verbrechens die Gegenwart ihres Sohnes brauchte.

Wir wissen aus Analysen, wie stark oft bei kleinen Mädchen der Wunsch ist, vom Vater ein Kind zu bekommen. Der Wunsch, ihren Vater zu heiraten, ist einer jener, die sehr oft von ihnen auch ausgesprochen werden. Sie

möchten in allem die Stelle ihrer Mutter einnehmen, auf die sie eifersüchtig sind. Es ist wahrscheinlich, daß Frau Lefebvre ihre Mutter tödlich haßte, als diese mit ihrer kleinen Schwester schwanger war und auch nach der Geburt der letzteren.

Ich spreche hier nicht von der Geburt der jüngsten Schwester, Louise, die zur Welt kam, als Marie schon zehn Jahre alt war, d. h. zu spät, um in Marie anderes als die Wiederholung einer früheren Urreaktion hervorzurufen.

Es erübrigt noch, von den Beziehungen von Marie Lemaire zu ihren Großeltern zu sprechen. Wir wissen, daß dieselben die letzten Jahre ihres Lebens bei ihrem Sohne Charles Lemaire, dem Vater von Frau Lefebvre, gewohnt haben. Dies muß entscheidend für die Empfindungsweise Frau Lefebvres gewesen sein.

Denn die früheste Erinnerung Frau Lefebvres ist folgende: Sie sieht sich als Kind neben ihrer Großmutter gehend. Diese erste Erinnerung muß eine Deckerinnerung sein und muß, wie alle unsere frühesten Erinnerungen, einen wichtigen Affektzustand des Kindes darstellen und überdecken.

Frau Lefebvre spricht von dieser Großmutter, Mutter ihres Vaters, mit einer zärtlichen Liebe, die mit der ziemlich trockenen Art, in der sie von ihrer Mutter spricht, einen Kontrast bildet. Diese Großmutter scheint in ihr die einzige zärtliche Neigung wachgerufen zu haben, die sie je für eine Frau zu empfinden imstande war. Sie verlor ihre Großmutter wie den Großvater im Alter von sechs Jahren, in demselben Jahre, in dem sie selbst ins Kloster zu Fournes geschickt wurde. Sie betont heute die Harmonie, welche zwischen ihrer Mutter, ihrem Vater und dessen Eltern herrschte, sie lächelt, wenn sie an das Familienparadies denkt, in dem sie aufwuchs, das aus ihrem Vater und seinen Eltern, die ihn umgaben, bestand. Die Großmutter hatte in den Augen der kleinen Marie vor ihrer Mutter einen riesigen Vorzug. Sie beging nicht das Verbrechen, neue Kinder, Brüder und Schwestern ins Haus einzuführen, sie wurde nicht schwanger, sie war nicht die Frau des Vaters, eine vom Kind begehrte Stellung. Sie war gut und führte das Kind an der Hand haltend spazieren. Wenn Marie sich mit ihrer Mutter identifizierte als Frau ihres Vaters, — und sogar durch ihren Geiz und die Gallenkoliken, — so tat sie es auch mit ihrer Großmutter. Und die alte, unauslöschliche Erinnerung an das Familienparadies, in dem die Großmutter ihrem Sohne zulächelte, obwohl er verheiratet war, durfte der Genese der späteren Anforderungen der Frau Lefebvre, in der Ehe ihres Sohnes zu herrschen, nicht fremd sein.

Zusammenfassend kann man sagen, Frau Lefebvre, die im Zeichen einer äußerst starken Liebe zu ihrem Vater aufwuchs, muß in ihrer Kindheit die Eifersucht empfunden haben, die ein sehr wirksamer, wenn auch durch den „Eltern schuldigen Respekt" und der religiösen Erziehung stark verdrängter Ödipuskomplex mit sich bringt. Sie übertrug ein wenig der Liebe zu ihrem Vater auf den kleineren Bruder und einen Teil der Eifersucht gegen die Mutter auf ihre kleine Schwester. Sie liebte ihre Großmutter, war ihr dankbar, nicht die Frau des Vaters zu sein und nicht jene zu sein, die andere Kinder des Vaters auf die Welt bringt.

Das Motiv der schmerzlich empfundenen Schwangerschaft der Mutter mußte in der Kindheit der Marie Lemaire sehr stark gewesen sein. Dieses ins Unbewußte verdrängte Motiv, das später, unter dem Einfluß der auf die Menopause folgende Regression wieder auftauchte, ist der Anlaß zum Verbrechen geworden. Denn Frau Lefebvre begann erst an die Pistole zu denken, als sie die Schwangerschaft ihrer Schwiegertochter erfuhr. Bis dahin, obwohl sie sie haßte und verfolgte, ertrug sie dieselbe. Aber im Mai 1925 hört Frau Lefebvre, daß ihre Schwiegertochter schwanger sein könnte. Da geht sie zum Waffenhändler in Lille, um eine Pistole zu kaufen. In Anbetracht der Zeit, die notwendig ist, um eine Genehmigung der Präfektur zu erhalten, kann sie die Waffe vor ihrer Abreise nach Vichy nicht erhalten. Doch in Vichy wird ihr die Schwangerschaft der Schwiegertochter bestätigt. Da fährt sie, vor ihrer Rückkehr nach Hause, nach St. Etienne, um dort eine Pistole zu kaufen. Bis zu welchem Grade hatte Frau Lefebvre, während sie im Begriff war, die Pistole zu kaufen, die bewußte Absicht zu töten? Niemand wird es jemals wissen, nicht einmal mehr sie selbst. Aber sicher ist, daß das Unbewußte der zukünftigen Verbrecherin von dem Augenblick an wußte und mit einer unbarmherzigen Logik das Bewußtsein zu jeder der Handlungen antrieb, welche die endgültige Ausführung der Mordabsicht sichern konnten. Es scheint in der Tat fast sicher zu sein, daß die Träume, welche sie den offiziellen Sachverständigen erzählte und die sie, wie sie behauptete, in den Tagen vor dem Verbrechen geträumt haben soll, Träume, in denen sie die Schwiegertochter erwürgt und ertränkt, in Wirklichkeit nie „geträumt", sondern nachträglich zum Zwecke der Verteidigung erfunden worden sind. Frau Lefebvre, die ich daraufhin ausführlich befragte, konnte niemals auch nur einen dieser Träume genauer angeben und blieb ganz unbestimmt: „Ich ertränkte sie . . .", sagte sie mit einer ausweichenden Bewegung. Sie konnte mir übrigens keinen Traum, aus welchem Zeitabschnitt es auch sei, erzählen, sie, die doch behauptet, in den zwölf bis

dreizehn Jahren ihrer Hypochondrie, vom Alter von achtundvierzig bis einundsechzig Jahren, von den schlimmsten Angstträumen gequält worden zu sein. Sie kann nur diese unbestimmten Träume ohne jede Einzelheit wiederholen: „Ich ertränkte sie ...“, dann erwachte sie, erzählt sie und konnte erst wieder erleichtert einschlafen, nachdem sie sich bei weit offenem Fenster auf den Fußboden gelegt hatte,

Es ist schwer zu glauben, daß diese Träume wirklich geträumt worden sind. Aber wir wissen aus Analysen von literarischen Werken (siehe Der Wahn und die Träume in Jensens „Gradiva“, Freud: Ges. Schriften, Bd. IX) daß ein Traum, ob geträumt oder erfunden, denselben Wert besitzt als Ausdruck des Unbewußten jener Person die ihn träumt oder erfindet. Und wenn Frau Lefebvre einen wahrscheinlich nachträglich erfundenen Traum erzählt, um sich durch eine zwanghafte Idee, die Schwiegertochter zu ertränken, zu rechtfertigen, so gibt sie eine bedeutsame Realität jenes gebietenden Psychismus kund, ob er sich nun in Träumen geäußert oder nicht, der ihr das Verbrechen aufgezwungen hat.

Im Gespräch mit mir ging sie sogar noch weiter. Sie teilte mir mit, was sie den Sachverständigen nicht erzählt hatte. Sie habe eine Nacht vor dem Verbrechen alles geträumt, was sich am folgenden Tage abgespielt hatte: die Autofahrt, die mitgenommene Pistole, den Schuß an derselben Stelle des „Chemin de la Solitude“. Die Erfindung ist offensichtlich und doch entspricht nichts mehr der psychischen Realität, als dieser erfundene Traum, der gleichsam besagt: „Mein Verbrechen war im voraus in mir gezeichnet und es gab im Grunde meiner Seele wie ein geheimnisvolles, nach innen gerichtetes Auge, das nur zu schauen hatte, um treu nachzuahmen, was da war.“ Jedes Moment des Verbrechens war im voraus geordnet und mußte ganz genau nachgeahmt werden.

IV

Die Form der Tat

Man sagt, daß Frau Lefebvre aus Geiz getötet habe, weil sie fand, daß ihre Schwiegertochter zu verschwenderisch sei. Sie verteidigte sich heftig dagegen und sie hatte nicht unrecht.

Frau Lefebvre war zwar notorisch geizig. Jedoch war ihr Geiz in ihrem Leben nicht konstant. Sie war, wie überhaupt Geizige es sind, in vielen Fällen geizig, aber großzügig in anderen.

Wenn es sich um ihre Gesundheit, um die der Ihrigen, ihres Mannes oder ihrer Kinder handelte, so gab sie aus, zauderte nicht, die bekanntesten Ärzte zu Rate zu ziehen, kostspielige Kuren durchzumachen. Aber in allem, was sich auf ihre Schwiegertochter bezog, war Frau Lefebvre, obwohl sie mehrere Millionen besaß, äußerst „schmutzig", so daß viele den Eindruck von pathologischem Geiz hatten.

Sie begann damit, ihrer zukünftigen Schwiegertochter in der Kirche eine Szene zu machen wegen des Autos, das diese zu oft mit ihrem Verlobten in Anspruch nahm, was zu viele Ausgaben verursachte. Sie veranlaßte die Abkürzung der Hochzeitsreise unter dem Vorwand, daß sie sonst zu teuer werden würde und die damit verbundene Abwesenheit ihrem Sohne im Hause und Bureau Geldverlust verursachen würde. Sie hat angeblich den jungen Eheleuten auch vorgeworfen, die Hochzeitsreise erster Klasse gemacht zu haben. Sie verfolgte ihre Schwiegertochter, die selbst nicht verschwenderisch war (60.000 Frcs. Ersparnisse auf 100.000 Frcs. Einkünfte im ersten Jahr der Ehe. Siehe Akten), für die kleinsten Ausgaben: für ein Tischtuch, für einen Kuchen, der beim Konditor gekauft wurde, für ein Ei in der weißen Sauce. Sie hat verlangt, daß ihre Schwiegertochter ohne Dienstboten auskomme. Es ist sicher, daß die geringste Ausgabe ihrer Schwiegertochter oder ihres Sohnes für dieselbe, sie tief kränkte und außer sich geraten ließ.

Das Mißverhältnis zwischen der Heftigkeit der Vorwürfe und der Geringfügigkeit der Ausgaben fiel den Menschen auf und empörte sie. Daher die Idee vom „pathologischen Geiz". Aber dieses Mißverhältnis verschwindet für denjenigen, der das Gesetz der Affektverschiebung kennt. Wir haben hauptsächlich aus Analysen Zwangsneurotischer erfahren, daß ungenügend verdrängte Komplexe und Triebe sich dieses Mechanismus bedienen, um die Verdrängung zu umgehen und in Form von Symptomen im Bewußtsein wieder zu erscheinen. Das Verbot, das ihnen die Zensur auferlegt, wieder ans Tageslicht zu kommen, umgehen sie, indem sie nicht mit ihrem wahren Gesicht erscheinen, sondern indem sie ein anderes, scheinbar harmloses Antlitz entlehnen. Aber was unter der Maske lebt und sich regt, das verrät sich durch die Intensität der Erregung, die im Mißverhältnis zur scheinbaren Ursache der Erregung steht. Es scheint doch wirklich absurd, daß eine Multimillionärin, wie Frau Lefebvre zum Beispiel ihrer Schwiegertochter Vorhaltungen und Szenen macht wegen „eines Eies in der weißen Sauce" (Aussagen von Frau Mulle). Aber diese Absurdität verschwindet, wenn man verstanden hat, daß dieses Ei nur ein Symbol für eine andere, weit wichtigere Sache ist. Jegliche Geldausgabe ihres Sohnes für seine Frau, sei es nun

um einen Kuchen oder ein Ei zu kaufen oder ein Tischtuch waschen zu lassen, ist für die Schwiegermutter Grund für eine schwere Kränkung. Denn jede Geldausgabe ist ein Geschenk, das in der Sprache der analen Regression ein Liebesgeschenk ausdrückt.

Wir haben durch Freuds und seiner Schüler, besonders Abrahams Arbeiten (K. Abraham, Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1924) die Bedeutung der prägenitalen Phasen der Libido kennengelernt. Die Analerotik mit ihren zwei Momenten (zuerst die Fäzes verlieren, dann sie zurückhalten, was der ersten menschlichen Vorstellung vom „Besitz“, vom „Eigentum“ entspricht) beherrscht die zweite Phase der Libidoentwicklung des Kindes und wird bei gewissen Psychopathen unter verschiedenen Einflüssen durch die Regression wieder wachgerufen. Nun hat Frau Lefebvre mit einer besonderen Kraft die Regression der Menopause erlitten, die so häufig bei den Frauen zu dieser Zeit auftritt, in der ja die Quelle ihrer wirklichen Genitalität versiegt, indem ihre innere Sekretion eine tiefgreifende Umstellung erfährt. Ihre Hypochondrie ist ein Zeichen dafür, unter der sie seit ihrem achtundvierzigsten Lebensjahre zu leiden hatte.

*

Man kann die Bedeutung der Hypochondrie in der Lebensgeschichte der Frau Lefebvre gar nicht genügend hervorheben. Die offiziellen Sachverständigen haben zur Unterstützung ihrer Auffassung versucht, diese Hypochondrie auf einfache physische Beschwerden zu reduzieren; jeder Psychiater und sogar viele Ärzte wissen, daß die Hypochondrie hauptsächlich aus einem riesigen psychischen „Überbau“ besteht, der einen verhältnismäßig geringen physischen Kern in sich birgt.

Die Hypochondrie drückt nach Freud (Einführung des Narzißmus, Ges. Schriften, Bd. VI) eine Rückkehr der Libido auf die Person selbst aus. Sie ist eine „narzißtische Aktualneurose“, die sich in organischer Sprache äußert. Der Hypochondrische, der unfähig geworden ist, sein Interesse, seine Libido äußeren Objekten zuzuwenden, zieht sie auf seine eigenen Organe zurück, die von nun an dazu dienen, sein ganzes Triebleben auszudrücken. Die Hypochondrie soll übrigens oft ein Vorstadium der Paranoia sein und wir werden weiter sehen, wie sehr der Fall der Frau Lefebvre diese Ansichten Freuds rechtfertigt.

Diese Regression der Libido auf die eigene Person wird besonders leicht zustande kommen, wenn es dem Individuum nicht gelungen ist, im Laufe der Entwicklung zum genitalen Stadium zu gelangen.

Nun hat Frau Lefebvre unter dem Einfluß einer ihre Zwecke überschreitenden religiösen Erziehung, einer exzessiven und frühzeitigen Unterdrückung ihrer Triebe zweifellos nie das wahre genitale Stadium erreicht. Es kann peinlich sein, in einem Aufsatz vom intimen Leben einer Lebenden zu sprechen, aber man kann eine analytische Studie dieser Verbrecherin nicht einmal versuchen, ohne die diesbezüglichen Auskünfte anzuführen, die einzuholen möglich waren.

Frau Lefebvre scheint eine psychisch frigide Frau gewesen zu sein, die sich den Beziehungen in der aus Vernunftsgründen geschlossenen Ehe nur aus Pflichtgefühl unterwarf. Die körperlichen Beziehungen, die ihr als junges Mädchen unbekannt waren, waren für sie eine peinliche Überraschung, und erst nach und nach „ging es besser". Aber wie es bei psychisch Frigiden vorkommt, wenn man sie nach dem genauen Sinn dieser Worte befragt, weiß sie nicht, wovon man spricht. Und, wie es ebenfalls bei frigiden Frauen vorkommt, sie hat jegliche Erinnerung an die doch so allgemeine infantile Onanie verloren. Aber die Analysen psychisch frigider Frauen zeigen uns, daß die Unmöglichkeit zur Rückkehr der Funktion so wie die Amnesie beide durch denselben Faktor, die Verdrängung, verursacht sind. Übrigens sieht man oft im Laufe der Analyse oder des Lebens, daß die Amnesie der infantilen Onanie schwindet im Augenblick der Wiederkehr der Genitalfunktion.

Das „es ging besser" bezieht sich auf eine Spur von Orgasmus, die für den, der diese physiologische Funktion ganz besitzt, schwer vorstellbar ist, oder bezeichnet es nur die Vorlust? Sie gibt ja die Erinnerung an eine Art von Schauder zu, spricht aber davon wie von einer Sache ohne jede Bedeutung, so daß man vermuten kann, die volle Befriedigung, der Orgasmus sei ihr unerreichbar geblieben. Denn sie sagt: „Es gibt Dinge, zu denen sie nie Lust hatte, was ihren Mann enttäuschte."

Frau Lefebvre war dreimal schwanger; die Konzeptionsfähigkeit wird ja durch die Frigidität nicht beeinträchtigt. Da ihre Libido keine normale Befriedigung in der Ehe gefunden hatte und da ihre Tugend, ihre Religion und ihre Tendenz zur Regression ihr jeglichen Versuch einer außerehelichen Liebe versperrten, fixierten sich alle ihre Triebe, alle ihre Gefühle am Kinde. Wir werden weiter untersuchen, welche Bedeutung der Sohn für die Mutter hat. Wir wollen vor allem bemerken, daß ein langes Leben von Gefühlssparsamkeit eine Bedingung des Verbrechens der Frau Lefebvre war und daß ihr Verbrechen und ihre Tugend Funktionen derselben Faktoren sind.

Frau Lefebvre liebte ihre zwei Söhne — die frühgeborene Tochter starb sogleich — mit verhaltener und tyrannischer Leidenschaft. Diese von der Kirche genehmigte Liebe sollte ihr enges Herz ausfüllen. Als ihr zweiter Sohn Charles mit sechs Jahren krank wurde, pflegte sie ihn Tag und Nacht. Sie kann nicht an Lobsprüchen auf ihren Sohn André genug tun, der so gut, so sanft war, daß er sogar seine Frau, die böse Schwiegertochter, ertrug, sagt sie mit einem Lächeln, das im Gerichtssaal Grauen erregte, als sie diesen Sohn als Zeugen auftreten sah und flüsterte: „Mein armes Kind."

Frau Lefebvre liebte nur ihre Familie, Geschöpfe, in deren Adern ihr eigenes Blut fließt. Auch ihren Mann, da er ihr von ihren Eltern gegeben worden ist, von der Kirche, an deren Spitze Gott-Vater steht. Denn Frau Lefebvre, die nie zum genitalen Stadium der Entwicklung gelangt ist, kann nur in narzißtischer, possesiver Art lieben, die dem sadistisch-analen Stadium entspricht, an das sie fixiert geblieben ist und zu welchem bei ihr während der Menopause eine intensive Regression stattfand.

Ich weiß, daß dieser Teil des vorliegenden Versuches der dunkelste ist. Man sieht notgedrungen weniger klar, wenn man sich der dunklen Gebiete der prägenitalen Stadien der Libido nähert. Aber gewisse Gebiete, wenn sie auch dunkel sind, existieren nichtsdestoweniger und man kann versuchen, sich auf einige lichte Stellen stützend, sie zu erforschen.

Die Dunkelheit, welche in jenen Gebieten des Psychischen herrscht, kann nicht besser illustriert werden, als durch Auszüge aus den Heften der Frau Lefebvre, jenen Heften, in denen sie seit ihrer Menopause während der Anfälle von Hypochondrie ihre peinlichen Empfindungen niederschrieb.

Ich wähle das vielgenannte Aktenstück 300, das auch von Dr. Voivenel in seinem Gutachten angeführt wurde.

Aktenstück 300. Auf der Rückseite einer Todesanzeige, die an Herrn und Frau Guillaume Lefebvre in Hem gerichtet ist (d. h. im oder nach dem Jahre 1923, in welchem die Familie nach Hem übersiedelte).

„Nerven ziehen, knirschen, krümmen sich, sind empfindlich, schmerzen, Müdigkeit, niemals Kraft, Nerven ziehen, stoßen, sind entspannt. In Pau zusammengekrampft, angespannt wie die Feder einer Uhr. Erschlaffung der starren, geschwollenen Nerven — Kontraktionen, Krämpfe, kraftlos, Erregung — gequälte Nerven, dehnen sich aus wie ein Netz, unempfindlich gereizt, spreche allein, oder . . . (unleserliches Wort) dann erschlaffen, keine Kräfte . . . (unleserliches Wort), Magenkrämpfe, Gereiztheit, Empfindlichkeit. Nerven empfindlich, Magen gekrümmt, Krämpfe. Bin gezwungen, nach Mahlzeiten zu ruhen, denn nachher ist alles erregt. Neuralgie, Rheumatismus, Leber, Magen, gesunkene Organe — erschlaffte Muskeln. Was tun, um sie zu kräftigen, schlaffe

Beine, Muskeln schwinden und geschwächte Nerven. Vapeurs, Schwindel, Schwäche. Nackenfieber, Lenden — bin gezwungen, keine Bewegung mehr zu machen. Nach dem Abendessen liegen bleiben, sonst nicht schlafen. Unruhig, kann nicht einmal lesen oder arbeiten, schlafe schwierig. Kopf hält nicht mehr auf den Schultern, erschlaffte Muskeln und Nerven, gespannte Nerven. Verkrümmter Magen, Fieber, Lendenkrämpfe, Depression, Müdigkeit ... Neurasthenie, Unruhe, Neurose. Heirat, Kinder."

Dr. Voivenel bediente sich dieses Auszuges, um die Hypochondrie hervorzuheben. Wir glauben, daß man weit mehr finden kann — aber wir wiederholen es, man kann nur sehr unklar in die Tiefen der prägenitalen Regression hineinblicken.

Andere Auszüge aus Frau Lefebvres Notizen, aus den Heften „De Bon Secours", „L'Ordonnancier" und „Le Studieux" zeigen uns die intestinalen Beschwerden, das Gespenst der Verstopfung, der Abführmitel, welche das Überwiegen der analen Interessen der Hypochondrischen aufweisen. Gewiß, die Gallenkoliken, die Enteroptose, die Obstipation der Frau Lefebvre waren zweifellos nicht ganz eingebildet. Aber der riesige „Überbau" allein, der sich auf dieser Grundlage erhebt, macht aus ihr eine Hypochondrie.

Im Aktenstück 300 gefällt sich Frau Lefebvre in der ausführlichen Schilderung der verkrampften, gespannten und verkrümmten Nerven usw. Dieses Motiv kehrt übrigens unaufhörlich in den Heften oder Notizen der Frau Lefebvre wieder. Man kann sich fragen, ob nicht diese Empfindungen, welche ihr Unbewußtes um organische Störungen häufte, vielleicht das Schweregefühl der Schwangerschaft und die Schmerzen der Entbindung reproduziert haben?[1] Es sind da sogar Lendenkontraktionen vorhanden. Man ist auf die Worte am Schluß aufmerksam geworden, von Heirat und Kindern, und man hat sich viel darüber herumgestritten, ob diese Worte zusammen gelesen werden und bedeuten müßten: „Heirat der Kinder" oder aber „Heirat, Kinder", was sich auf die Heirat der Kinder der Frau Lefebvre beziehen sollte oder aber auf ihre eigenen Niederkünfte.

Freud stellt in seiner „Einführung des Narzißmus" die Hypothese auf, daß die Empfindungen und Modifikationen an den Organen Hypochondrischer die körperlichen Veränderungen der in Erektion geratenen Genitalorgane zum Vorbild hätten und von diesen auf jene verschoben seien. Aber auch die Schwangerschaft erzeugt in Frauen innere Empfindungen von organischen Veränderungen, „von einem Organ, das wächst, das größer wird", und die Entbindung ist von intensiven, genitalen Sensationen be-

1) Ich verdanke diese Anregung Dr. Laforgue.

gleitet. Beide können also im Unbewußten Stoff für die unbewußten und hartnäckigen hypochondrischen Empfindungen abgeben.

Diese Hypothese steht um so mehr im Einklang mit den Freudschen Auffassungen, als doch die Analysen zeigen, daß für das Unbewußte Kind und Penis gleichbedeutend sind. Das Kind ist, wie wir weiter unten zeigen werden, für die Frau ein Ersatz für den fehlenden Penis. Und auf dem prägenitalen Gebiete der Analerotik, zu welchem Frau Lefebvre in ihrer Hypochondrie regrediert ist, existiert die Äquivalenz von Kot—Geld—Penis—Kind (siehe Freud: Charakter und Analerotik. Ges. Schriften, Bd. V).

Die Äquivalenz ist bei Frau Lefebvre sehr deutlich. Ihre Eifersucht äußert sich zuerst in unzweideutig analer Weise: Ihr Sohn soll einer anderen Frau kein Geld geben. Das Geld ist hier, nach der Ausdrucksweise des Unbewußten, mit jeder körperlichen Sekretion: Kot = Sperma identifiziert. Sie kann es anscheinend nicht ertragen, daß der junge Gatte seiner Frau nachts Geschenke macht. Und ihre Eifersucht äußert sich in der geizigen, der analen Art. Sie liebt ihren Sohn ebenfalls auf anale, possessive Weise (oral-anale Possessivität im Gegensatz zur genitalen Oblativität von Laforgue, Codet und Pichon). Sie will ihn besitzen, will ihn mit derselben Hartnäckigkeit für sich behalten, wie der Säugling seinen Kot zurückhält. Es ist interessant, hier daran zu erinnern, daß bei Frau Lefebvre, zweifelsohne aus endokrinem Einfluß, Diarrhöe und Verstopfung, starke Menstrualblutungen und Amenorrhoe parallel liefen. (Diarrhöen in der Pubertät und Obstipation während der Menopause.)

Die Beziehung, welche für Frauen im allgemeinen ihr Sohn zum infantilen Kastrationskomplex hat, ist bei Frau Lefebvre augenscheinlich.

Analysen haben gelehrt, mit welchem Schmerz, welchem Minderwertigkeitsgefühl das kleine Mädchen auf die Entdeckung des Unterschiedes der Geschlechter reagiert. Sie sieht, daß ihr ein Organ fehlt, daß sie weniger hat als die Knaben und sie teilt von da an mit ihnen die Verachtung für die Frau und für sich selbst. Eine Zeitlang tröstet sie sich mit dem Gedanken, daß „es eines Tages noch wachsen wird", ein Gedanke, der in vielen Volksaussprüchen Spuren hinterlassen hat. (Ich zitiere aus dem Gedächtnis aus Montaigne die Geschichte von jungen Mädchen, denen das männliche Glied wachsen kann, wenn sie über einen sehr breiten Graben springen.) Aber wenn sich endlich das Mädchen mit der Evidenz der Wirklichkeit dauernd abfinden muß, ein kastriertes Wesen zu sein, so ist ihr ein Ersatz dafür gegeben. Das kleine Mädchen fühlt in der Tiefe seines Wesens, daß „in ihr eines Tages etwas anderes wachsen wird". Und so er-

setzt, wenigstens bei Frauen, die eine richtige weibliche Entwicklung durchgemacht haben, der Wunsch nach einem Kind, den Wunsch, einen Penis zu besitzen.

Frau Lefebvre scheint diese Entwicklung durchgemacht zu haben. Das Kind scheint ihr Wesen ausgefüllt zu haben, wenngleich sie auch das volle genitale Stadium nicht erreicht hat. Wir wollen hier nicht auf die Bedeutung eingehen, welche für die endgültige Genitalität der Frau der relative Anteil der Urethral- und Analerotik (Klitoris und Vagina) haben. Wir werden nur sagen, daß die Frau im Gegensatz zum Manne, zur Erreichung der vollen Genitalität die Analerotik nicht völlig aufgeben darf, da ja die Vagina, nach dem Ausdruck von Lou Andreas-Salomé, dem Anus gleichsam nur „abgemietet" ist.

Trotzdem Frau Lefebvre auf dem Wege zur völligen Genitalität steckengeblieben ist, verstand sie es doch, eine leidenschaftliche Mutter, allerdings in anderer Weise, zu sein. Sie liebte ihre Kinder, wie eine ordentliche, sparsame Bürgerin und gute Hausfrau, ohne einen Blick nach außen zu werfen. Sie liebte ihre Söhne mit jener unbewußten Leidenschaft, die ein Abkömmling der ersten Komplexe des kindlichen Lebens ist. Entsprechend dem tiefen Gesetze des Unbewußten, waren ihre Söhne für sie der Ersatz für den vermißten Penis.

Sie reagiert auf den Verlust des Sohnes, der ihr von einer anderen weggenommen wurde, mit jener primitiven Grausamkeit, die dem Stadium innewohnt, in welchem diese primitiven Komplexe herrschen. Die Unterdrückung der ersten Periode der infantilen Sexualität sowie die Drohung für jene Sünde mit der beim Mädchen verwirklicht erscheinenden Kastration, stammten in der Kindheit der Marie Lemaire zweifellos von einer Frau, wahrscheinlich von ihrer Mutter. Die Frau ist für das Kind oft die Kastratorin, diejenige, welche die Sexualität durch eine Kastrationsdrohung unterdrückt, und da die Kastration dem kleinen Mädchen verwirklicht erscheint, so schreibt sie sie mit Leichtigkeit der Mutter zu. Da mußte das Unbewußte der Marie Lemaire von früh auf die Mutter als die „Diebin" betrachten. Übrigens schob später Frau Lefebvre „Diebstähle" vor, um eine Pistole zu kaufen.

Die Beziehung zwischen dem Verbrechen der Frau Lefebvre und dem Kastrationskomplex stützt sich noch auf andere Indizien. Die von ihr gewählte Tötungsart ist ein Zeugnis dafür. Sie sagt, daß sie an keine andere Art, ihre Schwiegertochter zu töten, gedacht hätte, als das Erschießen. Sie hatte z. B. nicht einmal den Gedanken gehabt, sie zu vergiften. Wobei ja

dies weniger bemerkbar hätte geschehen können. Aber die Pistole drängte sich ihr auf und wir kennen aus Analysen die symbolische Bedeutung der Pistole als Phallus.

Der Zwang, die ursprüngliche Beteiligung des kleinen Bruders, mit dem sie seinerzeit die toten Hühnchen begrub, zu wiederholen, findet sich übrigens hier wieder in der Tatsache vor, daß Frau Lefebvre ihren Sohn André bat, ihr die Handhabung der Waffe zu zeigen, mit welcher sie einige Wochen später in seiner Gegenwart seine eigene Frau erschoß.

Es würde zu weit führen, die verschiedenen Symbole zu suchen, welche in dem tragischen Geschehen vom „Chemin de la Solitude" zu finden wären. Man könnte das Motiv des Schlüssels erwähnen, welches zweimal mit dem der Pistole verbunden war. Frau Lefebvre soll, als sie Vichy verließ, um nach St. Etienne zu reisen, beim Halten des Zuges in St. Germain-des-Fossés bemerkt haben, daß sie einen Schlüssel oder ihre Schlüssel verloren hätte. Während des Prozesses behauptete sie, daß sie im Augenblick, als sie Hem am Tage des Verbrechens verließ, die Pistole aus einer Lade nahm, in welcher sie einen Schlüssel gesucht hatte. Die Behauptung, insbesondere die letztere, scheinen von einer zweifelhaften Wahrheitstreue zu sein. Mir sagte Frau Lefebvre, am Tage des Verbrechens Schmucksachen in der Lade gesucht zu haben, aus welcher sie die Pistole nahm. Aber diese zwei verschiedenen Versionen bestätigen eigentlich nur dieselbe tiefe Bedeutung, deren Äußerung sie sind. Schmuck hat einen ausdrücklich analen Sinn, der Schlüssel wie die Pistole sind häufig Genitalsymbole. Die Kastration, — verlorene Schlüssel, — durch die gefundene Pistole kompensiert, geschieht auf analer Stufe (Schlüssel—Schmuck). Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Schlüssel das Zepter der Hausfrau ist, das Symbol ihrer Herrschaft über das Haus.

Es ist auch die Symbolik des Autos hervorzuheben. Die erste Szene, die Frau Lefebvre ihrer Schwiegertochter in der Kirche machte, geschah des Autos wegen. In demselben Auto erschoß sie sie. Wir kennen aus zahlreichen Analysen und Träumen die Symbolik, daß eine Spazierfahrt mit jemandem für das Unbewußte einem Geschlechtsverkehr mit derselben Person gleichkommt. Frau Lefebvre war auf ihren Sohn eifersüchtig, daß er mit einer fremden Frau im Auto fuhr, wie sie eifersüchtig war, daß er für diese Frau Ausgaben machte, und beides hatte dieselbe symbolische Bedeutung.

Noch deutlicher ist die Symbolik des Eies. Frau Lefebvre, die die Milch nicht mag, hat aber Eier gern. Nun hat die Milch wahrscheinlich für sie

die symbolische Bedeutung der Mutter, die Eier hingegen die des Vaters (Eier = Testikeln im vulgären Sprachgebrauch) und dessen, was aus ihm entsteht: das Ei, welches das vom Vater gegebene Kind enthält. Frau Lefebvre wirft ihrer Schwiegertochter das „Ei in der weißen Sauce“ heftig vor, d. h. das Sperma ihres Sohnes und das daraus entstehende zukünftige Kind.

Vom Standpunkt der Symbolik ist noch folgender Satz der Frau Lefebvre interessant, der von Herrn Pollion erzählt wird (siehe Aktenstück 116), als er sie drei Tage vor dem Verbrechen am Vormittag traf und ihr sagte: „Guten Tag, Madame, nun werden wir auch heute kein schönes Wetter haben“, soll sie geantwortet haben: „Die Dahlien haben keine Blüten, die Mohrrüben sind ganz klein und alles . . . alles . . .“, was ihn denken ließ, daß die Dame verrückt sei. Vom analytischen Gesichtspunkte aus sind diese Worte vollauf gerechtfertigt und können sehr wohl in symbolischer Weise die sie damals beherrschenden Gedanken ausdrücken, die Schwiegertochter zu verhindern, das Kind auszutragen. Die Dahlien = das Kind, dürfen nicht blühen und die Mohrrüben, welche unter der Erde sind, = der Fötus im Uterus — sind ganz klein . . . Gewiß können wir dies nicht bestimmt behaupten, da wir Frau Lefebvre nicht analysiert haben, aber diese Vermutung, obwohl sie allen denjenigen, welche mit der dem Unbewußten eigenen symbolischen Ausdrucksweise nicht vertraut sind, ein Lächeln entlocken wird, ist nicht unwahrscheinlich.

Ich habe versucht, jenen Gedanken Ausdruck zu geben, die in mir die Mitteilungen der Frau Lefebvre angeregt haben. Die Kräfte, welche sie zum Verbrechen getrieben haben, der Sinn der Tat rückt mit ziemlicher Klarheit hervor. Die Form, in der sich dieser Sinn manifestiert hat, erscheint weniger klar, sie verliert sich in den Tiefen der narzißtischen Regression.

V

Die Psychose

Seitdem Frau Lefebvre im Gefängnis ist, geht es ihr gut, unvergleichlich besser, sagt sie, als in den letzten dreizehn Jahren. Sie schläft fast die ganze Nacht, die für Gefangene so lange Nacht, auf hartem Strohsack, sie, die lange Jahre hindurch, obwohl sie Herrin im Hause war und ein gutes Bett hatte, trotz aller Schlafmittel nicht schlafen konnte, nachts unaufhörlich, sobald sie zu schlummern begann, von furchtbaren Angstträumen aus dem

Schlaf gerissen wurde und nur wieder einschlafen konnte, wenn sie auf dem Fußboden, bei weit offenen Fenstern, ausgestreckt lag.

Sie genoß diesen wohltuenden Schlaf vom Tage des Verbrechens an, seit der ersten Nacht, die sie im Gefängnis verbrachte. Und der Kontrast mit den vorhergehenden Nächten erscheint ihr groß, in denen sie, wie sie sagt, unter der Herrschaft ihrer immer stärker werdenden furchtbaren Zwangsgedanken und der Kränkungen von seiten ihrer Schwiegertochter, die sie seit Monaten peinigten, nicht schlafen konnte. Sofort nach der sie befreienden Tat kam die Ruhe, welche schon im Krankenhaus, wohin André Lefebvre seine tote Frau führte, dem Wächter und dem Polizeikommissar auffiel.

Heute sagt Frau Lefebvre: „ich war niedergeschlagen." Nein, sie war befreit. Die psychischen Bedingungen, unter denen sie die Tat beging, bezeugen es. Sie erklärte mir, indem sie das dem Richter schon Gesagte wiederholte und aufbauschte: „Es ist merkwürdig, ich hatte die Empfindung, meine Pflicht zu tun . . . Ich war wohl nicht ganz bei Sinnen . . . Ich habe sie getötet, wie man Unkraut, wie man schlechtes Korn ausreißt, wie man ein wildes Tier totschlägt . . ." Und man hat die Empfindung, daß sie in ihrem Innern seit jener Zeit ihre Meinung nicht geändert hat. Aber wenn man sie fragt, worin eigentlich die Wildheit des Tieres bestand, kann sie fast gar nichts sagen. „Sie wollte gegen ihre Mutter einen Prozeß anstrengen . . ., denken Sie, sie sagte mir im Auto: ‚Sie haben mich. Nun, jetzt muß man mit mir rechnen.'" Das ist alles. Frau Lefebvre, die ich in den viereinviertel Stunden, die ich bei ihr verbrachte, mehrere Male darüber befragte, kann mir nichts anderes sagen.

Ich habe nicht an meinen Sohn gedacht, erklärt sie mir, sondern nur an mich, um meinen Verdruß zu beseitigen, *„mes chagrinités"*, sagte sie während der Verhandlungen, und es ist ihr dies gelungen. „Was wollen Sie," sagt sie mir, „es ist nicht verwunderlich, daß es mir jetzt gut geht, ich habe keinen Verdruß mehr." So äußert sich mit einer seltsamen Heiterkeit im Gesicht diese alte Frau, die ihr Leben inmitten ihrer Familie, ihres Mannes und ihrer geliebten Söhne hätte beenden können und die zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt ist.

Denn in ihrem tiefsten Innern bringt es Frau Lefebvre trotz ihrer Gläubigkeit nicht dazu, zu empfinden, daß sie selbst Böses getan hat. Gewissensbisse sind ihr gänzlich fremd. Sie bedauert wohl den Kummer und die Leiden, die sie ihrer eigenen Familie verursacht hat, aber die Ermordete und deren Familie rühren sie nicht im geringsten. Wenn sie jeden Tag

für die Ermordete betet, so tut sie es auf Geheiß des Gefängnisgeistlichen. Und diese Gebete bereiteten ihr in der ersten Zeit so viel Schwierigkeiten, sie machten sie so schwitzen, daß sie sie nur in freier Luft, im Gefängnishof, aufzusagen vermochte. Denn ihr ganzes Wesen bejaht ihre Tat. Nicht umsonst hat ihr ganzes Wesen ein Jahr lang diese Schwiegertochter von fremder Abstammung zurückgewiesen wie einen Eindringling, wie einen Fremdkörper, deren Kinder sie nicht haben wollte.

„Man hat mir so oft wiederholt, daß das, was ich getan, schlecht war," sagte mir Frau Lefebvre, „daß ich es nach und nach zu begreifen beginne." Das Eigenartige dabei ist ja eben, daß man es ihr erst sagen mußte. Aber so oft man es ihr auch wiederholt hat, man fühlt, daß Frau Lefebvre noch nicht empfindet und wahrscheinlich nie empfinden wird, daß ihre Tat von den Menschen als „Böses" verurteilt wird.

Sie hat anscheinend den Eindruck, daß Gott auf ihrer Seite steht. Hat sie denn nicht Gebete an ihn gerichtet, damit er sie von ihrer Qual, von ihrer Schwiegertochter, befreie? Und jetzt, da sie, um ihren Ausdruck während der Untersuchung zu gebrauchen, „sich selbst Gerechtigkeit widerfahren ließ", zur Selbsthilfe gegriffen hat, erklärt sie, schreibt sie, daß „doch nichts ohne Gottes Willen geschieht".

Aber kein Satz erlaubt es, tiefer in die Psyche der Frau Lefebvre zu dringen, als dieser: „Ich hatte die Empfindung, meine Pflicht zu erfüllen." Es ist nicht nur ein Recht, es ist eine Pflicht, die sie erfüllte, indem sie ihre Schwiegertochter „wie ein wildes Tier" niederschoß.

Gewiß war Frau Lefebvre der Meinung, daß diese ein Verbrechen begangen, welches Todesstrafe verdiente. Daher ja der Ausdruck „Gerechtigkeit widerfahren lassen". Aber welches Verbrechen? Sind es die im Wagen ausgesprochenen Worte: „man muß mit mir rechnen?" Das scheint nur eine Kleinigkeit zu sein, ist es aber nicht. Denn es bedeutet ja: „Ich bin da." Und darin liegt das Verbrechen. Eine junge, fremde Frau kam und stahl ihr ihren Sohn. Wir werden später die Überdeterminierung dieses Diebstahles untersuchen. Untersuchen wir vorerst die merkwürdige Abwesenheit des Schuldgefühles, des moralischen Gewissens bei dieser bigotten Bürgerin.

Dieser Zug war es vielleicht, der das Volk und die Geschwornen am meisten empörte: sie sahen darin eine abscheuliche Selbstbeherrschung. Und dabei ist eben dieser Zug, wie wir es später sehen werden — eines der Merkzeichen des Pathologischen.

Es sind anderthalb Jahre, daß Frau Lefebvre im Gefängnis sitzt und sie fühlt sich dort auch weiterhin sehr wohl. Die „Genesung durch das Ver-

brechen" scheint sich zu festigen. Das einzig Schöne an dieser kleinen Frau, mit ihrem gewöhnlichen und abgelebten Gesicht, stumpfen, grauen Augen, unregelmäßigen Zähnen und einem mit Barthaaren bedeckten Kinn, sind ihre dichten Haare, die trotz ihres Alters noch blond sind. Aber seitdem sie in der Haft ist, werden ihre Haare aus einem geheimnisvollen Grunde statt grau, dunkler in der Farbe, obwohl man doch Frau Lefebvre, diese sittenstrenge Bürgerin, nicht verdächtigen kann, ihre Haare früher gebleicht zu haben und auch nicht die Gefängnisverwaltung, einen Friseur einzuführen, um die Haare zu färben. Frau Lefebvre klagt nur noch über geringfügige Leberschmerzen, verlangt keine Medikamente, keine Abführmittel wie früher. Der hypochondrische „Überbau" ist geschwunden, es bleibt nur noch der physische Kern. Und diese Veränderung geht so weit, daß eine Brustgeschwulst, die jetzt seit einem Jahr besteht, Frau Lefebvre vollkommen gleichgültig läßt. Diese Frau, die dreizehn Jahre hindurch alle Ärzte aufsuchte wegen ihrer „verkrampften Nerven", „gesunkenen Organe", wegen aller Leiden, die man eingebildet nennt, bekümmert sich nicht um einen Brustkrebs (Diagnose der Gerichtssachverständigen: Scirrhus). „Ich habe anfangs geglaubt," sagte sie mir, „daß es das Reiben des Strohsackes bedingt hat." „Es ist das weit weniger unangenehm, als meine früheren Beschwerden." Und als ihre Rechtsanwälte ihr sagen, sie müsse „das" bei ihrer Ankunft in Hagenau den Gefängnisärzten zeigen, scheint sie ihnen kaum zuzuhören.

Frau Lefebvre ist jetzt eben glücklich, glücklich in der Ruhe, die durch nichts gestört werden kann und die sie seit langem nicht mehr gekannt hat. „Ich habe keinen Verdruß mehr", wiederholt sie, als wäre es eine für alle selbstverständliche Sache. Sie scheint wirklich, so wie sie es gehofft hat, gleichzeitig mit ihrer Schwiegertochter, ihren Verdruß zum Verschwinden gebracht zu haben.

Vor einer solchen Einstellung hat man den Eindruck des Anormalen. Ihr Gedächtnis, ihre Logik können noch so intakt und entwickelt sein, die Verkettung der Erinnerungen und der Gedanken sich mit einer noch so bemerkenswerten Genauigkeit und Sicherheit vollziehen, man fühlt, daß Frau Lefebvre nicht von unserer Art ist. Man denkt an Schillers Wort: „Anders als sonst in Menschenköpfen malt sich in diesem Kopf die Welt."

Das ist es eben, was die Gerichtssachverständigen „einen ziemlich eigenartigen Charakter" und was die Verteidigung „Paranoia" genannt hat.

Es ist schwer, wenn man sich einen ganzen Nachmittag mit Frau Lefebvre unterhalten hat, sich nicht der Meinung der Verteidigungssachverständigen

anzuschließen. Frau Lefebvre zeigt nämlich alle Merkmale der „*folie raisonnante*" vom Typus der „*revendication*" (Querulantenwahn Kraepelins), wie er von Sérieux und Capgras in ihrer schönen Arbeit (Les Folies raisonnantes, par les Docteurs Sérieux et Capgras, Paris. Alcan 1909) beschrieben worden ist, in welcher sie diese Psychose als eine besondere Form der Paranoia von dem Beziehungs- und Verfolgungswahn unterschieden haben.

„Der ‚*délire de revendication*' (Querulantenwahn)," schreiben Sérieux und Capgras (l. c. S. 246), „kann als eine chronische, systematisierte Psychose definiert werden, die durch eine ausschließliche Vorherrschaft einer fixen Idee charakterisiert ist, welche sich dem Geist in zwanghafter Weise aufdrängt, die allein die ganze psychische Aktivität in eine manifest pathologische Richtung orientiert und sie um so stärker anregt, je größer die auf dem Wege gefundenen Hindernisse sind. Dieser Monoideismus von krankhafter Überwertigkeit führt nicht zur Verblödung."

Die Autoren unterscheiden weiter zwei Abarten des „*délire de revendication*": *1)* die egozentrische und *2)* die altruistische Abart.

Sie fahren dann fort: „In typischen Fällen der ersten Abart findet man als Grundlage der Psychose eine bestimmte Tatsache: entweder einen reellen Schaden (der reelle Schaden bei Frau Lefebvre ist die Tatsache, daß ihr Sohn ihr von einer anderen Frau gestohlen worden ist, obwohl dieser Diebstahl vom Bewußten als solcher nicht voll anerkannt wird) oder einen unbegründeten Ausspruch (dies ist bei Frau Lefebvre der Respekt, die Rücksichten, die sie unaufhörlich von ihrer Schwiegertochter verlangt, welche ihr gegenüber aber darin nicht besonders gefehlt zu haben scheint. Wir werden später sehen, daß dieser Vorwurf nichts anderes als eine Verschiebung des ersten ist: des Diebstahls des Sohnes). Der Kranke ist nur auf die Befriedigung seiner egoistischen Wünsche, auf die Wahrung seiner eigenen Interessen bedacht (ich habe nicht an meinen Sohn gedacht, sondern nur an mich allein, sagte mir Frau Lefebvre). Der Kranke ist im allgemeinen der Feind einer bestimmten Persönlichkeit, durch die er sich geschädigt glaubt, oder aber der Feind der Gesellschaft, welche seinen Ansprüchen nicht Rechnung trägt *(revendication)*. (Die Prozessierenden, gewisse unverstandene Künstler und Literaten, gewisse Hypochondrische oder verliebte Verfolger usw.)

Wir werden hier nicht von den altruistischen „*revendicateurs*" sprechen (Erfinder, Reformatoren, Propheten und Wundertäter), denen Frau Lefebvre selbstverständlich nicht angereiht werden darf.

Sérieux und Capgras fahren fort (S. 251): „Trotz der anscheinenden Verschiedenheit — die ausschließlich auf die verschiedenen Reaktionsweisen zurückzuführen ist — sind alle diese *„revendicateurs"* identisch, ihre Psychose ist durch konstant sich vorfindende Zeichen charakterisiert: Überwertige Gedanken, intellektuelle Übererregtheit ... Jedoch zeigen einige bemerkenswerte Begabungen: glänzende Einbildungskraft, sicheres Gedächtnis, geschicktes Urteilen. Vielen unter ihnen, insbesondere unter den egozentrischen *„revendicateurs"* fehlt jegliche Unterscheidungsfähigkeit von Gut und Böse: sie begehen Rücksichtslosigkeiten, Vertrauensmißbräuche, Betrügereien, wobei sie unaufhörlich Gewissen, Ehrlichkeit und Ehre im Munde führen. Ein Patient Kraepelins empfand die Verspätung einer Postkarte als eine außerordentliche Schädigung, während er gleichzeitig Inzest und die Veruntreuung einer Geldsumme als Kleinigkeiten betrachtete. Gewalttätige unter ihnen pflegen ihre Sanftmut zu preisen. einer, der einen Mordversuch verübt hatte, staunt, daß man eine so belanglose Begebenheit aus seinem Leben hervorhebt, das von Güte und Barmherzigkeit erfüllt war.

1) Die *„revendicateurs"* sind von zwanghaften Ideen besessen *(„des obsédés")* [1] Der Kampf um ihr Recht, das ist ihre Devise (ich habe mir selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen). Die Idee, welche sie beherrscht, läßt ihnen keinen Augenblick Ruhe mehr (Frau Lefebvre war Tag und Nacht vom „Verdruß" beherrscht, den ihr die Schwiegertochter antat. Ihr Sohn Charles sagte ihr eines Tages: „Mama, du wirst davon verrückt werden"). Sie wollen „ihre Aufgabe bis zu Ende führen". Zu Beginn scheinen ihre Reden und Handlungen nur Leidenschaft zu bezeugen, jedoch sie lassen sich nach und nach hinreißen, so daß der Wunsch, ihrer Sache zum Siege zu verhelfen, keine Zügel mehr kennt und sie vollends beherrscht. Das Krankhafte dabei wird offenbar (Frau Lefebvre, darauf bestehend, von ihrer Schwiegertochter den den Eltern schuldigen Respekt zu verlangen).

„Es handelt sich dabei nicht um einen einfachen, von einer Leidenschaft herrührenden Zustand, nicht um legitime Ansprüche auf unrechtmäßig geschädigte Rechte, sondern eben um einen „krankhaften Haß" (Morel), um eine von Tag zu Tag tyrannischer werdende obsedierende Idee, für deren Durchsetzung der *„revendicateur"*, der nur an seine Rache denkt, nicht nur seinen Beruf und die Wahrung seiner Zukunft und seiner eigentlichen Interessen vernachlässigt, sondern nicht davor zurückschreckt, sein

1) Im Sinne einer „obsedierenden Idee" und nicht einer neurotischen Zwangsvorstellung.

Vermögen, seine Familie, seine Freiheit und sogar sein Leben zu opfern (Frau Lefebvre, die das Schafott oder die lebenslängliche Zuchthausstrafe riskiert).

Jeder äußere Widerstand ruft einen manchmal angsterregenden Kampf hervor, welcher mit jenem vergleichbar ist, den der „innere" Widerstand bei Anfällen von Zwangsvorstellungen und Zwangshandlungen hervorruft. So litt eine Kranke drei Monate nach einem Gerichtsurteil, das sie für ungerecht hielt, an obsedierenden Ideen und Angstzuständen, bis sie, „um sich vom entsetzlichen erstickenden Druck auf der Brust zu befreien", dem Richter gegenüber tätlich wurde. Die Autoren erinnern dann an Louvel, den Mörder des Herzogs von Berry, „der in seinem engen Geiste einen schlecht verstandenen Gedanken herumtrug und darunter litt, bis seine verhängnisvolle Tat ihn durch ein Verbrechen vom Druck und Martyrium seiner Idee befreite" (Lamartine).

„Nicht minder charakteristisch, — fahren Sérieux und Capgras fort, — als die Unwiderstehlichkeit der obsedierenden Idee ist das Gefühl der Erleichterung, das der Erfüllung dieser Idee folgt. Der Verfolger, welcher zum Mörder wird, empfindet beim Anblick seines erschlagenen Opfers ein Gefühl des Triumphes und findet, wenigstens für einige Zeit, seine seelische Ruhe wieder (R. Leroy)." Sérieux und Capgras sprechen dann von der *„force maniaque"* (manische Kraft), welche die *„revendicateurs"*, diese *„maniaques raisonnants"* zum unwillkürlichen Handeln treibt.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß Frau Lefebvre in auffallender Weise die charakteristischen Zeichen des *„délire de revendication"* aufweist, wie ihn Sérieux und Capgras beschrieben haben.

Ich weiß nicht, ob der Fall der Frau Lefebvre ebensogut der Definition entsprechen würde, die Kraepelin für seine Querulanten gegeben hat. Jedenfalls sollte man in Anbetracht der gegenwärtigen Unstimmigkeit in der psychiatrischen Klassifizierung, wenn man eine Psychoneurose in eine bestimmte Klasse einreiht, immer dem Terminus den Namen des Autors, der diese Psychoneurose beschrieb und benannte, folgen lassen, so wie man es für Tiere und Pflanzen in der Zoologie und Botanik tut.[1]

---

1) Dr. Voivenel sagt in seinem Gutachten, „Frau Lefebvre ist, wie Ödipus in seinem Schicksal, in ihrer psychopathischen Konstitution, in der sogenannten ‚paranoischen Konstitution' eingeschlossen" (S. 23 des Aktenstückes).

Sérieux und Capgras (l. c. S. 8, Note 1) beschränken den Begriff Paranoia auf die zwei Formen der *„folie raisonnante"* oder *„délire partiel"*, die sie *„délire d'interpretation"* (Verfolgungswahn) und *„délire de revendication"* (Querulantenwahn) nennen.

Anderseits will Kraepelin (siehe Psychiatrie, Leipzig 1915, Bd. IV, Klin. Psychiatrie,

Aber wenn man eine Geisteskrankheit in eine Krankheitsgruppe einzureihen vermocht hat, wenn man sogar teilweise deren psychologische Dynamik aufgedeckt hat, wie wir es in den zwei vorhergehenden Kapiteln versucht haben, in denen wir von den Motiven und von der Art und Weise handelten, in welcher die Kräfte der Libido in Frau Lefebvre gewirkt hatten, so bleibt doch ein großes Stück Unbekanntes.

Denn wir haben ja alle in unserer Kindheit unsere Eltern nach dem Ödipusmotiv geliebt oder gehaßt und die Überreste dieses allgemeinen Komplexes, der ja im fünften Lebensjahr überwunden werden muß, bleiben in uns allen mehr oder weniger lebendig. Wir sind ja alle auch in unserer Kindheit dem Kastrationskomplex unterworfen worden.

Anderseits gelangen nicht alle, insbesondere nicht alle Frauen, zur vollen Genitalität. Also, wenn man die Pistole beiseite läßt, wieviel Frauengeschichten erinnern an die der Frau Lefebvre!

Freud hat uns jedoch einen Anhaltspunkt gegeben, der uns erlaubt, uns ein wenig in dieser Dunkelheit zu orientieren. Die Psychosen zeichnen sich, wie er uns gezeigt hat (Fall Schreber), durch eine Regression der Libido auf das narzißtische Stadium aus. Der Psychotische verliert im Gegensatz zum Neurotischen die Fähigkeit, Objektbeziehungen zu unternehmen, seine Libido wendet er auf sich selbst zurück und verliert den Kontakt mit der Realität, mit der Außenwelt. Das ist der Zustand des sekundären Narzißmus, während der eigentliche primäre Narzißmus derjenige des ganz kleinen, an der Mutterbrust säugenden Kindes ist. Übrigens ist der Narzißmus in keinem Menschen ganz überwunden und der Grad von Narzißmus, den der normale Mensch besitzt, ist, seiner Qualität nach, mit der sozialen Anpassung vereinbar. Er ist es aber nicht mehr bei jenen, die

III. Teil, S. 1399, 1533 ff. und S. 1712) den Namen Paranoia von dem *„délire de revendication“* sondern und dieser allein den Namen Querulantenwahn geben.

Andere wieder werden behaupten, die Krankheit der Frau Lefebvre sei nur ein „paranoider“ Zustand. Und daß es sich nicht einmal um eine Revendikation handle, da Kraepelin, Sérieux und Capgras rein familiale *revendicateurs*, deren *„revendication“* den engen Familienkreis nicht überschreite, nicht ausdrücklich als solche benannt haben.

Da von dem „eigentümlichen Charakter“ (die offiziellen Sachverständigen) bis zu einer Psychose „eine ganze Skala von Nuancen“ existiert, wird jeder der Frau Lefebvre denjenigen Grad von „Verrücktheit“ zuschreiben, den er will.

Ohne in subtile Wortdiskussionen einzugehen, scheint für uns der psychische Zustand der Frau Lefebvre genug anormal, das Fehlen der sozialen Anpassung, der Verlust der *„fonction du réel“* (Janet) zeigen sich vollständig genug, um ihn als einen psychotischen Zustand betrachten zu dürfen.

von einer Psychose befallen sind, so daß bei ihnen die Abkehr von der Außenwelt eine mehr oder weniger ständige sein kann.

Die *interprétateurs* von Sérieux und Capgras, — *Persécutés* (Verfolgungswahnsinnige) vieler anderer Autoren — zeigen alle mehr oder weniger Größenwahn, der ja eine Unterbringungsform des Narzißmus ist. Sie scheinen zu glauben und zu empfinden, daß ihnen eine ungeheure Bedeutung im Weltall zukommt. Dieser Wahn ist durch die Rückwendung der Libido auf das eigene Ich bedingt. Es kann bei ihnen so weit gehen, daß sie unter dem Einfluß einer schweren Psychose (Dementia paranoides von Kraepelin; beim Senatspräsidenten Schreber siehe Freud: Ges. Schriften, Bd. VIII) das Weltall als untergegangen (Weltuntergangsphantasie von Schreber) und sich selbst als die einzig Überlebenden vorzustellen beginnen. Das ist der Grenzfall vom Größenwahn.

Aber kehren wir zu den Verfolgungswahnsinnigen oder zu den „*revendicants raisonnants*" zurück und da sehen wir, daß der Kontakt mit der Realität weder bei diesen noch bei jenen gänzlich verlorengegangen ist. Alles, was abseits des Leitmotivs der Psychose steht, bleibt erhalten, die Kranken sind sehr wohl zu korrekten Vernunftschlüssen fähig. Ihre Urteilsfähigkeit erscheint nur bei Dingen gestört, die im Zusammenhang mit ihrem Wahnsystem stehen.

Freud hat den Verfolgungswahn mit der homosexuellen Komponente der Libido in Beziehung gebracht. Die Regression zum Narzißmus geht bei diesen Kranken mit einem Wiederaufleben der homosexuellen Komponente der Libido einher, die wir ja alle mehr oder weniger stark seit unserer Kindheit in uns verdrängt herumtragen. Es scheint, daß die Verfolgungswahnsinnigen männlichen Geschlechtes durchweg von Männern verfolgt werden, was für sie einer sexuellen Verfolgung gleichkommt. Dagegen ist es noch unentschieden, ob es sich bei weiblichen Kranken analog verhält und ob sich bei solchen Kranken hinter dem männlichen Verfolger stets doch eine weibliche Verfolgerin verbirgt.

Es scheint, wenn man nach dem Fall der Frau Lefebvre urteilen soll, daß der „*délire de revendication*" nicht dieser Regressionsform entspricht. Zwar war auch bei Frau Lefebvre die narzißtische Regression sehr intensiv und augenfällig: die Hypochondrie der Menopause, wahrscheinlich durch endokrine Störungen bedingt, entsprach der Libidobesetzung der Organe der alternden Frau. Aber man kann schwerlich behaupten, daß Frau Lefebvre in ihre Schwiegertochter verliebt gewesen wäre.

Es scheint, daß der „*délire de revendication*", wie Frau Lefebvre ihn aufweist, mit einem anderen wesentlichen Moment des narzißtischen Stadiums

in Beziehung zu bringen ist: dem Kastrationskomplex. Inwieweit diese Beziehung von „*délire de revendication*" und Kastrationskomplex bei Männern und Frauen allgemein ist, können einzig weitere Untersuchungen erweisen.

Der unbewußte Entschluß zum Verbrechen wurde bei Frau Lefebvre durch ein äußerst entscheidendes Geschehen hervorgerufen: die Befruchtung, die Schwangerschaft der Schwiegertochter. In den ersten Monaten der Ehe wuchs zwar der Haß der Frau Lefebvre, aber sie ertrug die Schwiegertochter; erst als sie die Schwangerschaft vermutet, versucht sie, eine Pistole zu kaufen und sobald sie der Schwangerschaft sicher ist, kauft sie sie. Das Unbewußte der Frau Lefebvre konnte eben die Schwangerschaft der Schwiegertochter nicht ertragen. Vergleichen wir die Tatsache mit den Formen der hypochondrischen Ideen, welche bei Frau Lefebvre mit der Menopause begonnen haben. In jenem Augenblick, da bei der Kranken durch den endgültigen Stillstand der genitalen Funktion die Empfängnis nicht mehr möglich war, erinnern die in ihren Heften und auf Todesanzeigen niedergeschriebenen Beschreibungen ihrer organischen Störungen und Beschwerden, an die der Schwangerschaft und an Kontraktionen bei der Niederkunft. Frau Lefebvre scheint sich im Augenblick des Verlustes ihrer Weiblichkeit verzweifelt an ihre Mutterschaft geklammert zu haben, — hat sich doch ihre Fähigkeit als Weib zu lieben nicht wirklich entwickelt, — und zwar in der Form von analen Schwangerschaftsphantasien. Beziehen sich doch ihre Schweregefühle in den Organen fast ausschließlich auf die eigentlichen Verdauungs- oder deren Nachbarorgane: Darm, Magen, Leber (auch Nieren). Man wird nun einwenden, daß dies gerade Organe sind, welche der Enteroptose unterworfen sind. Ich versuche nicht, die Größe des inmitten des psychischen Überbaues sich befindlichen Kernes des reellen organischen Leidens zu bestimmen: der psychische Überbau war so groß, daß der Kern darin fast verschwindet. Übrigens stellen auch die Ärztezeugnisse jener Zeit die psychischen Störungen in den Vordergrund. Frau Lefebvre lebte also zwölf Jahre lang, von achtundvierzig bis sechzig Jahren, mit einer auf die eigenen Organe gestauten Libido und im Unbewußten hauptsächlich beschäftigt, anale Schwangerschaftsphantasien zu erzeugen.

Dabei scheint sie niemals aufgehört zu haben, ihren Mann und besonders ihre Kinder zu lieben. Jetzt noch, im Gefängnis, ist sie unerschöpflich, wenn sie von den Dienstmädchen spricht, welche sich um diese in ihrer Abwesenheit bekümmern sollen. Aber ihre nach außen gerichtete Libido, ihre Objektbesetzungen, die seit jeher von häuslicher Farbe waren, konnten immer weniger die Schwelle des Hauses überschreiten. Sie ging immer

weniger aus, beschränkte sich auf ihr Haus in Hem. Man kann sagen, ihr „familiärer Narzißmus" steigerte sich. Diese narzißtische Objektbesetzung dürfte in der Psychopathie Frau Lefebvres der Heilungsversuch sein, den Freud in den Psychosen hervorgehoben hat und welcher deren äußere Physiognomie ausmacht. Die sonst nach Innen zugewandte Libido sucht sich von neuem nach Außen zu richten, kann es aber nur im Sinne der prägenitalen Stadien tun, wohin sie inzwischen regrediert war. Der Heilungsversuch ist, wenn er der Realität gegenübersteht, zum Scheitern verurteilt.

Frau Lefebvre liebte damals ihren Mann, ihre Söhne, in possessiver, gieriger, übergeiziger Weise. Ihr Mann konnte ihr damals nicht entrissen werden, ebensowenig ihr Sohn Charles, der durch seine Krankheit an sie gebunden war. Einzig ihr Sohn André verläßt 1923 das Haus und läßt sich in Fournes als Notar nieder. Das ist die erste Wunde. 1924 heiratete er, eine zweite Wunde, eine noch schmerzhaftere, auf welche die Mutter mit immer schärfer werdenden Auseinandersetzungen mit ihrer Schwiegertochter reagiert. Der psychopathische Zustand Frau Lefebvres verschlimmert sich dadurch noch mehr: der fehlschlagende Heilungsversuch wird fortgesetzt, der infantile Ödipuskomplex wird wieder belebt. Frau Lefebvre sehnt sich immer stärker nach dem Sohne, der ihr nicht mehr ganz gehört. Sie denkt Tag und Nacht an den „Kummer" *(chagrinités)*, den ihr die Schwiegertochter bereitet, welche sie vom Sohne trennt, so daß ihr Sohn Charles ihr sagt, sie würde verrückt werden, wenn sie nicht aufhören würde, daran zu denken. Der Zustand bleibt immerhin noch erträglich.

Aber Antoinette ist schwanger. Da geschieht im Unbewußten der Frau Lefebvre etwas, das wir nie erfahren werden und das diese reiche und geordnete Bürgersfrau eine Grenze überschreiten läßt, jenseits welcher man Verbrecher wird.

Sie kann die Schwangerschaft der Schwiegertochter nicht ertragen, sie, diese alte Frau, welche sich seit zwölf Jahren mit hypochondrischen Schwangerschaftsphantasien begnügen muß. Warum? Wir können davon wohl die Dynamik dieses Problems verstehen, ein wenig die Topik, aber gar nicht die Ökonomie.

1) Die Dynamik. Der Kastrationskomplex hat im Unbewußten des kleinen Mädchens ein anderes Schicksal als in dem des Knaben. Der Knabe zittert um den Phallus, den er besitzt und muß, um ein Mann zu werden, sich daran gewöhnen, Gefahren zu laufen und vor Drohungen nicht zurückzuschrecken. Das Mädchen muß sich früh mit dem endgültigen Fehlen des

Phallus abfinden, mit der Tatsache, ein Weib, ein kastriertes Wesen zu sein. Aber das Unbewußte kennt keinen Verzicht und die Natur bietet dafür dem Weib eine Entschädigung: das Kind an Stelle des Penis. Wenn das Mädchen gelernt hat, auf die infantile Hoffnung zu verzichten, daß ihr eines Tages ein Penis wachsen wird, weiß sie schon triebhaft, daß ihr zur Entschädigung etwas anderes wachsen wird: das Kind, das sie schon im voraus in der Puppe liebt.

Und die ursprüngliche Vorstellung von der phallischen Mutter wird dann allmählich durch die Vorstellung der *mater genetrix* ersetzt, der Mutter, die das Kind in sich trägt und auf die man deshalb eifersüchtig ist.

Frau Lefebvre konnte nicht ertragen, daß ihre Schwiegertochter, und dazu noch von ihrem Sohne, das habe, was ihr fehlte: das Kind, diesen Penisersatz. Der Abscheu vor der Schwangerschaft anderer Frauen ist übrigens ein tiefgehender Zug bei ihr. Frau Lefebvre, die krank wurde, als man einen Bankrott, welcher vom Jahre 1808 oder 1848 stammen sollte, eines Mitgliedes ihrer eigenen oder angeheirateten Familie aufdeckte, sie, die nicht in das Zentralgefängnis von Rennes gehen wollte, wo sie Frau Bessarabo treffen könnte, „diese schreckliche Frau, die ihren Mann getötet hat", erklärt mir von zwei Abtreiberinnen, die mit ihr nach Hagenau überführt werden sollen, sie seien „sehr anständige, sehr ehrbare Frauen". Sie sagte mir, daß ihr Sohn Charles nach der Ansicht eines befreundeten Arztes, trotz seiner Muskeldystrophie hätte heiraten können, unter der Bedingung, eine ältere Frau zu heiraten, die keine großen Anforderungen gestellt hätte — die wohl steril gewesen wäre.

Es bleibt ziemlich dunkel, was im Unbewußten der Frau Lefebvre unter dem Einfluß der Schwangerschaft ihrer Schwiegertochter geschehen ist. Man kann jedoch ahnen, daß jemand anderer den Penis ihres Sohnes „gestohlen" habe, des Sohnes, den die Mutter unbewußt als ihren eigenen, ihr endlich gewachsenen Penis betrachtete. Sie konnte nicht ertragen, daß der Penis des Sohnes in der Schwiegertochter zu jenem Fötus geworden sei, zu diesem Äquivalent des ursprünglichen Penis der phallischen Mutter. Die Verbindung zwischen phallischer und schwangerer Mutter scheint hier sehr eng zu sein.

Der Vorwand, unter dem, wie mir Frau Lefebvre erzählte, sie das Auto im Augenblick des Mordes halten ließ, steht in Beziehung zur Urethralerotik, wie auch die Todesart, die sie gewählt hat, die Pistole. Und wenn die offiziellen Gerichtssachverständigen bei Frau Lefebvre von Überbleibseln des archaischen „Matriarchats" sprechen, so haben sie nicht unrecht, da

im Unbewußten dieser Frau das infantile Ideal von der phallischen Mutter weiterlebte, auf dem sich erst später im Unbewußten des kleinen Mädchens das Ideal der schwangeren Mutter aufbaut.

Wenn wir uns jetzt von der Gegenwart abwenden, um einen Rückblick auf die Kindheit der Marie Lemaire zu werfen, können wir folgendes vermuten: die Reaktion gegen die schwangere Schwiegertochter, die sich in einem Pistolenschuß geäußert hatte, mußte die Reproduktion einer sehr alten Reaktion gegen die Mutter gewesen sein, welche zweimal während der Kindheit Marie Lemaires schwanger war und zuerst den Bruder Charles (als Marie zwei Jahre alt war) und dann die Schwester Nelly (als Marie fast vier Jahre alt war) zur Welt brachte. Es muß hauptsächlich diese zweite Geburt sein, welche in dem kleinen Mädchen jene typische Reaktion hervorrief, welche sie später in so tragischer Weise reproduziert hat.

Die Eifersucht gegen die Mutter mußte sehr stark gewesen sein, gegen die Mutter, deren Stelle sie unter dem Einfluß ihres in voller Entwicklung befindlichen Ödipuskomplexes und des beginnenden Kastrationskomplexes einnehmen wollte. Sie mußte gegen die Mutter Todeswünsche gehabt haben.

Diese Todeswünsche wurden später unter Beihilfe des sicherlich auch gegen die kleine Nelly eifersüchtigen Bruders auf diese kleine Schwester übertragen. In dem kleinen Charles fand Marie so einen Komplizen. War nicht er es denn, der, wie sie mir erzählte, die religiöse Bestattung der umgekommenen Küken vorgenommen hatte, über die sie noch heute lächelt? Diese beiden, in ihren unbewußten Wünschen ein Verbrecherpaar, spielten so die Beerdigung des kleinen Eindringlings, ihrer kleinen Schwester. Man wird einwenden, daß viele Kinder dasselbe Spiel gespielt haben, ohne später Verbrechen zu begehen. Ich habe selbst reizende Kinder gekannt, die heute vollkommen normale junge Leute geworden sind, welche sich auch Vergnügen daraus machten, die Küken ihres Hühnerhofes mit großem Pomp zu bestatten. Madame de Ségur erzählt in ihrem Buche „Les petites filles modèles“, dem Lieblingsbuche der Frau Lefebvre in ihrer Kindheit, die Bestattung der „Mimi“, des Rotkehlchens, eine Erzählung, die vielleicht dazu beigetragen hatte, jenes Spiel zu erfinden. Aber ich habe, indem ich dieses Spiel bei Marie Lemaire hervorhob, nur die Dynamik angezeigt, die ihr mit anderen Menschen gemeinsam sein kann. Die Kräfte, welche diese so vielen Menschen gemeinsamen Antriebe lahmlegen beziehungsweise aktivieren, bestimmen später je nach ihrer Richtung oder Intensität das äußere Verhalten eines Individuums. Bei der Mehrzahl unter uns bleiben glücklicherweise diese Antriebe bleibend gelähmt.

Alles, was man diesbezüglich bei Frau Lefebvre sehen kann, ist folgendes: vom Klimakterium ausgehend auf prägenitale Stadien und die auf dieser Basis später aufgebaute *„revendication“*, die sich auf den Kastrationskomplex bezieht, genügten nicht, um Frau Lefebvre zu einer Verbrecherin zu machen. Aber zu all diesem kommt bei der Schwangerschaft ihrer Schwiegertochter die ungemein starke Wiederbelebung des alten Ödipuskomplexes hinzu, den sie in der Kindheit in Gegenwart der vom Vater schwangeren Mutter erlebt hatte. Und es ist der Zuschuß zu diesem mächtigen Dynamismus, — den wir leider nicht zu dosieren vermögen, — der den primitiven mörderischen Trieben der alten Bürgerin zum Siege über alle bis dahin vorhandenen Kräfte verholfen hat.

2) Die Topik. „Ich habe die Empfindung gehabt,“ sagte mir Frau Lefebvre, „meine Pflicht zu erfüllen.“ Das will besagen, daß sich hier bei dieser im übrigen bigotten und übergewissenhaften Frau („Ich weiß nicht, wie ich so weit kommen konnte“, schreibt Frau Lefebvre am 29. Dezember 1925 ihrem Mann und ihrem Sohn Charles, „ich, die mir bittere Vorwürfe machte, wenn es geschah, daß ich, ohne es zu wollen, etwas Schlechtes von anderen sagte“) das Über-Ich mit dem Es vermengt. Der vom Über-Ich diktierte kategorische Imperativ entstammte da in Wirklichkeit dem Es. Nachdem die seelische Topographie in dieser Weise verändert war, gab es keinen Konflikt mehr, es gab Verbrechen, da das Unbewußte, das Bewußte und das Gewissen einig waren.

Ich werde hier nicht die Frage aufwerfen, welche Veränderungen im Über-Ich eine Regression im Es nach sich zieht. Ich werde mich mit der Parallele zwischen dem Verbrechen der Frau Lefebvre und dem Spielen des kleinen Mädchens Marie Lefebvre begnügen.

Ihr kleiner Bruder Charles, der mit ihr die Bestattung der umgekommenen Küchlein spielte, soll, wie sie sagt, die Initiative zu diesem Spiel ergriffen haben. Dieser Bruder, der auf der Bruderebene des kleinen Ödipuskomplexes den Erben des großen Komplexes von der Vaterebene darstellte, war also der Komplize, der Anstifter der symbolischen Tötung. Er erlaubte, ja er befahl die symbolische Bestattung der kleinen, durch Küken dargestellten Schwester.

Ebenso scheint später Gott, dieser ins Ungeheure projizierte, vergrößerte Vater, so wie der Bruder der verkleinerte Vater war, der Frau zu erlauben, ja zu befehlen, das Verbrechen zu begehen. Sie hatte die Empfindung, indem sie zur Pistole griff, ihre Pflicht zu erfüllen, und sie ist noch nicht davon überzeugt, das sieht man, sie nicht erfüllt zu haben.

An ihren Sohn André, dessen Gegenwart im Auto während des Verbrechens ihr zweifelsohne ebenfalls durch die Gegenwart des kleinen Charles bei der Bestattung der Küken diktiert worden ist, schrieb Frau Lefebvre, seitdem sie im Gefängnis ist, nicht ein einzigesmal mehr, obwohl ihr das Briefschreiben seit langem nicht mehr untersagt ist. Auch will sie ihn nicht wiedersehen. Als ihr die Rechtsanwälte in meiner Gegenwart sagten, sie könne jetzt seinen Besuch empfangen, reagiert sie mit einer Art von Schrecken: „Nein," sagt sie, „nein, nicht jetzt. Ich möchte lieber nicht, später, wenn ich dort sein werde." Man könnte sagen, daß, seitdem das Verbrechen verwirklicht worden ist, ihr derjenige, für den es begangen wurde, unbewußt wie eine Art Komplize erscheint (gleich ihrem kleinen Bruder Charles, der die Küken bestattete), ein Komplize, dessen Wiedersehen sie fürchtet. Sie scheint jetzt ihre Libido vom Sohne zurückgezogen und auf Gott, den Vater, übertragen zu haben. „Ich werde meine letzten Tage wie Magdalena am Fuße des Kreuzes verbringen", schreibt sie ihrem Mann am 18. März 1926 (Nr. 252 der Akten).

Im Gegensatz zu den Zeitungsberichten über meinen Besuch bei ihr sieht sie ungern einer Wiederverheiratung ihres Sohnes entgegen. Und als die Rechtsanwälte und ich sie fragten, ob die diesbezüglichen Gerüchte begründet seien, antwortete sie mit Entrüstung: „Ah, nein, er hat genug davon. Er kann noch ein paar Jahre warten."[1]

Kehren wir zur ersten in diesem Kapitel aufgestellten Frage zurück.

Warum fühlt sich Frau Lefebvre seit ihrer Tat, seitdem sie im Gefängnis ist, wohl? Was hat sie geheilt, das Verbrechen oder die Strafe? Ein schwer

1) Dr. Loewenstein machte mich darauf aufmerksam, daß die Identifizierung mit der Mutter dazu beigetragen habe, bei Frau Lefebvre das Fehlen der Gewissensbisse zu determinieren. Ebenso wie das kleine Mädchen sich gern mit der Mme. Fichini identifizierte, welche die kleine Sophie schlug, so konnte Frau Lefebvre sich später mit der beherrschenden und strafenden Mutter identifizieren. — Auf die Identifizierung mit der Mutter legen bei der Beurteilung des Mordes der Frau Lefebvre auch Franz Alexander und Hugo Staub besonderes Gewicht, in deren demnächst erscheinendes gemeinsames Buch zur psychoanalytischen Kritik des Strafrechts („Der Verbrecher und seine Richter") ich (während des Korrekturlesens dieser deutschen Übersetzung meines Aufsatzes) Einblick nehmen konnte. Die genannten Verfasser widmen — unter Zugrundelegung der französischen Publikation dieser Abhandlung — in ihrem Werk einen Abschnitt der Frau Lefebvre, auf welchen ich hier nachdrücklich verweisen möchte. Sie analysieren insbesondere die Parallele zwischen der einstigen Eifersucht der Lefebvre als kleines Mädchen gegen ihre schwangere Mutter und der späteren Eifersucht der der Schwangerschaft nicht mehr fähigen alten Frau gegen die schwangere Schwiegertochter. So ist der Mord eigentlich ein Muttermord. Die Schwiegertochter ist aber für die Phantasie der Frau Lefebvre auch die Verkörperung ihrer eigenen infantilen, verpönten, unbewußten Persönlichkeit und indem sie sie tötet, straft sie sich selbst.

zu lösendes Problem, da sie, als sie trotz des Wahnes bei klarem Bewußtsein tötete, wohl wußte, daß die Strafe folgen würde. Und wir wissen durch Neurosenanalysen, wie oft das Über-Ich des Kranken nach Bestrafung verlangt, die ihm bittere aber tiefe Befriedigung verschafft.

Aber der Fall der Frau Lefebvre ist keine einfache Neurose. Er ist vielmehr unter den Psychosen einzureihen, einem Zustand mit allen den von der Regression zum Narzißmus hervorgerufenen Störungen der Seelenökonomie, die eine derartige Störung in sich birgt. Das Über-Ich der Frau Lefebvre, das in den gewöhnlichen und unbedeutenden Handlungen des Lebens vom Es unabhängig geblieben ist, scheint unter dem Einfluß einer übermächtigen Anziehung der tiefsten Komplexe dieses Es mit diesem in einem Grade verschmolzen zu sein, daß man sie fast nicht mehr voneinander unterscheiden kann.

Daraus wäre zu schließen, daß die Tat mehr noch als die Strafe Frau Lefebvre Erleichterung und Heilung gebracht hatte. Sie befriedigte dadurch gleichzeitig die Anforderungen ihrer Triebe (Es) und jene ihres Gottes (Über-Ich), zu dessen Füßen sie nach ihrem Ausspruch gern und glücklich ihr Leben beschließen will.

Aber kann man sagen, daß die Befriedigung an der Strafe ihrer Heilung ganz fremd sei, wenn man die Genugtuung hört, mit der sie von dem harten Strohsack spricht, von der Gefängnissuppe, von dem Draht der Begräbniskränze, an denen die Frauen unter ihnen alle Tage arbeiten und die sich die Hände schinden, wenn man sie ihre Hände mit einem Lächeln ausstrecken sieht, diese fürchterlich zerschundenen und geschwärzten Hände?

3) Es bleibt das ökonomische Problem. Wir müssen gestehen, Seelenökonomie, die imstande ist, eine solche geordnete Bürgerin in eine furchtbare Verbrecherin zu verwandeln, bleibt uns fast vollständig unverständlich. Wir wissen übrigens recht wenig über die Ökonomie und sogar die Topik der Verbrecherpsyche, obwohl uns deren Dynamik ja ziemlich zugänglich ist, da ein jeder von uns in seinem Unbewußten ungefähr dieselben Kräfte hat.

Aber bei uns bleibt das Verbrechen so weit gehemmt, verdrängt, daß die meisten unter uns mit Entrüstung diese eben aufgestellte Behauptung zurückweisen werden. Während beim Verbrecher gewisse Hemmungen von Urtrieben entweder fehlen oder unter schwer zu bestimmenden Bedingungen oder Einflüssen, die zudem auf uns eine andere Wirkung gehabt hätten, wegfallen. Dieselben Komplexe, mit denen wir an das soziale Leben uns anzupassen verstehen, werden bei ihnen virulent, wahrscheinlich auf Grund einer verschiedenen Disposition.

Das heißt, daß uns der konstitutionelle und ökonomische Faktor, also die tiefsten Bedingungen des Verbrechens, fast völlig unverständlich und einer Analyse unzugänglich bleiben.

VI

Das Strafrecht und der Determinismus

Der § 64 des französischen Strafgesetzbuches hat folgenden Wortlaut: „Es besteht weder Verbrechen noch Delikt, wenn sich der Angeklagte im Augenblick der Tat im Zustande der Demenz befand oder wenn er unter dem Zwange einer Kraft stand, der er nicht widerstehen konnte.“ Dieser Paragraph, der seine Analoga in den meisten Strafgesetzbüchern hat, bezieht sich auf die mögliche Unverantwortlichkeit der Verbrecher; in allen Fällen, in welchen er nicht anwendbar ist, ist die Verantwortlichkeit gegeben.

Die Sachverständigen des Gerichtes von Douai, Dr. Raviart, Dr. Rogues de Fursac und Dr. Logre erklärten, — im Gegensatz zu den Sachverständigen der Verteidigung, — Frau Lefebvre sei geistig gesund und völlig verantwortlich. Diese vom wissenschaftlichen Standpunkte unhaltbare Feststellung ist vom sozialen Standpunkt aus sehr wohl haltbar.

Unser Strafgesetzbuch, wie übrigens dasjenige aller Länder, ist auf einer veralteten, auf religiösen Grundlagen gebildeten Vorstellung von der menschlichen Willensfreiheit aufgebaut. Nach dem Gesetzbuch gehören deshalb vor Gericht und sind strafbar einzig Menschen, die im Besitze ihrer Willensfreiheit, ihrer Vernunft sind. Die Geisteskranken unterliegen dem Strafrecht nicht, sie gehören ins Irrenhaus, so daß ein für verrückt erklärter Verbrecher sich dem Strafgesetz, dem richterlichen Spruch und den Repressalien entzieht und geradewegs ins Irrenhaus geht.

Was geschieht nun, wenn er einmal dort ist? Das Gesetz vom Jahre 1838, welches die Lage der Geisteskranken regelt, bemüht sich, die individuelle Freiheit gegen willkürliche Internierungen zu schützen. Zwei Ärztezeugnisse — das eines Arztes und das von seiten der Irrenanstalt — sind zu der Internierung notwendig. Aber es genügt zur Freilassung ein einziges, das des Anstaltsarztes, welches überdies im Falle einer Internierung von Amts wegen vom Präfekten genehmigt werden muß. Allerdings holt der Präfekt ärztliche Erkundigungen ein. Aber man weiß, wie wenig der Präfekt sich widersetzen wird, dem Ärzte, Sachverständige, Leute vom Fach erklären würden, daß ein Geisteskranker endlich genesen sei und ungebührlicherweise über die Zeit hinaus eingesperrt bleibe.

Das heißt, daß, wenn Frau Lefebvre, wie sie es verdient hätte, geisteskrank erklärt worden wäre, es ihrer Familie zweifellos gelungen wäre, sie nach mehr oder weniger langer Zeit aus der Anstalt zu befreien.

So mußten die Gerichtssachverständigen, sowohl unter dem Druck der Volksmenge, welche für die reiche Bürgerfrau, die kaltblütige und abscheuliche Mörderin, ein wenn auch nur symbolisches Schafott sehen wollte, als auch unter dem Druck einer geradezu sozialen Notwendigkeit, die einer verjährten Gesetzgebung entspringt, in welcher kein Platz für Geisteskranke ist, auf volle Verantwortlichkeit schließen.

Denn verantwortlich oder unverantwortlich hat vom Rechtsstandpunkt seinen Sinn verloren. Man müßte vielmehr sagen: einsperrbar oder internierbar. Das wäre das einzige Richtige und würde auch den tieferen Gedanken wiedergeben, dem manchmal in ähnlichen Fällen die ärztlichen Gerichtssachverständigen folgen.

Frau Lefebvres Platz ist sicherlich nicht im Gefängnis, er ist in der Irrenanstalt. Aber die Irrenanstalt konnte nicht ihre Türen hinter Frau Lefebvre schließen, da man sie zu leicht wieder hätte öffnen können.

*

Übrigens gehört Frau Lefebvre zu jener Kategorie von „Verrückten“, die man allgemein nicht dafür hält, weil sie ihre vollkommene geistige Klarheit, das Gedächtnis und ihre Vernunft bewahrt haben. Die „Revendicateurs“ führen leicht zu Täuschungen und widersprechen der Idee, die sich das Volk von Geisteskrankheit macht. Das erlaubte auch den Sachverständigen die Behauptung der vollen Zurechnungsfähigkeit. Das war es auch, das ihren Sohn André Lefebvre — der doch ein Interesse daran gehabt hätte, daß seine Mutter für verrückt gelte — auf die Fragen der Mme. Henri Mulle: „Glaubst du, daß deine Mutter geisteskrank ist? Und wenn du deine Antwort beschwören solltest, würdest du es wagen, es zu behaupten?“ — anworten ließ: „Selbstverständlich nein, ich könnte nicht sagen, sie sei geisteskrank.“ (Aussage der Mme. Mulle, Aktenstück Nr. 98.) Und die Anklage bediente sich dieser Aussage, ganz wie wenn André Lefebvre ein eminenter Psychiater gewesen wäre.

In der Tat, die Vorstellung, die man sich gemeiniglich von einem Verrückten macht, und welche eine Geistesverwirrung beinhaltet, stimmt mit dem Eindruck der *„Revendicateurs raisonnants“* vom Typus der Frau Lefebvre nicht überein. Und wer wird den Umfang der Begriffe Demenz definieren, im Sinne der Gesetzgebers, wie er sich im § 64 des Strafgesetz-

buches kundgibt, der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts verfaßt wurde, zu einer Zeit, wo die *Folie raisonnante* noch nicht erkannt worden war? Es kann in der Interpretierung dieses Gesetzes und in diesbezüglichen medizinischen Gutachten nur Willkür herrschen, je nach der Ausdehnung, die der jeweilige Sachverständige dem Begriffe Demenz geben wird, und die jedenfalls weder dem ursprünglichen rechtlichen, noch dem gegenwärtigen psychiatrischen Begriff entspricht.

So konnten also die offiziellen Sachverständigen ihren Bericht mit den Worten schließen: „Madame Lefebvre war keineswegs im Zustande von Demenz zur Zeit der Handlung im Sinne des § 64 des Strafgesetzbuches." Denn der Sinn, den der § 64 dem Begriff Demenz gibt, bleibt Sache der jeweiligen Beurteilung.

Bei den Revendicateurs übrigens ist die Psychose und der Charakter im engeren Sinne so sehr vermischt, daß es nicht leicht ist, sie von einander zu unterscheiden.

Während der Verfolgungswahnsinnige leicht seinen Wahn durch die Absonderlichkeit, das Absurde seiner Interpretationen verraten kann, macht der Revendicateur im allgemeinen nicht einen ausdrücklich wahnhaften Eindruck. Er scheint oft einfach übertrieben auf die Lebensenttäuschungen zu reagieren.

„Der Revendicationswahn", schreiben Sérieux und Capgras (l. c. S. 258), „ist weniger ein ‚Wahn', als die Äußerung einer psychopathischen Persönlichkeit." Und weiter (S. 262): „Der Revendicationswahn ist ein *état morbide continu du caractère* [kontinuierlicher krankhafter Charakterzustand]. (Arnaud.)"

Diese Eigentümlichkeit des Revendicationswahnes ist es, welche den offiziellen Sachverständigen erlaubt hat, die Psychose und den Charakter der Frau Lefebvre unter der Etikette „ein wenig eigentümlicher Charakter" unterzubringen.

*

Die Menschheit hat es nach und nach erkannt, daß in der Natur der Determinismus herrscht. Viel langsamer und später ist es erkannt worden, daß er bis zu uns reicht. Ebensowenig wie die Geisteskranken für ihren Wahn, sind wir, die Normalen, für unseren Charakter verantwortlich, und jede unserer Bewegungen, unserer Worte, unserer Gedanken ist eben so streng determiniert wie die Bewegungen der Planeten und Sonnen im Weltenraum.

Die Psychoanalyse hat in überzeugender Weise den Determinismus, der in unserem Innern herrscht, aufgezeigt. Es ist unmöglich für den, der sie kennt und versteht, noch von „Willensfreiheit" zu sprechen. Aber die menschliche Gerechtigkeit spricht noch von ihr und verlangt im Namen der menschlichen Verantwortlichkeit die Bestrafung der Schuldigen. Ist die Gerechtigkeit nicht eher Rache der Menschen und wenn die Menschen die Gerechtigkeit verlangen, verlangen sie da nicht eher die Anwendung des alten Talionsgesetzes? Wenn beim gegenwärtigen Zustand unserer Gesellschaft, in dem Verbrechen vielfach von Unangepaßten vollbracht werden, denen der Sinn für die sie umgebende Realität abgeht, und in dem zum Beispiel die Todesstrafe von einer sehr zweifelhaften Wirksamkeit ist, das Volk an der Todesstrafe noch so sehr hängt, so tut es dies weniger in der Sorge um die eigene Sicherheit als vielmehr in der unbewußten Absicht, seine letzte „königliche" Prärogative zu wahren, das Recht, auch in Friedenszeiten unbestraft, weil kollektiv, Blut zu vergießen. Und dazu das Blut eines Verbrechers, d. h. eines Menschen, den im Grunde der Seele, unbewußt die primitiven verdrängten und unbefriedigten Triebe des Volkes beneiden.

Obzwar es wünschenswert wäre, daß die Justiz weniger triebhaft werde, ist es eine Utopie zu glauben, daß die soziale Justiz es werden kann. Denn die soziale Justiz, die im Namen des Volkes geübt wird, kann schwerlich von den Volksleidenschaften befreit werden, die ihr anhaften. Es ist jedoch erlaubt, eine etwas bessere Gesetzgebung herbeizusehnen. Der § 64 des Strafgesetzbuches könnte im Lichte der gegenwärtigen wissenschaftlichen und deterministischen Ideen das ganze Gesetzbuch doppelt annullieren. Denn Demenz muß heute vom rechtlichen Standpunkte in einem sehr weiten Sinne verstanden werden. Bei der Ausführung auch der geringsten Handlung gehorchen wir da nicht alle — und nicht nur die Geisteskranken — „dem Zwange von Kräften, denen wir nicht widerstehen können?" Es dürfte also kein Verbrechen bestraft werden, wenn man weiterhin für Strafe die Verantwortlichkeit fordert.

Aber da liegt gerade der Irrtum. Je mehr ein Verbrecher „unverantwortlich" im rechtlichen Sinne ist, d. h. je mehr er geisteskrank ist, um so gefährlicher ist er — wobei er dem Gesetze nach um so weniger strafbar ist. Das Wort Verantwortlichkeit müßte also aus dem Gesetzbuch gestrichen werden. Und wenn die Wissenschaft im allgemeinen und die Psychiatrie im besonderen nicht so unsicher wären, wäre es richtig, Urteile durch Diagnosen zu ersetzen.

Die Geschwornen aus dem Volke, welche die Angeklagten von der Allmacht der gesetzlichen Gewalt befreiten, haben sie den Leidenschaften des Volkes unterworfen, welches sie freispricht oder verurteilt, ohne sie zu verstehen. Ärztliche Geschworne wären vom „idealen Standpunkt" vorzuziehen, aber praktisch, wegen der Eifersucht und der Uneinigkeit, die in diesem Stande herrscht, vielleicht noch schlimmer. Man könnte wenigstens, auf Grund eines Gutachtens, geisteskranke Verbrecher nach einem richterlichen Spruch, dessen Modalitäten noch zu bestimmen wären, in Anstaltsgefängnissen internieren, deren Benennung selbst ein Kompromiß wäre zwischen der Strafe (Gefängnis), die das Volk für den Verbrecher verlangt, und einer Anstalt, welche die Wissenschaft für den Geisteskranken fordert. Aus dieser Anstalt könnte der Verbrecher auch nur nach einem Urteil befreit werden. Diese Reform ist in den letzten Jahren oft gefordert worden.

Ich bin keine Kennerin der vergleichenden Gesetzgebung der Geisteskranken in den verschiedenen Ländern. Übrigens würde eine Untersuchung dieser Frage allein einen dicken Band füllen. Aber ich weiß, daß hinsichtlich dieser Frage kein Stratgesetzbuch mit den gegenwärtigen Ergebnissen der Wissenschaft im Einklang steht.

Es ist gewiß, daß gegenwärtig der geisteskranke Verbrecher, was wohl kurz dem Verbrecher gleichkommt, nirgends Platz hat. Die repressiven Maßnahmen standen und stehen noch unter dem Einfluß der archaischen und dem Volke genehmen Idee der Strafe. Deshalb ist bei fast allen gegenwärtigen großen Kriminalprozessen das Volk von der Furcht besessen, daß man „dieses Ungeheuer für einen Verrückten ausgeben wird", was in den Augen des Volkes einem Unschuldigerklären des Verbrechers gleichkommt. Die Internierung für Geisteskranke auf Verbrecher angewandt, scheint dem Volke ein ungerechtes Unschuldszeugnis zu sein.

Die Idee der Bestrafung des Verbrechers ist der Ausdruck des Bedürfnisses nach Grausamkeit, welche das Talionsgesetz erzeugte, ist aber auch zu Beginn die Erzeugerin der Moral aus Furcht vor Vergeltung. Aber indem diese Moral entstand, wurde die Bestrafungsidee manchmal im Laufe des christlichen Zeitalters durch die der Buße ersetzt. Den Verbrecher retten ist eine Utopie, die noch heute von Menschen zu erreichen gesucht wird.

Die Wissenschaft hat die Idee der Bestrafung des Verbrechers immer mehr ihres Sinnes beraubt. Ist Frau Lefebvre zum Beispiel wirklich bestraft, sie, die im Gefängnis glücklicher ist und besser auf dem Gefängnisstroh schläft als in ihrem guten bürgerlichen Bett? Und was die Besserung der Verbrecher betrifft, muß man sich über die Komplexe, welche die Menschen

führen und ihren Charakter ausmachen, merkwürdige Illusionen machen, um an diese Besserung zu glauben. Es gibt in Wirklichkeit nur eine rationelle, am Verbrecher anwendbare Behandlung: sie außerstand setzen, zu schaden. Für die weniger schwer geistesgestörten Verbrecher könnte man, wenn man will, das Gefängnis beibehalten, nur müßte es weniger schmutzig sein als jetzt. Für die anderen sollten Gefangenenirrenanstalten geschaffen werden, und die Internierung in solche, ebenso die Entlassung auf Grund richterlichen Urteiles erfolgen; die gewöhnliche Irrenanstalt sollte nur die nicht kriminellen Geisteskranken aufnehmen.

Ein Hindernis für diese rationelle Behandlung von Verbrechern bleibt das Volk, das weiter Bestrafung der Verbrecher verlangt. Das Ideal wäre natürlich eine soziale Prophylaxie: öftere und rechtzeitige Diagnosen und Prognosen stellen und eine möglichst große Anzahl von Verbrecherkandidaten internieren. Aber welcher Arzt unter all jenen, die sie untersucht haben, hätte es gewagt, Frau Lefebvre vor ihrem Verbrechen zu internieren? Man hätte geschrien, es sei ein Attentat auf die individuelle Freiheit.

Zur Psychoanalyse des jüdischen Witzes

Von

Theodor Reik

Berlin

> *„I can suck melancholy out of a song as a weasel sucks eggs."*
>
> Shakespeare, As you like it. II. 5. 13.

I

Manche Autoren haben versucht, die besonderen Züge des jüdischen Witzes hervorzuheben und psychologisch zu erklären. Es gibt sicherlich solche Züge, aber es wäre verfehlt, den Witz überhaupt nur den Juden zuzuschreiben.[1] Es ist vielmehr so, daß der allgemein-menschliche Kern des Witzes hier in einer jüdischen Einkleidung erscheint oder einzelne charakteristische Züge des Witzes in einer besonderen Ausprägung und in einem speziellen Mischungsverhältnis hervortreten. Man kommt den Merkmalen des jüdischen Witzes vielleicht am nächsten, wenn man auf die besonders scharfe Selbstkritik hinweist, die sich in den von Juden geschaffenen Witzen gegen das eigene Ich oder vielmehr gegen jenes größere Ich, das eigene Volk, richtet. In seiner analytischen Untersuchung über den Witz und seine Beziehung zum Unbewußten bemerkt Freud, daß die Witze, die von Fremden über die Juden gemacht werden, meist brutale Schwänke sind, in denen der Jude als komische Figur erscheint. Auch die von Juden gemachten

---

1) Wie es z. B. Alexander Moszkowski tut, dem es scheint, „als ob der Begriff ‚Jüdischer Witz' auf einen Pleonasmus hinausläuft, auf eine Tautologie, denn die Grundelemente dieses Begriffes sind tatsächlich nicht zu trennen. Was das Wesen des Witzes begründet, der Kontrast, das bildet auch das Kennzeichen des Judentums, in guter wie in übler, in elegischer wie in launiger Bedeutung. In den Martyrien dieses Kontrastes hat sich die brennende Denkweise entwickelt, aus der die Witzfunken in Garben emporschlagen". (Der jüdische Witz und seine Philosophie. Berlin 1923. S. 8.)

Witze geben dies zu, aber sie kennen doch die wirklichen Fehler der Juden weit besser, ebenso den unterirdischen Zusammenhang mit ihren Vorzügen. Freud gibt dem Zweifel Ausdruck, ob es sonst noch häufig vorkommt, daß sich ein Volk in solchem Ausmaße über sein eigenes Wesen lustig macht.

Hier ist wirklich ein fesselndes, psychologisches Problem. Tatsächlich sind die Witze, die von Juden produziert werden, diejenigen, die sich am treffendsten gegen jüdische Art und Unart richten und eine besondere Schärfe der Verhöhnung aufweisen. Sie zeigen eine Schonungslosigkeit und Grausamkeit der Selbstherabsetzung, die in dieser Ausprägung sonst schwer anzutreffen ist. Andere Merkmale des jüdischen Witzes sind mit diesem auffälligen und zentralen Zuge innig verknüpft. Die Juden, welche diese Witze schaffen, und die, welche sie wiedererzählen, schämen sich offenbar keineswegs der Mängel und Schwächen, die darin gekennzeichnet und verspottet werden. Sie erzählen sie oft und gern und meistens scheint es, als geschehe es mit einer Befriedigung, die nicht mehr durch den witzigen Inhalt oder die witzige Form allein erklärbar wird, sondern auch daraus quillt, daß hier die eigenen Schwächen, Fehler und Unzulänglichkeiten zur Schau gestellt werden. Der Eindruck ist häufig folgender: diese Erscheinung stellt den Ausdruck einer besonderen Gefühlseinstellung dar, deren Tendenz man als erwünschte Selbstdemütigung, als eine Art masochistischen Exhibitionismus bezeichnen könnte. Dieser Zug beschränkt sich sicherlich nicht auf den Witz des Juden; er tritt dort nur besonders auffällig — manchmal möchte man sagen: aufdringlich — hervor. Wir erinnern an die Darstellung von Juden und jüdischem Leben, wie sie von manchen Schauspielern etwa von Eisenbach, den Brüdern Herrnfeld, der Werbezirk gegeben wird, um diese Bloßstellung der eigenen Verächtlichkeit, diese manchmal grandiose Demonstration der eigenen Erbärmlichkeit wiederzufinden. Ja das Gefühl der Befreiung durch die grausame Selbstherabsetzung scheint sich gelegentlich zu dem einer seelischen Entlastung zu steigern, die fast ekstatischen Charakter annimmt. Es wird den Psychologen auch nachdenklich machen, daß solche erbitterte Selbstkritik, wie sie der jüdische Witz zeigt, von keinem ernsthaften Bestreben gefolgt ist, jene scharf verhöhnten Charakterzüge abzulegen oder zu korrigieren.

Wir finden hier eine Reihe von charakteristischen Zügen, die wir psychologisch schwer verstehen könnten. Eine solche seelische Einstellung zum Ich und zum eigenen Volk mutet den Beobachter seltsam an und er sucht, vorerst vergeblich, nach Analogien im Leben des Einzelnen und der Nationen. Nun, es gibt eine ganz ähnliche psychische Haltung, aber sie erscheint auf

einem so fernabliegenden Gebiet, daß ein Vergleich kaum in dem Betrachter auftauchen wird. Sollte dies überraschenderweise doch der Fall sein, so wird er sicherlich lebhaftes Sträuben gegen eine solche Zusammenstellung verspüren. Handelt es sich doch um ein psychisches Phänomen, das nicht nur einer völlig verschiedenen Sphäre angehört, sondern auch um ein solches, dessen Gefühlsbetonung geradezu einen Gegensatz zu der des Witzes darstellt. Ist es nicht paradox, die Erscheinungen bei jener Gemütserkrankung, die dem Psychiater als Melancholie bekannt ist, zum Vergleich mit den seelischen Prozessen der Witzbildung heranzuziehen?

II

Tatsächlich wird der erste Eindruck der Erscheinungen jener Erkrankung, deren klinisches Bild dem Psychiater besser bekannt ist als ihre Verursachung, geradezu derjenige sein, den wir als der Stimmung des Witzigen gegensätzlich ansehen würden. Die Melancholie ist eine tief schmerzliche Verstimmung, die seelisch ausgezeichnet ist durch Aufhebung des Interesses für die Außenwelt, Verlust der Liebesfähigkeit, Hemmung jeder Leistung und schwere Versündigungsideen, welche die Kranken eine drohende Strafe erwarten lassen. Das Bild des Melancholikers, den wir in den Irrenanstalten und in den Sanatorien für psychisch Kranke beobachten, mag in uns jede andere Vorstellung eher hervorrufen als die des Witzigen. Sein Gesicht ist ausdruckslos und erstarrt wie eine leere Maske; er blickt scheinbar gedankenlos vor sich hin und macht wenig Bewegungen. Dann wieder weint und schluchzt er heftig, schlägt sich gegen die Brust, reißt sich am Haar, beißt sich selbst. Er verweigert die Nahrungsaufnahme, lehnt jede Zerstreuung ab, ist von Schlaflosigkeit gequält und von den schwersten Angst- und Schuldgefühlen bedrückt. Selbstmordgedanken gewinnen häufig Gewalt über ihn und werden nicht selten in einem unbewachten Augenblick ausgeführt. Wir fühlen tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen, der von einer rätselhaften Trauer erfüllt zu sein scheint und dem das Leben zu einer schweren Last geworden ist, und können ihn schwer verstehen, weil uns der Grund seines tiefen Leides unzugänglich ist. Hier ist doch sicherlich nichts, das uns an die seelische Einstellung des Juden, der so scharfe und demütigende Witze über sein Volk macht, erinnern könnte?

Die Vergleichsmöglichkeit rückt aber näher, wenn wir andere symptomatische Züge an den Melancholikern beobachten. Der Kranke schildert uns sein Ich als moralisch besonders verwerflich und erbärmlich, macht

sich schwere Selbstvorwürfe und beschimpft sich selbst auf das Härteste. Er erniedrigt sich vor jedem, zeigt ihm die eigenen Fehler und beklagt sich und seine Verwandten, die an einen so unaufrichtigen, lügnerischen, egoistischen und kleinlichen Menschen gebunden sind. Solche niedere Selbsteinschätzung und so scharfe Selbstkritik nehmen oft genug den Charakter eines moralischen Kleinheitswahnes an. Die Selbstanklagen steigern sich manchmal zu wahren Paroxysmen, in denen sich der Kranke unaufhörlich herabsetzt, nur Schlechtes über sich auszusagen weiß, sich selbst verwirft und verdammt. Es entspricht nun gar nicht unseren Erwartungen, daß der Melancholiker sonst keineswegs ein Benehmen an den Tag legt, das in Übereinstimmung mit so schweren Selbstanklagen und -vorwürfen gebracht werden könnte. Vor allem schämt er sich gar nicht seiner von ihm beklagten Schwächen und Charakterfehler. Er zeigt aber auch nichts von der Demut und Nachgiebigkeit, die man bei einem so tief Zerknirschten voraussetzen würde. Er erscheint im Gegenteil immer wie verletzt und vernachlässigt und quält die Anderen nicht minder wie sich selbst. Es ist für den Beobachter auch unverkennbar, daß der Kranke in keiner Art bemüht ist, seinen von ihm so scharf kritisierten Charakter zu verbessern und sein drückendes Schuldgefühl durch Korrektur seiner Fehler zu beschwichtigen. Wir erkennen in seinem Benehmen nicht nur keine Spur von Scham, sondern eher eine Art aufdringlicher Mitteilsamkeit, welche an der Selbstherabsetzung und Selbstbloßstellung eine seltsame Befriedigung zu finden scheint. Es bleibt kein Zweifel daran, daß es sich in diesem Wüten gegen das Ich um die Abfuhr starker Gefühle handelt, daß eine seelische Entlastung darin enthalten ist.

Hier sind nun freilich einige wesentliche Züge, die uns noch in der verschiedenen Ausprägung an die Merkmale des jüdischen Witzes erinnern: die erbitterte Selbstkritik und Selbstherabwürdigung, der Ausfall des Schamgefühles, die besonderen Reaktionen der Demonstration in der Selbstherabsetzung, die damit verbundene Befriedigung und der Mangel korrektiver Tendenzen. Sollte es sich nur um eine formale Ähnlichkeit handeln, der keine Übereinstimmung im seelischen Inhalt der Phänomene entspricht? Neben den aufgezeigten Gemeinsamkeiten gibt es ja so viele auffällige und entscheidende Differenzen, daß wir am Werte unseres Vergleiches irre werden. Unser Mißtrauen mag berechtigt sein, aber es braucht uns nicht zu verhindern, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen.

III

Zumindestens ein Teil unserer Unsicherheiten und Zweifel wird behoben durch die überraschenden Aufklärungen, welche die Psychoanalyse über die seelischen Vorgänge in der Entstehung und Entwicklung der bisher nur wenig verstandenen melancholischen Erkrankung zu geben vermag. Die Forschung ist auch heute noch nicht in der Lage, die Faktoren in der Entstehung und im Verlauf der melancholischen Affektion restlos zu erfassen, aber das Verständnis jener Melancholien, die man als psychogen bezeichnet, ist durch Freud in entscheidender Art gefördert worden.[1] Das große Stück Einsicht, das wir durch seine Studien erhalten haben, läßt uns die rätselhafte Erkrankung zum ersten Male in ihren wesentlichen Zügen verstehen. Die Melancholie stellt sich regelmäßig als die Reaktion auf den Verlust einer geliebten Person oder einer Abstraktion, die an deren Stelle gerückt ist (Freiheit, Heimat, ein Ideal usw.), dar. Das Objekt ist in den meisten Fällen keineswegs gestorben; es ist nur als Liebesobjekt verloren gegangen. Der Geliebte erfreut sich etwa der besten Gesundheit, aber er hat das Mädchen verlassen und dieses reagiert auf den Verlust durch melancholische Erkrankung. Der Verlust des Objektes kann nun verschiedenen Charakter haben und muß dem Kranken auch keineswegs bewußt sein. Es mag dem Melancholiker auch bekannt sein, daß er ein Objekt in dieser Art verloren hat, aber es kann dabei unbewußt bleiben, was er an jenem Objekt verloren hat. In anderen Fällen ist der Objektverlust als solcher unbewußt geblieben und wir verstehen nicht, was den Melancholiker in so tiefe Verstimmung versetzt hat und warum er in so schmerzliche Trauer verfallen ist. Einige der rätselhaftesten Züge und Besonderheiten der Melancholie haben sich der analytischen Untersuchung als sinnvoll erschlossen und konnten von ihr in den großen Zusammenhang seelischer Vorgänge eingeordnet werden. Hierher gehören z. B. jene erbitterten Selbstanklagen und -vorwürfe, jener moralische Kleinheitswahn, der so merkwürdig anmutet. Die Psychoanalyse behauptet nun allgemein, daß der Kranke mit seinen Klagen in allen Fällen psychologisch irgendwie im Rechte sein muß, so unglaubwürdig sie uns auch zuerst scheinen mögen. Dieses Stück Berechtigung ist aber oft in seinem Ausdrucke verschoben, verallgemeinert, entstellt und unverständlich geworden. Es muß demnach auch psychologisch

1) Die Arbeiten Karl Abrahams und Sándor Radós haben weitere, tiefgehende Aufklärungen über die Melancholie gebracht.

irgendwie berechtigt sein, daß der melancholisch Kranke sich als verwerflich und erbärmlich schildert, aber wenn er sich so erbarmungsloser Selbstkritik hingibt, so werden wir mit Freud fragen, „warum man erst krank werden muß, um solcher Wahrheit zugänglich zu sein". Mag auch ein Stück realer Berechtigung in einem Teile seiner Selbstanklagen enthalten sein, ihr Ausmaß, ihre Intensität und ihre Dauer können dadurch nicht erklärt werden. Die brave Frau und Mutter, die an einer Melancholie erkrankt ist, wird sich der schwersten Unterlassungen und Unzulänglichkeiten anklagen, die ihr nicht zur Last fallen und trotz ihres untadeligen Lebens von sich selbst nicht besser sprechen als von einer Dirne. Mag sich immerhin ein Teil ihrer Selbstanklagen, wie wir vermuten können, auf unbewußte Phantasien beziehen, der größte Teil ist in dieser Art nicht erklärbar. Der Melancholiker hat also Recht und Unrecht zugleich und wir verstehen nicht, warum er seine Selbstachtung so völlig verloren hat und so gegen das Ich wütet. Hier ergibt sich nun die erste analytische Aufklärung. Freud hat nämlich gezeigt, daß die stärksten unter den mannigfachen Selbstanklagen des Melancholikers oft sehr wenig zur eigenen Person passen, aber mit geringfügigen Veränderungen anderen Personen anzupassen sind, die der Kranke liebt oder geliebt hat. Die Selbstvorwürfe sind also als Vorwürfe gegen ein Liebesobjekt erkennbar, die von diesem weg auf die eigene Person gewendet wurden. Die Selbstanklagen sind Anklagen, die einem Anderen gelten und sich gegen das Ich gekehrt haben. Unter diesen Selbstvorwürfen sind gewiß auch einige echte eingestreut, aber gerade diese sind nicht die ausschlaggebenden und sie verdecken eher den wirklichen psychischen Sachverhalt. Der Psychoanalyse ist es gelungen, diesen Vorgang sowie den der Erkrankung zu rekonstruieren. Es hatte eine starke Bindung an ein Objekt bestanden. Diese Objektbeziehung war durch den Einfluß einer realen Kränkung oder Enttäuschung von seiten der geliebten Person erschüttert worden. Und nun trat nicht das ein, was man normalerweise erwarten durfte, daß nämlich die Person ihre Liebe von dem Objekt abwendet und auf ein neues überträgt. Durch das Zusammenwirken mehrerer psychischer Bedingungen kommt vielmehr ein anderer seelischer Prozeß zustande: das Objekt wurde zwar aufgegeben, aber ins Ich aufgenommen. Dieser Prozeß der Aufrichtung eines Objektes im Ich, durch den das Aufgeben des Objektes vielleicht erleichtert wurde, ist in der Psychoanalyse als Identifizierung bekannt und hat auch für andere psychische Situationen eine große Bedeutung. In den uns hier interessierenden Fällen psychisch entstandener Melancholie ist also ein Objektverlust durch eine Identifizierung

abgelöst worden, durch die das aufgegebene Objekt wieder im Ich aufgerichtet wurde. Das Ich steht nun einem seiner Teile gegenüber, der durch Identifizierung verändert ist. Und nun wendet sich eine besondere Instanz im Ich, die unsere moralischen Anforderungen verkörpert, das Über-Ich, gegen diesen Ichteil, den es verwirft und verurteilt, Der Konflikt zwischen dem Ich und der geliebten Person in der Außenwelt ist zu einem tiefgehenden Zwiespalt zwischen dem Über-Ich und dem durch die Identifizierung veränderten Ich geworden. Wir verstehen jetzt das merkwürdige Verhalten der Melancholiker: der Schatten des Objektes ist auf ihr Ich gefallen. Ihre Selbstvorwürfe und Selbstanklagen gelten in Wahrheit dem verlorenen Objekt, das ins Ich aufgenommen wurde. Das Mädchen, das sich als treulos bezeichnet und über seine eigene Unbeständigkeit klagt, klagt eigentlich den ungetreuen Geliebten an, der sie verlassen hat und der nun zu einem wesenhaften Teil ihres Ichs geworden ist. Die Kranken brauchen sich nicht zu schämen und zu verbergen, weil alle Selbstherabsetzung und Selbstkritik unbewußt der Person gilt, die sich ihrer Liebe unwürdig erwiesen hat und die durch den Identifizierungsvorgang im Ich weiter wirkt. Das Ich wird jetzt von seiten des Über-Ichs so behandelt, als ob es das gehaßte (und geliebte) Objekt wäre, das den Kranken beleidigt und enttäuscht hat; es wird verachtet und mißhandelt. Aus diesem unbewußten Vorgang ist nicht nur der Ausfall des Schämens verständlich, sondern auch die besondere Bitterkeit und Härte der Selbstvorwürfe und -anklagen, ihre quälerische Intensität und ihre monotone Wiederholung. Auch die Befriedigung an der Selbstherabsetzung wird so verständlich, handelt es sich doch dabei um die unbewußte Degradierung des Objektes, wird hier doch im Geheimen Rache genommen an der treulosen und unverläßlichen geliebten Person. Was als Kleinheitswahn und als schonungslose Selbsterniedrigung erscheint, ist vielmehr ein Versuch, die durch die Enttäuschung verminderte Selbsteinschätzung wiederzugewinnen, ist in Wirklichkeit eine Bemühung, sich von der Erbärmlichkeit und Gemeinheit des Objektes zu überzeugen und die Kränkung oder Enttäuschung seelisch zu bewältigen. In so schmerzhafter Form vollzieht sich beim Melancholiker die Ablösung von Liebesobjekten.

IV

Wenn unsere Erwartungen nicht völlig trügerisch gewesen sind, müßten die psychologischen Einsichten, die für die Entstehung und Entwicklung dieser seelischen Mechanismen gewonnen wurden, geeignet sein, uns auch

jene Besonderheiten des jüdischen Witzes besser verstehen zu lassen. Wir werden gewiß nicht vergessen, daß hier der einzelne Kranke, dort ein Volk das Objekt psychologischer Untersuchung ist und daß Forschungsresultate, die sich am Individuum ergeben haben, nicht ohne große Vorsicht auf kollektive Phänomene übertragen werden dürfen. Auch sind wir darauf vorbereitet, daß die Analogie zwischen den beiden Erscheinungen nur eine partielle sein kann und wir sie nur ein Stück weit verfolgen können. Von dort an verliert sich der Weg wieder in die Dämmerung.

Was uns unzweifelhaft erscheint, ist die Ähnlichkeit der seelischen Dynamik und es fällt uns nicht schwer, sie aus den Entstehungsbedingungen beider Phänomene abzuleiten. Wenn wir jene besonderen Züge des jüdischen Witzes untersuchen, die grausame und schamfreie, oft geradezu schamlose Selbstherabsetzung, sowie die exhibitionistische Befriedigung an der Darstellung der eigenen Schwächen und Fehler, so ergibt sich das Bild einer kollektiven Erscheinung, die den Analytiker vermuten läßt, daß an ihrem Zustandekommen ähnliche psychische Faktoren zumindestens mitbeteiligt sein müssen wie in der Entstehung der Melancholie. Wir erkennen in der Geschichte des Judentums eine typische seelische Situation, welche die Entwicklung einer derartigen psychischen Einstellung durchaus begünstigen würde. Eine tiefgehende Kränkung oder Enttäuschung seitens der Umwelt, die durch die reale Übermacht der Gegner bedingte Unterdrückung der Rachereaktion, die Introjizierung des gehaßten und geliebten Objektes ins Ich und das Wüten gegen dasselbe, die Selbstherabsetzung und -entwürdigung — man erkennt, es sind hier dieselben seelischen Mechanismen wirksam. Die besondere Schärfe und Treffsicherheit des Judenwitzes gegen die Juden ist also durch die Unterdrückung der Rache mitbedingt, aber diese Rache ist im Geheimen in ihm enthalten. Die Aggression trifft das Ich, aber sie trifft auch das Objekt im Ich. In der Verhöhnung, welche der jüdische Witz gegen das eigene Volk richtet, werden in latenter Art — doch für das Unbewußte erkennbar — die Wirtsvölker angeklagt und verspottet. Die besondere Art dieses Witzes zeigt noch in der Selbstdemütigung und -herabwürdigung den unterdrückten Aufruhr. Was sich so unerbittlich und schonungslos gegen das Ich kehrt, ist die ursprünglich gegen die Umwelt gerichtete Aggression, die sich gegen das Ich rückgewendet hat. Diese Selbstkarikatur enthält insgeheim die Schilderung derjenigen, welche das mannigfache Elend der Juden verschuldet haben. Es ist, wie wenn der Judenwitz, der so erbarmungslos die eigenen Schwächen enthüllt, sagen wollte: Seht, so sind wir und ihr! oder: Seht,

zu wie kläglichen, schwachen, verängstigten und frechen, kleinlichen und gierigen Kreaturen ihr uns gemacht habt! In dem Spiegel, den dieser Witz den Juden vorhält, erblickt man zugleich ein fremdes Gesicht. In der Selbstherabsetzung steckt verborgen die Herabsetzung des Anderen. Die leidvolle Vergangenheit des Judentums und die Fortdauer der Besonderheiten seiner sozialen Existenz geben den Schlüssel zum Verständnis des jüdischen Witzes wie die Einsicht in die seelische Situation des Melancholikers uns sein befremdendes Verhalten besser verstehen läßt. Die durch die reale Übermacht bedingte Unmöglichkeit, Rache für die erlittenen Beleidigungen und Kränkungen zu nehmen, war die erste und wesentlichste Bedingung für den Vorgang der Identifizierung mit dem Objekt und der Wendung der Aggression gegen das Ich gewesen. Zu ihr mögen andere Faktoren psychischer Art getreten sein und jene selbstquälerische Zersetzung im Witz unterstützt haben. Die durch religiöse Lehre und Tradition zur inneren Forderung umgewandelte Hemmung der Angriffslust und des Rachedurstes wird das Zustandekommen der Identifizierung in besonderer Art begünstigen.

Der Judenwitz darf schamlos sein, denn er enthüllt unter seiner Fassade die Mängel der Anderen. Es dürfen auch unter den rückgewendeten Verhöhnungen dieser Art einige echte mitunterlaufen, verhelfen sie doch dazu, den tieferen, latenten Sinn der Selbstherabsetzung zu verbergen. Die Psychoanalyse hat gezeigt, daß jene psychischen Mechanismen der Aufnahme des Objektes ins Ich und der Wendung der Aggression, in der ein Ichteil gegen den Anderen wütet, nicht nur der Melancholie eigen sind, wenngleich sie in ihr am auffälligsten hervortreten. Sie sind in stärkerem oder geringerem Ausmaße auch in anderen Psychoneurosen erkennbar und besitzen darüber hinaus eine noch nicht völlig gewürdigte Bedeutung für das Seelenleben. Hier seien zwei Beispiele nebeneinander gestellt, die zeigen, wie gleichartig dieser Mechanismus in der Symptomatologie der Neurosen und in der psychischen Genese des jüdischen Witzes wirkt.

Ein an Zwangsneurose erkrankter Mann wollte einem älteren Verwandten, der ihn besuchte, ein neues Kartenspiel zeigen. Während des Spieles erwies sich nun der Schüler höchst ungeschickt und wenig scharfsinnig. Mein Patient benahm sich kurz nachher in der Konversation sehr ungewöhnlich, indem er die einfachsten Dinge nicht verstand, manchmal dumm vor sich hinstarrte oder lachte und überhaupt wie ein Narr handelte. Die Analyse am nächsten Tage konnte den unbewußt gebliebenen Zusammenhang zwischen den beiden Erlebnisreihen leicht aufdecken. Die Unmöglich-

keit, dem älteren Verwandten die in dem Patienten wachgewordenen Gefühle der Respektlosigkeit und des Hohnes zu zeigen, hatte hier zu einer solchen zeitweiligen Objektintrojektion mit Demonstration der eigenen Dummheit geführt. Man wird sich erinnern, wie gerne Shakespeare in seiner Gestaltung konfliktreicher Situationen dieselben Mechanismen in ihrer Wirksamkeit gezeigt hat. Der Prinz Hamlet gebärdet sich so absurd in seinen Unterhaltungen mit Rosenkranz und Güldenstern sowie mit Polonius, um den Hofleuten ihre eigene Dummheit recht *ad oculos* zu demonstrieren. Man erkennt hier, wieviel Methode in diesem Wahnsinn liegt. Es ist auch kein Zufall, sondern psychologisch tief begründet, daß Hamlets Stimmung der des Melancholikers so häufig entspricht.[1] Ich hatte einigemal Gelegenheit, in der Kinderstube zu beobachten, daß Kinder sich so schlimm oder „närrisch" benehmen, um sich in dieser unkenntlich gewordenen Form über die Großen lustig zu machen. Man bemerkt dann wohl, falls das Treiben nicht zu toll wird, mit lächelnder Nachsicht, die Kleinen benehmen sich doch recht kindisch und ahnt nicht, wie sehr dieses Benehmen das Gehaben der Erwachsenen karikaturistisch darstellt.[2] Was hier noch vorbewußt geschieht, wird langsam verdrängt werden und späterhin manchmal in der Art eines psychischen Automatismus wirken können.[3]

Das Beispiel eines jüdischen Witzes, das unserem, der Neurosenpsychologie entnommenen Falle analog ist: Moritz ist mit seinem Freunde beim Kartenspiel in heftigen Streit geraten und ruft diesem wütend zu: „Was kannst du schon sein für ä Mensch, wenn du dich hersetzt, Karten zu spielen mit ä Menschen, der sich hersetzt, Karten zu spielen mit ä Menschen wie du!" Lassen wir vorläufig die in diesem Satz enthaltene Aggression beiseite, so ergibt sich der Gedanke: du spielst mit einem unwürdigen Menschen Karten — das klingt eher wie die Äußerung eines Melancholikers als ein Witz. Der Witz kommt sozusagen durch Auflösung des für die Melancholie

1) Wie man weiß, gehört das Drama zu Shakespeares persönlichsten und deutlich genug klingt aus den Worten des Prinzen die tief schmerzliche Verstimmung, die um 1601 den Dichter beherrschte.

2) Von hier aus mag die psychologisch noch nicht erkannte, latente Verbindung, die in Shakespeares Dramen zwischen dem Helden und dem Narren besteht, ein vertiefteres Verständnis erhalten. — Die Äußerung: *„Be Kent unmannerly, when Lear is mad"* („Sei Kent nur ohne Sitte, wenn Lear verrückt." Lear I, 1, 147) liefert eine schöne Analogie zu dem oben geschilderten, eigenartigen Verhalten von Kindern.

3) Die Vermutung liegt nahe, daß es sich in diesen seelischen Äußerungen um eine archaische Reaktion handelt.

so kennzeichnenden psychischen Kernes zustande, d. h. dadurch, daß die Aggression wieder gegen das Objekt gewendet wird, dabei bleibt aber die Herabsetzung des Ichs erhalten. Ja, mehr als das: sie wird zum Mittel zur verstärkten Herabwürdigung des Objektes.[1] Gerade durch die Rückwendung des Angriffes gegen das äußere Objekt und gegen das durch Objektidentifikation veränderte Ich wird der sonst verborgene psychische Mechanismus erkennbar. Der Vorgang ist also folgender: die Aggression gegen das äußere Objekt hat eingesetzt („was kannst du schon sein für ä Mensch"), ist dann gehemmt worden und hat sich gegen das Ich gekehrt, das nun beschimpft und gedemütigt wird, und nun lehnt sich dieses mißhandelte Ich auf und geht wieder zum Angriff gegen das Objekt über. Die ursprünglich intendierte Aggression wird gegen das Ich zurückgewendet, um das Objekt dann durch seine Verbindung mit diesem verächtlichen und verachteten Ich um so tiefer zu beschimpfen und zu demütigen. Das Ich hat die eigene Herabsetzung willig auf sich genommen, um darin das Objekt herabzusetzen wie in der Melancholie. Aber dieser Vorgang ist nicht wie in dieser Erkrankung dem Bewußtsein entzogen. Gerade dieser Witz stellt sich als glänzendes Beispiel der Wirksamkeit jener seelischen Mechanismen dar, die wir in der Entstehung des jüdischen Witzes und der Melancholie beobachten konnten. Wenn wir uns nicht mit der Witzfassade begnügen wollen, erkennen wir, was er sagen will. Die soziale Lage, in der sich die Juden alle befinden, die sie isoliert und aufeinander angewiesen sein läßt, verhindert die Entwicklung gegenseitiger sozialer Achtung und erklärt den Mangel an Respekt, den sie im Verkehr untereinander zeigen.[2] Hier aber erscheint für den Psychologen die latente Anklage gegen die Wirtsvölker, welche das jüdische Volk in so unmöglicher sozialer Einstellung festhalten.[3] Wir haben in

1) Einen Witz, der durch die Wirkung desselben Mechanismus zustande kommt, erzählt Heinrich Heine („Briefe aus Berlin"). Er berichtet von den Redouten im Opernhause, die mitunter ein sehr gemischtes Publikum aufwiesen. „*Je te connais, beau masque*", rief dort eine als Fledermaus maskierte Dame einem jungen Manne zu. „*Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grand chose*", entgegnete der Angesprochene recht ungalant.

2) Es ist dieselbe seelische Situation, die Nestroy einmal parodistisch auswertet: in der Hebbeltravestie „Judith und Holofernes" exerzieren die Juden innerhalb der Stadtmauern von Bethulien, das vom Feinde belagert wird. Der Unteroffizier kommandiert: „Habt acht!" Einer seiner Soldaten aber räsoniert: „Wie heißt: ‚Habt acht'? Is' er mehr als wir? Is' nicht ein Jud wie der andere?"

3) Für die Zwecke dieser Untersuchung bleibt es gleichgültig, daß dieses Festhalten auch masochistisch mitgenossen und zur Befriedigung unbewußten Schuldgefühles verwendet wurde.

diesem Beispiel wie in vielen ähnlichen, das die Sitten der Juden geißelt, sozusagen eine Probe aufs Exempel: die Fehler der Juden werden in ihnen unbewußt ihren Peinigern zur Last gelegt.

V

Ist in dieser Deutung des letzterwähnten Witzes wirklich die Tiefe erreicht? Sollte wirklich sein innerster Kern in der Meinung enthalten sein, daß kein Jude sich mehr dünken dürfe als der andere, solange sie an die gleiche Galeere geschmiedet sind? Und sollte es nur die Anklage gegen die Feinde und der Hohn über sie sein, was auf dem Grunde dieses Witzes und ähnlicher verborgen ist? Wer mit jenem „dritten Ohr" am Herzen des jüdischen Witzes horcht, der weiß: was hier klagt, anklagt und verstummt, gilt einem größeren Gegner. Wir schieben die Erledigung dieser Mahnung, die uns hier stört, auf und wenden uns einem dringenderen Einwande zu, der jetzt beantwortet werden will.

Jener Witz zeigt nicht mehr alles von der Eigenheit der Melancholie, die den seelischen Konflikt mit dem Objekt im Ich austrägt. Hier ist es wieder zu einem Zwiespalt zwischen A und B, dem Ich und dem Objekt, gekommen. Aber dieser Unterschied berührt die von uns hervorgehobene Gemeinsamkeit, die sich nur auf ein bestimmtes Stück des seelischen Ablaufes bezieht, eigentlich nicht. Es bleibt doch aufrecht, daß die der Melancholie eigenen seelischen Mechanismen auch in der Entstehung des jüdischen Witzes wirksam sind, wenn er auch von einem bestimmten Punkte an einen völlig anderen Weg einschlägt. Es wäre sicher unrichtig, anzunehmen, daß es in der Entstehung des jüdischen Witzes bei der Aggression gegen das ins Ich aufgenommene Objekt bleiben muß. Oft genug kommt es von dort aus zum wirklichen, mehr oder minder deutlich ausgesprochenen Angriff gegen den äußeren Feind und Bedränger. Hier zwei repräsentative Beispiele dieser Witzart: ein Ghettojude im Kaftan und mit Schläfenlocken steht betrachtend vor dem Wiener Denkmal des berühmten österreichischen Heerführers Feldmarschall Radetzky. Zwei Offiziere, die in der Nähe sind, beginnen, ihn zu verhöhnen, indem sie den jüdischen Jargon und die Sprechweise der Ostjuden nachahmen. Der Jude hört eine Zeitlang geduldig zu und sagt dann, auf das Standbild des siegreichen Feldherrn zeigend: „Was machen Sie mir nach? Machen Sie dem da nach!" Das klingt wie eine Abfuhr und ist wohl ziemlich grobkörniger Art und nicht sehr geistreich. Was uns hier interessiert, ist, daß die Abwehr selbst

zum Angriff wird, aber dabei wird noch immer die Erbärmlichkeit des Ichs festgehalten, mag auch die des Objektes noch so scharf kritisiert werden. Wenn dieser typische Zug hier nicht so stark zutage tritt wie in anderen jüdischen Witzen, welche eine so scharfe Selbstverhöhnung zeigen, so erklärt sich dies aus der besonderen Situation. Hier heißt es, einem von außen kommenden aktuellen Angriffe zu begegnen, eine Roheit abzuweisen; in jenen anderen Witzen ist es bereits zur Identifizierung mit dem Objekt gekommen.

Unzweideutiger tritt in dem folgenden Beispiel, das ebenfalls wie die Abwehr eines Angriffes erscheint, das sonderbare Nebeneinander von Selbstherabwürdigung und Verhöhnung des Anderen hervor. Ein Richter vernimmt einen als Zeugen vorgeladenen Juden: „Sie heißen?" — „Abraham Jontefsohn." — „Wo geboren?" — „In Rzeszow." — „Beruf?" — „Altkleiderhändler." — „Religion?" — „Ich hab' Ihnen gesagt, ich heiß' Abraham Jontefsohn, ich bin aus Rzeszow, ich handle mit alte Kleider — wer ich sein e Hussit."

Hier wird deutlich, daß die Antwort des Juden die Dummheit des Richters verspotten will, aber noch in diesem Hohn schwingt die Selbstverhöhnung mit. Die Zugehörigkeit zur jüdischen Religion wird daraus geschlossen, daß der Zeuge einen für den Nichtisraeliten befremdlich oder gar komisch klingenden Namen trägt, aus einem elenden galizischen Orte stammt und einen sozial niedrig eingeschätzten Beruf hat. Wir würden sagen, der Richter war verpflichtet, jene Frage nach der Religion zu stellen, aber die sarkastische Antwort zeigt, daß diese Frage dem Zeugen als eine überflüssige erscheint, die selbst eine Verhöhnung enthält. Was ich an diesem Beispiel deutlich machen will, ist die interessante psychologische Tatsache, daß in der Witzbildung die eigene inferiore Situation ausgenützt wurde, um aus ihrer Erbärmlichkeit Kapital zu schlagen und daß die eigene Unterdrückung die treffendste Waffe für den Triumph über den Gegner liefert.

Ich will die Gelegenheit benützen, um in der Untersuchung gerade dieses Beispieles zu zeigen, wie oberflächlich jede Deutung des jüdischen Witzes bleiben muß, die sich mit der Betrachtung seiner Fassade zufrieden gibt. Alexander Moszkowski, der diesen Witz anführt, weist darauf hin, daß die Logik in ihm wie im jüdischen Witz überhaupt eine hervorragende Rolle spielt (a. a. O. S. 11). Der Jude verstehe sich meisterhaft auf das Gedankenexperiment, kraft dessen konzentrische Gedankenkreise geschlagen werden, die sich immer weiter verengern, bis derjenige Begriff, auf den

es gerade ankommt, logisch fest umschnürt werde und in voller Eindeutigkeit herausspringe. An dem eben angeführten Witze werde klar erkenntlich, „wie durch die sukzessive Verengung der logischen Begriffskreise ein Zentralbegriff auf das schärfste erfaßt wird". Die logischen Begriffskreise lassen sich nach Moszkowskis Ansicht nicht sachlicher und prägnanter einengen: „Es ist eine konzentrische Einengung, die den Zentralbegriff mit mathematischer Sicherheit erzwingt." Dies mag ein Stück Richtigkeit enthalten, aber es erreicht nur den tiefsten Punkt der Oberfläche. Diese Deutung des Witzes hat sozusagen nur seine Schale beschrieben und seinen Kern unberührt gelassen. Denn es ist nicht eine kühle logische Deduktion, aus der unser stärkster Lustgewinn beim Hören des Witzes stammt. Diese Denklust ist sicherlich auch da, aber sie hat den Charakter der Vorlust, die tiefere Quellen der Lustentbindung verdeckt. Vergleichen wir unsere Lust an diesem Witze etwa mit dem Vergnügen, das uns die elegante Lösung eines schwierigen mathematischen Problems bereitet, so erkennen wir leicht, von wie verschiedener Art die Befriedigung ist. Jene „konzentrische Einkreisung", die „den Zentralbegriff mit mathematischer Sicherheit erzwingt", ist auch in den Sätzen der Ethik Spinozas enthalten, aber der Genuß, den wir beim Überprüfen jenes Systems von Definitionen, Axiomen, Propositionen, Demonstrationen, Korollarien und Scholien empfinden, ist doch wesentlich verschieden von dem beim Hören dieses Witzes. Es ist klar, daß erst die affektiven Voraussetzungen des Witzes jene tiefere Lustentwicklung bewirken. Gewiß, es macht uns Vergnügen, zu erkennen, wie der Zeuge dem Richter zeigt, daß sich jener Schluß auf die Religionszugehörigkeit zwingend aus den bekannten Prämissen ergibt, aber verändern wir die Situation nur ein wenig, etwa in der Form: „Ist es wahrscheinlich, daß ein Mann, der Abraham Jontefsohn heißt, aus Rzeszow stammt und mit alten Kleidern handelt, der hussitischen Sekte angehört?" so ist alle Witzlust verschwunden. Die Antwort des Juden soll gewiß die Dummheit des Richters bloßstellen, aber sie soll nicht nur dessen Dummheit bloßstellen. Die spezifische Lust dieses Witzes, die durch die Vorlust an dem logischen Vorgang verdeckt wird, liegt eben in der Aufhebung jenes Hemmungsaufwandes, der sonst gegenüber der obrigkeitlichen Autorität notwendig ist. Wir identifizieren uns mit dem Zeugen, verstehen etwa durch den Ton der Frage, daß er darin eine Verhöhnung zu fühlen glaubt, und genießen mit ihm — und tiefer noch als er — die Befriedigung, die sich aus der eigenen hohnvollen Antwort ergibt. Die imaginierte Folgerung, die er den Richter ziehen läßt, ist von so bizarrer Unwahrscheinlichkeit („wer ich sein

e Hussit"), daß wir lachen müssen, aber der logische Prozeß ist wahrhaftig nicht allein für unser Lachen verantwortlich. Der tiefere psychische Grund unseres Lachens ist vielmehr, daß wir im Inhalt und in der Form dieser Replik den Ausdruck einer befreienden Feindseligkeit sehen, welche die adäquate Rache für einen Angriff darstellt. Einer anderen, nur die logische Fassade berücksichtigenden Betrachtungsweise, welche die unbewußten Prozesse nicht beachtet, entgleitet gerade das tief Wesenhafte des Witzes. Vielleicht ist das folgende Beispiel, das ein kurzes Gespräch wiedergibt, noch besser geeignet, an ihm die Betrachtung der logischen Außenseite der psychologischen Würdigung des Gehaltes gegenüberzustellen: „Sagen Sie, Herr Fleckseif, ist das wahr, was man erzählt? Wie Sie gewesen sind vorigen Monat in Krotoschin, haben Sie gekriegt auf offener Straße zwei Pätsch?" Der Befragte achselzuckend: „Spaß — Krotoschin, auch ä Platz!" Wie Moszkowski (a. a. O. S. 28) richtig bemerkt, ist hier „die Wichtigkeit eines Ereignisses von der Örtlichkeit abhängig gemacht, dergestalt, daß die Bestimmungsmerkmale des Vorganges auf die Ortschaft überpflanzt werden". Wirklich bewegt sich hier der Gedanke sprunghaft, „um die einzige Assoziation zu gewinnen, die dem Beteiligten in der Bedrängnis einen Vorteil verspricht". Aber erschöpft es die Tiefe dieses Witzes, wenn gesagt wird, die ganze Peinlichkeit des Erlebnisses „verschwindet vor der übergeordneten Vorstellung, daß der Ort als Geschäftsplatz nicht in Betracht kommt"? Mir scheint, daß damit nur die Vorstufe der Lustwirkung des Witzes umschrieben wird. Ist nicht vielmehr die tiefere Lust darin bedingt, daß wir uns unbewußt mit dem armen Geprügelten, der zu schwach oder zu verängstigt war, sich zur Wehr zu setzen, identifizieren und nun mit ihm in der Herabsetzung des Ortes und seiner Bewohner Rache nehmen? Ist nicht das Spezifische der Witzwirkung eher darin zu sehen, daß wir das Typische dieser Reaktion bei den Juden vorbewußt erkennen und verstehen, daß die einzige Waffe, die ihnen gegenüber der Brutalität einer übermächtigen Umwelt zu Gebote stand, deren tiefste Verachtung war, die sie über die Roheiten des Mobs trösten konnte? Es ist gewiß zuzugestehen, daß es unter den jüdischen Witzen zahlreiche gibt, in deren Inhalt wirklich der Logik eine besondere Bedeutung zukommt. Wir erinnern uns etwa jenes langen logischen Umweges, den der Witz einen Rabbi machen läßt, der seine Brille vermißt: wie der Verlustträger, der sich eine Reihe von scharfsinnigen Fragen nach dem gegenwärtigen Besitzer der Brille vorlegt und sie ebenso scharfsinnig beantwortet, immer unter strenger Anwendung des logischen Prinzips des ausgeschlossenen Dritten zu der Folgerung gelangt, er müsse die Brille auf

der Nase haben.[1] Aber auch in diesen und ähnlichen Beispielen kann es nicht der Triumph der Logik, nicht der Sieg des Scharfsinnes sein, an dem allein die Witzeslust des Hörers hängt, sondern wir lachen vorerst über den großen Aufwand intellektueller Art und dann darüber, was er verborgen bedeutet. Denken wir an das eben erwähnte Beispiel und fassen wir nur diese übermäßige Denkenergie selbst ins Auge, so ergibt sich der Eindruck des Komischen. Es würde sich demnach um eine kleine Geschichte handeln, deren Komik darin liegt, daß ein großer gedanklicher Aufwand vertan ist, um zu einem Resultat zu gelangen, das man durch Wahrnehmung oder auf einem viel kürzeren Gedankenwege hätte erreichen können. Es ist nicht unmöglich, daß diese Geschichte vom überklugen Rabbi schon nach wenigen Generationen wirklich nur mehr einen komischen Eindruck machen wird, und doch erklärbar, warum sie uns noch witzig scheint.[2] Wir verstehen, daß der Rabbi diese typische Art der Schlußfolgerung, die er beim Suchen der Brille verwendet, den Besonderheiten des Talmudstudiums entlehnt hat, an die er gewöhnt ist. Wir fühlen, daß hinter der komischen Fassade Verborgeneres zum Ausdruck drängt: der Spott über die ungeheure gedankliche Verschwendung, die in jenem Talmudstudium, seinen logischen Finessen und Spitzfindigkeiten enthalten ist. Die Argumentation beim Suchen der Brille unterscheidet sich in ihrer Art nicht von den ausgebreiteten Diskussionen, ob man ein Ei, das ein Huhn am Samstag gelegt hat, essen, einen Span im Hofe aufheben dürfe und von der dialektisch-logischen Be-

1) Die Kette seiner Schlußfolgerungen lautet (in der Verkürzung) etwa so: „As (da) die Brill' is nix da, is se entweder weggela(u)fen oder es hat se aner genommen. Lächerlich, wie kann se sein weggela(u)fen, se hat doch keine Füß'? As se hat aner weggenommen, hat se entweder aner weggenommen, der hot e Brill' oder es hat se aner weggenommen, der hot ka Brill'. Wenn er scho hot e Brill', nemmt er doch ka Brill'? As es is gewesen aner, der hat ka Brill', is es entweder aner gewesen, der hot e Brill' und seht (sieht) oder es is aner gewesen, der hot e Brill' und seht nix. As er hot ka Brill' und seht, was brauch' er do e Brill'? Es is also aner gewesen, der hot ka Brill' und seht nix. As es is gewesen aner, der hot ka Brill' und seht nix, kann er doch nix finden die Brill'? As se hot kaner weggenommen, der hot e Brill' und seht und es hat se kaner weggenommen, der hot ka Brill' und seht nix, as se is nix weggela(u)fen, weil se hot kane Füß', muß doch die Brill' sein do! Ich seh' aber doch, se is nix do! Ich seh'?? Also hab' ich doch e Brill'!!! As ich hob e Brill', is se entweder mei' Brill' oder e fremde Brill'! Wie kommt aber e fremde Brill' auf mei' Nos! As ich hob ka fremde Brill' is es mei' Brill'! Do is se!!!" (Freundliche Mitteilung von Dr. Hans Sachs.)

2) Es sei vermerkt, daß die kleine Geschichte manchen Zuhörern auch jetzt nur noch komisch erscheint — und manchen nicht einmal komisch. Das subjektive Moment spielt hier eine entscheidendere Rolle als anderswo.

handlung ähnlicher Themen.[1] Jenes Studium, dessen typische Denkmethoden der Rabbiner hier anwendet, galt Gegenständen, die für das Judentum, seine Religion und Kultur einmal von höchster Bedeutung waren und die für uns und die Welt, in der wir leben, zumeist nur von geringer Wichtigkeit geworden sind. Auch hier lachen wir also aus erspartem Hemmungsaufwand; wir überwinden den Respekt, den wir sonst für geistige Leistungen haben, angesichts der Belanglosigkeit der Gegenstände, zu deren Behandlung sie aufgeboten wurden. Auch hier wird es aber erkennbar, wie in der Selbstverhöhnung, welche der jüdische Witz enthält, das ins Ich aufgenommene Objekt verspottet wird. Auch diese witzige Geschichte hat eine verborgene Spitze gegen die Fremden, die ihre verständnislosen Angriffe gegen die religiöse und gesetzkundliche Literatur und Tradition der Juden richten und keine Ahnung davon haben, wie viele und wie tiefe Werte in ihr stecken und wie starke Spuren sie im Denken und Fühlen des Volkes zurückgelassen hat. Es ist, als wolle das Geschichtchen sagen: Ihr habt vielleicht Recht, dieses ganze Studium ist unzeitgemäß und überflüssig; es stellt eine unnütze und lächerliche Gedankenverschwendung dar, aber versteht ihr auch, welche strenge Schule des Denkens, der sprachlichen und logischen Präzision das ist? Die Respektlosigkeit, mit der in dieser witzigen Anekdote die talmudische Dialektik behandelt wird, ist nicht unvereinbar mit einem großen, verborgenen Stolz auf ihre Trefflichkeit und ihre von den Außenstehenden unverstandenen Vorzüge. Wir erkennen auch hier wieder jene seelischen Mechanismen, die wir so häufig im Witz der Juden finden. Auch hier steckt in der Selbstverhöhnung ein latenter Ausdruck des Spottes gegen die anderen. Die Analyse dieser Witze nötigt uns aber dazu, zwei Ergänzungen oder Korrekturen an unseren Aufstellungen anzubringen. Die erste wird sich darauf beziehen, daß jene Aufnahme des Objekts ins Ich und der folgende Angriff gegen das Ich durch eine Gefühlskonstellation unterstützt wird, die sich zwischen Haß und Liebe, Achtung und Verachtung bewegt und die in der Psychoanalyse als ambivalent bezeichnet wird.[2] Wir haben eben gesehen, daß die Juden selbst den dialektischen Methoden des Talmudstudiums mit so zwiespältigen Gefühlen, einer mit Stolz vermengten

1) Über die psychologischen Voraussetzungen, Triebgrundlagen und Motive dieser Spekulationen vgl. mein Buch „Dogma und Zwangsidee". Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1927.

2) Dieses Moment wurde besonders von Sándor Radó in der analytischen Aufklärung der melancholischen Affektion hervorgehoben („Das Problem der Melancholie". Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. XIII, 1927).

Minderschätzung begegnen. Wie so häufig im jüdischen Witz wird auch hier die unterirdische Verbindung der eigenen, scharf kritisierten Fehler mit den Vorzügen der Juden in unausgesprochener, doch deutlicher Genugtuung hergestellt. Die zweite Berichtigung ergibt sich aus der Einsicht, daß in Witzen dieser Art nicht mehr der einzelne Jude oder das jüdische Volk in seiner Gesamtheit mit allen seinen Eigenheiten als Angriffsobjekt erscheint, sondern eine religiöse Institution, wie z. B. hier das heilige Studium der Juden. Dieser neue Gesichtspunkt führt uns willkommenermaßen zu einer Erörterung zurück, die wir früher aufgeschoben haben.

VI

Es wäre nicht richtig, zu behaupten, daß sich jene seelischen Prozesse, welche die Psychoanalyse in der Genese der melancholischen Verstimmung aufgedeckt hat, regelmäßig auf den Verlust eines realen Objektes zurückführen lassen. Man beobachtet nicht selten Fälle, in denen sich dieselben psychischen Reaktionen einstellen, wenn das Ich sich gezwungen fühlt, eine abstrakte Idee, man darf oft sagen: ein Ideal aufzugeben. Es besteht für die analytische Beobachtung kein Zweifel mehr daran, daß die Menschen auch am Verlust eines Ideals, an der Vernichtung einer hochgeschätzten Vorstellung seelisch erkranken können. Es gibt genug Beispiele, — und unsere Zeit kennt sie, — die beweisen, daß die Niederlage einer Nation, der Zusammenbruch von als sakrosankt angesehenen Einrichtungen, der Untergang verehrter Institutionen manche Menschen jener tiefen Verstimmung verfallen lassen. Derselbe Fall kann sich ergeben, wenn dem Einzelnen eine bedeutsame nationale oder religiöse Idee plötzlich zur Gänze entwertet wird und ins Wesenlose entgleitet.

Der jüdische Witz, der den Erscheinungen der Melancholie phänomenologisch so ferne steht, wird manchmal dieselben seelischen Voraussetzungen in seiner Entstehung erkennen lassen. Ich denke an Witze, wie etwa den folgenden: der alte Mendel Dalles liegt im Sterben und nimmt Abschied von seinen Kindern, die sich um sein Bett versammelt haben: „Kinderlach, mei' ganzes Leben hab' ich gedarbt und gespart und hab' mir nicht das kleinste Vergnügen gegönnt. Ich hab' mich immer getröstet und mir gesagt: in jenner Welt drüben werd' ich dafür reine Freude erleben. L a c h e n m ö c h t' i c h, w e n n d r ü b e n a u c h n i x w ä r!"

Ist dies ein Witz, ein Witz nur, ein loses, glänzendes, verrauschendes Spiel mit Worten und Gedanken, nichts mehr? Ist nicht, was hier zum

Lachen zwingt, dasselbe Gefühl, das uns, wäre sein Ausdruck nur wenig verschieden, im Tiefsten erschüttern und Tränen in unsere Augen treiben würde? Was der Arme und immer Darbende hier am Ausgang in das große Nichts ausspricht, ist es nur komisch? Nein, es ist eher tragikomisch, da es den großen Unbekannten über den Wolken angeklagt, der nur immer Opfer, Verzichte, Entbehrungen fordert und dafür nur Versprechungen auf ein besseres Jenseits geben kann, deren Einlösung überaus ungewiß ist. Der Witz spricht nun, indem er das mannigfache Elend der Juden schildert, diesen Protest gegen einen überstrengen Gott und gegen die von ihm gegebenen Moralgebote, die den Lebensgenuß empfindlich einschränken, in verborgener Art aus. Die Selbstanklagen enthüllen sich als Vorwürfe, die hier lachend gegen denselben Himmel gerichtet werden, gegen den sie einst schrien. Noch in der Selbstherabsetzung lebt der geheime Aufruhr gegen die Mächte, die den Armen ins Leben hineinstoßen und ihn schuldig werden lassen. Gott ist hier ins Ich aufgenommen und aller Hohn und alle Erbitterung gegen das Ich gilt eigentlich ihm, der sein auserwähltes Volk so schwer enttäuscht hat. Hier wird noch im schmerzhaften Lachen der Kreatur der Schöpfer vor jenes jüngste Gericht zitiert, vor dem er von seinen Geschöpfen angeklagt wird.[1]

Haben wir uns nicht zu weit vorgewagt? Wir haben versucht, eine Analogie zwischen der seelischen Situation, aus der die Melancholie erwächst, und derjenigen, welche dem Entstehen des jüdischen Witzes zugrunde liegt, zu verfolgen, und waren darauf vorbereitet, daß dieser Vergleich uns nur ein Stück weit führen kann. Wir haben nicht aus den Augen verloren, daß es sich bei einem derartigen Versuch nur um einige gemeinsame Züge handeln kann, die zwischen einem pathologischen Phänomen und einer Alltagserscheinung bestehen. Wir haben doch, meine ich, eine Ahnung davon erhalten, aus welchen Tiefen sich die Heiterkeit des jüdischen Witzes erhebt und aus welchen Abgründen er seine Resonanz erhält.

Drängender als andere Fragen wird nun die eine: wieso aus der so gekennzeichneten Stimmung ein Witz entstehen, die Schwermut in jene eigen-

1) Die fanatische Liebe zu Gott und die tiefe Frömmigkeit der Juden schließt so heftige Tendenzen revolutionärer und haßerfüllter Art, welche im Unbewußten wirken, nicht aus, sondern ein. Von der Frühzeit dieses „halsstarrigen" Volkes an bis zur jüngsten chassidischen Dichtung („Gott, Gott ist bankrott" in L. Perez' „Die Nacht auf dem alten Markte") versucht die unterirdische Rebellion immer wieder durchzubrechen. Über diese verborgene Ambivalenz der Juden gegen ihren Gott vgl. meine Bücher: „Das Ritual", 2. Aufl., 1928, „Der eigene und der fremde Gott", 1923, und „Dogma und Zwangsidee", 1927.

artige Heiterkeit umschlagen könne. Man hat uns oft gesagt, es gebe einen Humor, der unter Tränen lächle. Hier haben wir es nicht mit dem Humor zu tun, der offenbar anderen seelischen Zielen zustrebt, sondern mit dem Witz, der einen Spezialfall des Komischen darstellt und eine gesonderte Behandlung verdient. Kehren wir wieder zur psychologischen Analyse des letzterwähnten Witzes zurück. Wir würden erwarten, daß der Sterbende, dem plötzlich die Einsicht dämmert, daß er sein Leben einer Chimäre geopfert hat und der jetzt zu spät erkennt, daß er sich von leeren Hoffnungen hatte narren lassen, einer schweren Depression verfällt. An Stelle dieser zu erwartenden Verstimmung erscheint im Witz anscheinend der Ausdruck einer gegensätzlichen Stimmung. Haben wir nicht gedacht, er müsse nun, da ihm der wahre Sachverhalt erkennbar wird, verzweifeln und schluchzen? Er sagt aber: „Lachen möcht' ich, wenn drüben auch nix wär!" Versuchen wir zuerst allgemein, die Lustwirkung aus diesem Witze psychologisch zu erfassen, so ergibt sich, daß auch sie aus zwei Quellen fließt. Sie stammt vorerst aus erspartem Gefühlsaufwand, denn wir wollten gerade den Armen bedauern und bemitleiden, wir waren im Begriff, Anteil an seinen tief schmerzlichen Gefühlen zu nehmen, da bewirkt der letzte Satz, den er spricht, daß der bereits vorbereitete Gefühlsaufwand als überflüssig erkannt wird und erspart werden kann. Aber diese Ersparnis verdeckt eine andere; denn auch der Hemmungsaufwand, der zur Aufrechterhaltung der Ehrfurcht und der Gläubigkeit gegen die Gottheit und die von ihr geheiligten Vorstellungen notwendig ist und sie gegen die Aggression schützt, wird als überflüssig erspart. Indem in diesem: „Lachen möcht' ich ..." das Ich als lächerlich vertrauensselig und leichtgläubig verspottet wird, wird auch die Gottheit, die solche nichtige Versprechungen macht, der Lächerlichkeit preisgegeben. Was der Sterbende äußert, klingt wie eine Art Schadenfreude über sich selbst und das scheint zuerst paradox, aber wir wissen jetzt aus unserer analytischen Erörterung, daß diese Schadenfreude eigentlich dem ins Ich aufgenommenen Objekt gilt.

Vergleichen wir unseren Witz mit jener im wörtlichsten Sinne galgenhumoristischen Äußerung des Delinquenten, der am Montag zur Hinrichtung geführt wird: „Na, die Woche fängt gut an", so werden wir leicht erkennen, welche Differenz sich aus der psychologischen Würdigung beider Äußerungen ergibt. In dem Falle des Verbrechers wird ein Humor entwickelt, der die seelische Genugtuung auf Kosten des Ichs erringt. Freud hat gezeigt, daß der Lustgewinn hier daher stammt, daß die Entbindung von Affekten, zu denen sonst die Situation Anlaß geben würde, erspart

wird. Das Großartige dieses Humors liegt darin, daß in ihm das Ich über alle Bedrohungen der Außenwelt triumphiert. Mehr als dies: alles das, was die Außenwelt ihm an schrecklichen, gefährlichen, lebensschädigenden Aspekten zeigt, wird ihm nur zum Anlaß zum Lustgewinn. Diese humoristische Einstellung, welche das Leid entwertet und das Ich als unüberwindbar triumphieren läßt, ist sicherlich beiden Äußerungen, der des sterbenden Familienvaters und des Verbrechers, gemeinsam. Beide sind also humoristisch, aber die des Enttäuschten hat nicht jene großartige Freiheit und Unbekümmertheit, welche den Ausspruch des Delinquenten auszeichnet; sie ist nicht nur komisch, sondern auch witzig. Freud hat erkannt, daß sich die humoristische Person gegen das Ich in der eigenen prekären Situation so benimmt wie der Erwachsene gegen das Kind, indem er die Interessen und Leiden, die diesem groß erscheinen, in ihrer Nichtigkeit erkennt und belächelt.[1] Auch diese Gemeinsamkeit ist bei beiden Äußerungen vorhanden, aber das Diktum des Juden enthält etwas mehr oder weniger, wenn man will: es spielt ebenfalls mit dem eigenen Ich, löst die Wichtigkeit seiner Interessen in wesenlosem Scheine auf, aber es stellt den so gewonnenen Lustgewinn in den Dienst der Aggression. Es ist, als wolle der Witz sagen: gewiß, ich bin dumm und lächerlich vertrauensselig, daß ich solche Versprechungen über die Kompensation im Jenseits geglaubt habe. Aber damit ist nicht die tiefste Schichte des Witzes erreicht, eine solche Einstellung wäre nur humoristisch. Das Witzige darin entstammt eben dem Angriff gegen die Gottheit, die solchen Glauben beansprucht und von ihren Verehrern dafür Opfer und Entbehrungen verlangt. Es ist also die Einstellung zum Ich in beiden verwandten Situationen eine ähnliche: aber dieses Ich ist in dem Falle des Verbrechers ein einheitliches, fast möchte man sagen harmonisches, in dem des Juden ein durch Identifizierung mit dem Objekt verändertes, entzweites.[2] Das Spiel mit dem Ich und seinen für wichtig gehaltenen Interessen läßt sich ebenfalls bei beiden Fällen feststellen; aber in dem einen Falle hat es eine rein humoristische, im anderen eine witzige Wirkung. Der Unterschied rührt daher, daß bei jenem Verbrecher die Freude bei diesem Spiel im Vordergrunde steht, bei dem Juden

1) Der Humor. Ges. Schriften, Bd. XI.

2) Man vergleiche, um die psychischen Unterschiede zu erkennen, jene galgenhumoristische Bemerkung des Delinquenten mit einem jüdischen Sprichwort: „Hab ich a Mädel, hab ich ka Bett; hab ich a Bett, hab ich ka Mädel“ — ein Ausspruch, in dem die Tragikomik der sexuellen Not tiefer erfaßt wird als in den meisten psychologisierenden Romanen und in einer Unzahl von Werken über das Sexualproblem.

die Schadenfreude, in der noch die Objektbeziehung ihre volle Stärke verrät. Das Ich der Beiden verhält sich zur eigenen Vernichtung ähnlich, aber die tragische Grundstimmung, aus der die beiden Äußerungen stammen und zu deren Überwindung sie dienen, ist doch verschieden in ihren psychischen Inhalten. In dem einen Falle wird die Aufhebung des Ichs als solche willkommen geheißen, im anderen auch deshalb, weil das Objekt damit zerstört wird. Der Untergehende schöpft hier Trost aus der Gewißheit, daß es nun bald mit allem Leid ein Ende hat, dort aus derselben Sicherheit, aber auch aus der Befriedigung darüber, daß das Objekt, welches für solches Leid verantwortlich zu machen ist, zu gleicher Zeit untergeht.

Es ist also nicht die ernste Situation, die tragische Grundstimmung, welche dem jüdischen Witz seinen besonderen Charakter verleiht. Das Beispiel jenes Delinquenten und seiner Äußerung zeigt, daß aus so verzweifelter Lage auch reine Heiterkeit entspringen kann. Die latente Aggression des jüdischen Witzes, die dem melancholischen Wüten gegen das Ich nahesteht, trennt den Galgenhumor, den jener Verurteilte entwickelt, von der besonderen seelischen Einstellung, aus der der jüdische Witz stammt.[1] An diesem Punkte aber erhebt sich wieder die Frage, ob der Vergleich des jüdischen Witzes mit den Phänomenen der melancholischen Verstimmung wirklich so fruchtbar war, als er uns zuerst schien. Wir haben am Beispiele jener komischen Äußerung des Verbrechers erkannt, daß das Ich sich aus der düstersten Situation zur Heiterkeit erheben kann, ja sogar aus ihr selbst einen Anlaß zur Lustentwicklung finden kann, aber dieser psychische Prozeß entspricht der Entstehung des Humors, nicht der des Witzes. Wenn der Sterbende spricht: „Lachen möcht' ich, wenn drüben auch nix wär!“ so liegt die Frage nahe: ward' je in solcher Laun' ein Witz gemacht?

VII

Das Lachen ist als solches keineswegs immer Zeichen einer verspürten Lust intellektueller Art. Wir lernen in der Analyse eine Art Lachen kennen, das sich einstellt, wenn ein Stück Verdrängtes plötzlich wiedererkannt wird, wir wissen von Fällen von Zwangslachen, das viele Nervöse bei Trauerfällen

1) Hier ein Beispiel, das diesen psychologischen Sachverhalt noch klarer erkennen läßt: ein Jude wird in der Schlacht schwer verwundet. Ein bekehrungsfreudiger Pfarrer kommt zu dem Sterbenden und hält ihm das Kruzifix entgegen: „Wissen Sie, was das bedeutet?“ — „Ich hab' a Kugel im Bauch, gibt er mir Rebus auf!“ Die Lustwirkung ist hier deutlich an den Angriff gegen die christliche Religion geknüpft.

überkommt. Es gibt auch ein Lachen der Verzweiflung, ein bitteres, höhnisches, ein schmerzliches Lachen. Nichts berechtigt uns, anzunehmen, daß jenes „Lachen möcht' ich ...", das der Sterbende spricht, einen Ausdruck der Heiterkeit bedeuten müsse. Wenn es aber ein solcher Ausdruck wäre, so wäre diese Heiterkeit selbst von besonderer, sozusagen schmerzgetränkter Art, schwer von einer großen Traurigkeit.

Es gibt nun innerhalb der melancholischen Erkrankung in vielen Fällen eine bestimmte seelische Entwicklungsphase, die uns erlaubt, unsere Analogie noch um ein kleines Stück weiterzuführen. Es ist vielleicht möglich, von dort aus ein vertiefteres Verständnis für das Umschlagen von Depression in heitere Stimmung zu erhalten.

Eine große Anzahl der an Melancholie Erkrankten weist einen besonders merkwürdigen seelischen Zustand auf, der ebenfalls durch die Psychoanalyse seine Aufklärung gefunden hat. Es ist die Umkehrung der melancholischen Einstellung in den symptomatisch gegensätzlichen Zustand der Manie, einer freudigen oder übermütigen, selbstbewußten Erregung. Man könnte von einem Wechsel von trauriger und heiterer Verstimmung sprechen. Häufig folgen Melancholie und Manie regelmäßig, oft von kurzen Intervallen des Gesundseins unterbrochen, aufeinander wie im manisch-depressiven Irresein; manche Fälle wieder verlaufen in periodischen Rezidiven, die wenig manische Phasen unterscheiden lassen, andere weisen das Bild von Mischzuständen auf. Die Stimmungen in der Manie reichen von der Linie einer besonders gehobenen, still vergnügten Laune oder behaglicher Heiterkeit bis zum Gefühl überströmender Kraft und ausgelassener Lustigkeit. Ist in der Melancholie der Gedankenablauf gehemmt, so ist in der Manie das gegensätzliche Symptom des raschen Wechsels der Bewußtseinsinhalte, der Ideenflucht, konstatierbar. Der Kranke spielt mit seinen Vorstellungen, gleitet rasch von der einen zur anderen, ist zu Scherz und Witz gelaunt. Der logische Zwang erscheint ebenso aufgehoben wie die Rücksicht auf den Wortsinn, der gegenüber dem Wortklang in ähnlicher Art wie im Witz zurücktritt. Es war in den meisten Fällen ebensowenig verständlich, warum der Patient einer traurigen wie einer heiteren Verstimmung verfiel. Freud hat gezeigt, daß die Manie denselben seelischen Inhalt hat wie die Melancholie, daß der Kranke in beiden gegensätzlichen Zuständen mit denselben seelischen Konflikten ringt. In der Melancholie ist das Ich diesem Komplex erlegen, in der Manie hat es ihn bewältigt. Die gehobene Stimmung, der freudige Affekt, das große Selbstbewußtsein des Manischen bezeugen deutlich einen solchen Triumph über das Objekt, eine solche Bewältigung eines über-

mäßigen seelischen Druckes. Es bleibt auch in der Manie dem Bewußtsein des Ichs entzogen, was es überwunden hat, worüber es triumphiert. Der Manische zeigt uns also die Befreiung von dem Objekt, an dessen Verlust er solange gelitten hat, durch seine Hemmungslosigkeit, seine Bewegungs- und Redefreude, seinen libidinösen Heißhunger, der sich neuer Objekte bemächtigen will. Eine ökonomische Bedingtheit des Affektablaufes ist in diesem Wechsel von Melancholie und Manie unverkennbar: ein großer psychischer Aufwand, den das Ich lange unterhalten hat, ist überflüssig geworden. Es ergibt sich also eine Ersparung von seelischem Aufwand und die bisher unterdrückten Regungen gewinnen wieder Freiheit und Raum. Das Ich hat sich lange genug die Tyrannei jenes Über-Ichs gefallen lassen und lehnt sich nun gegen die Mißhandlung auf, die es solange getragen hat. Das Ich und das Ichideal des Manischen, früher so tief entzweit, sind wieder zusammengeflossen.

Der jüdische Witz zeigt nun in ausgeprägter Form einen ähnlichen Vorgang seelischer Art *en miniature*; er entspringt aus diesem dynamischen Wechsel der psychischen Energiebesetzung, aus der Befreiung des Ichs von der grausamen Unterdrückung, unter der es lange gestanden hat. In der Melancholie kommt es, wie Freud gezeigt hat, zu einer Reihe von seelischen Einzelkämpfen, die sich zwischen demütiger Unterwerfung und Befreiungsbestrebungen jenem Ichideal gegenüber bewegen. Es ist nun so, daß man das Zustandekommen des jüdischen Witzes mit einem Wechsel von Melancholie und Manie, der in einem Augenblick vor sich geht, vergleichen kann. Für die Dauer von Sekunden hat sich jener psychische Konflikt, der sich vom Ich unbemerkt und unverstanden in seinen Tiefen abspielt, zugunsten des Ichs entschieden und die unterdrückten Regungen brechen durch die schweren Hemmungsschichten.

Ist aber, was hier geschildert wurde, nicht der Boden, aus dem der Witz überhaupt entspringt, ist der hier gekennzeichnete Prozeß nicht ein typischer, der aller Witzbildung zugrunde liegt?[1] Gewiß; man kann wirklich sagen, die unbewußte Witzarbeit bewege sich in den seelischen Bahnen, die in dem Wechsel von Melancholie und Manie am klarsten erkennbar werden. Es kann sich also in der Genese des jüdischen Witzes nur um Verstärkungen einiger Züge, Hervortreten einiger Besonderheiten innerhalb der allgemeinen,

1) Daß der Lustaffekt der Manie sich aus denselben Quellen ableiten läßt wie die Witzeslust, hat Karl Abraham zuerst ausgesprochen. (Ansätze zur psychoanalytischen Erforschung und Behandlung des manisch-depressiven Irreseins und verwandter Zustände in „Klinische Beiträge zur Psychoanalyse" 1921, S. 106 f.)

für den Witz geltenden seelischen Prozesse handeln. Es erscheint am angemessensten, diese Variationen mit den individuellen Verschiedenheiten, die innerhalb der Breite der melancholischen und manischen Erkrankungen Raum haben, zu vergleichen. Es gibt dort auch Mischzustände, die ein besonderes Mengungsverhältnis von melancholischen und manischen Elementen zeigen. Der Fall, daß ein leichter manischer Nachschlag auf eine Depression folgt, ist z. B. so häufig, daß die ältere Psychiatrie noch von einer „reaktiven Manie“ gesprochen hat. Ebenso häufig ist der plötzliche Wechsel, so daß ein Kranker, der traurig und gehemmt war, durch eine blitzschnell auftauchende Vorstellung plötzlich übermütig wird usw. Wie es also innerhalb der Melancholie und der Manie ungezählte und auffällige Nuancen gibt, so werden sich auch in den Grundstimmungen, aus denen sich die Witzbildung ergibt, bemerkenswerte Unterschiede aufzeigen lassen. Die besondere soziale Lage der Juden, ihre Geschichte, ihre Beziehung zu den Wirtsvölkern, ihre wechselvolle Einstellung zu ihrer Religion und den von ihrer Tradition überkommenen Werten werden hier gewiß ihren Einfluß ausüben. So werden sich in der besonderen Art des jüdischen Witzes Charakterzüge ausprägen, in denen die Anlage und das Schicksal der Juden, ihr Leid und ihre Reizbarkeit einen Ausdruck finden, der einem besonderen Mengungsverhältnis melancholischer und manischer Elemente entspricht.[1]

Jener Witz „Lachen möcht' ich ...“, den man als repräsentativ für die jüdische Abart ansehen darf, gibt einen guten Einblick in den psychischen Vorgang, den wir mit dem Wechsel von Melancholie und Manie verglichen haben, da er jene Gefühlsumwandlung sozusagen *in statu nascendi* zeigt. Aus der schweren Trauer über den Verlust des Jenseitsglaubens versucht

1) In bestimmten Fällen von Manie reagieren die Kranken auf geringe Anlässe mit Ausbrüchen impulsiver Heftigkeit und starker Gereiztheit. Es scheint, als würden sich auch diese Züge in der Psychogenese des jüdischen Witzes aufzeigen lassen. Es ist erwähnenswert, daß die psychiatrische Forschung häufig versucht hat, die verschiedenen Differenzierungen innerhalb der melancholischen und manischen Erkrankungen aus solchen, der kollektiven Psyche entstammenden Eigenarten zu erklären. So meint Oswald Bumke (Lehrbuch der Geisteskrankheiten 1924, S. 522): „In anderen Fällen hängen diese Nuancen aber vielleicht auch von der Rassenzugehörigkeit ab; wenigstens habe ich diese Abart der manischen Grundstimmung bei Juden und gelegentlich auch bei Slawen häufiger beobachtet als bei Germanen.“ Wie die Statistik zeigt, stellen die Juden ein besonders hohes Kontingent zu der Gruppe der melancholischen und manischen Erkrankungen. — Wie mir scheint, ist auch der tiefe, bohrende psychologische Scharfsinn des jüdischen Witzes, der einen deutlich menschenverächterischen Zug trägt („Gott soll mich benschen, ich soll nicht brauchen Menschen“), auf die dargelegten besonderen Relationen zwischen Ich und Über-Ich zurückzuführen.

sich das Ich zu trösten und findet diesen Trost in der Aggression gegen jenen Glauben. Noch in diese der Manie vergleichbaren Stimmung aber ragen Resterscheinungen der abgelaufenen Phase hinein; noch in jenem Aufruhr gegen den überstrengen Gott klingt ein Nachhall der Trauer über die verlorene Illusion.[1]

Unsere Bemühung um ein vertiefteres Verständnis des jüdischen Witzes hat nicht den vollen Erfolg gehabt, den wir für wünschenswert hielten. Ohne tieferes Studium der Vergangenheit und Gegenwart der Juden wird sich ein solches Verständnis immer als unzulänglich erweisen. Dennoch konnten wir einige Sonderzüge in ihrer psychischen Herkunft, ihren Bedingtheiten und Zielen dem Verständnis näherbringen. Darüber hinaus aber hat sich uns durch den Vergleich mit den melancholischen und manischen Phänomenen ein Einblick in die psychische Situation der Witzbildung überhaupt ergeben. Der jüdische Witz reiht sich in seinem besonderen Mengungsverhältnis psychischer Komponenten diesen allgemeineren Phänomenen an bestimmter Stelle ein. Die besondere Art der melancholischen und manischen Grundstimmungen, aus deren augenblicklichem Wechsel er auftaucht, ihre Voraussetzungen sozialer und religiöser Art bleiben zu untersuchen.[2]

---

1) Dieser besondere Nachhall der melancholischen Stimmung ist natürlich nicht immer innerhalb des jüdischen Witzes aufzeigbar. Die in den Worten „Lachen möcht' ich ..." zum Ausdruck kommende Stimmungslage kann am besten mit derjenigen von manischen Fällen verglichen werden, die sich manchmal in der Folge von traurigen Ereignissen (Mißerfolg, Liebesenttäuschung usw.), wo wir in anderen Fällen die Entstehung einer Melancholie erwarten würden, einstellen. Das jüdische Sprichwort scheint selbst diesen psychologischen Zusammenhang zu kennen, wenn es sagt: „Leid macht auch lachen".

2) Es scheint mir, daß der jüdische Witz in den letzten Dezennien immer mehr von seiner Eigenart und Bedeutung verloren hat. Die weitgehenden sozialen Änderungen, die Emanzipation und das allmähliche Aufgeben der Isolierung, die Loslösung von den religiösen Traditionen des Judentums haben gewiß den bestimmendsten Einfluß auf diese Entwicklung.

Das Ich und das Denken

Von
Imre Hermann
Budapest

Einleitendes

Unser Denken, so kann es in erster Annäherung heißen, ist zwischen Wahrnehmen und motorischem Handeln ausgespannt. Die Feststellung dieser Grenzpunkte läßt jedoch noch unzählige Möglichkeiten des sich zwischen ihnen abspielenden Verlaufes offen und kann uns kaum die Erklärung der realen Beschränktheit dieser Möglichkeiten, geschweige der Transzendenz des Denkens geben.[1] Die Psychoanalyse gibt tatsächlich bezüglich der Spannung des Denkens noch mehr Hilfsbegriffe als die Bestimmung der beiden genannten Grenzpunkte; deskriptiv die Unterscheidung von bewußten und unbewußten Denkvorgängen, topisch die Systeme *W-BW*, *Vbw*, *Ubw* oder, nach der neuen Strukturtheorie, die Seelenteile Ich, Es, Über-Ich. Nach dem letzten Gesichtspunkte wird das Denken eigentlich zwischen der wahrgenommenen Außenwelt, der unbewußten triebhaften Innenwelt und einer teils bewußten, teils unbewußten leitenden Instanz (Ich-Überich) ausgespannt. Die geschichtliche Bedingtheit des Denkens kann sozusagen deduktiv aus diesen Abhängigkeiten des Denkens abgelesen werden. Denn das Ich hat sich ja selbst entwickelt, und zwar seinem Kerne, etwas Wahrnehmungshaftem gemäß, gerade von den Wahrnehmungen aus; das Es trägt in sich das Abbild der onto- und phylogenetischen Triebentwicklung, und das Über-Ich bildet sich aus einer ganz bestimmten Situation, aus der Überwindung des

---

1) Transzendent, im Sinne von Hertz, ein Prozeß, der etwas Neues findet oder produziert (Hertz: Über das Denken und seine Beziehung zur Anschauung. 1925).

Ödipuskonfliktes, kann oder muß deshalb stets Zeichen dieser seiner situationsbedingten Abkunft verraten.

Wollen wir Psychoanalytisches zur Lehre des Denkens beitragen, so ist durch dieses mehrgliedrige Abhängigkeitsbild die Art der Betrachtungsweise schon bestimmt. Nicht bestimmt erscheint jedoch das Arbeitsfeld, auf dem die Gesichtspunkte der Psychoanalyse weiterhelfen sollen. Je verschiedenartiger die Gebiete sich gestalten, aus welchem Material geschöpft werden kann, desto mehr Aussicht eröffnet sich auf Erfolg, aber auch desto mehr Vorsicht muß in der Deutung und Aufarbeitung der Daten geübt werden. Diese Forderung bringt wieder die Gefahr mit sich, nur rein formale Ausgangspunkte zuzulassen und infolgedessen im Formalen stecken zu bleiben, ein Fehler, der in der allgemeineren Denkpsychologie weit verbreitet ist, von dem sich aber die Psychoanalyse bisher rühmlich ferngehalten hat. Doch gibt es auch wichtige Probleme des Formalen, in der Psychopathologie, sowie auch in der allgemeinen Denklehre, und will man etwas darüber sagen, so ist ein Streifzug in die Logikwissenschaft unumgänglich. Unser Arbeitsgebiet erstreckt sich also von unmittelbaren Beobachtungen an Kranken und Kindern, über analytische Deutungen derselben, über Psychophysiologie der Wahrnehmungen und über die Geschichte von Auffassungswandlungen bis zum Studium der alten und der neueren Logik.[1]

Das Methodologische betreffend soll festgesetzt werden:

1) Unsere Erklärungen wandeln auf zwei Ebenen, sie können einmal historisch, ein anderesmal wieder metapsychologisch sein. Das Ideal wäre natürlich, wenn stets beide Arten von Erklärung durchgeführt werden könnten.

2) Dem Umstande zufolge, daß man in der Denklehre die allgemeinen, allgemeinst-verbreiteten Gegenstände behandeln muß, kann eine historische Ableitung nur sehr vorsichtig in das Schema von „zuerst dies, dann jenes" eingepreßt werden, meistens muß man sich mit dem Schema der „gegenseitigen Bedingtheit", mit der „Konvergenz" im Sinne W. Sterns begnügen.

1) Man empöre sich nicht über die Einbeziehung der traditionellen Logik in psychoanalytische Betrachtungen: Die neueste Logik übt selbst genügend Kritik über diese ihre Phase. Die „Selbstrelativierung" des Denkens (der Ausdruck nach K. Mannheim: Das Problem einer Soziologie des Wissens, Arch. f. Sozialwiss. und Sozialpol. 53, S. 577 u. ff.), darf auch vor den Toren der Logikwissenschaft nicht haltmachen. Das axiomatische Denken in der modernen Logistik kennt auch nichts mehr von dem Absoluten der traditionellen Logik.

I

Betrachtungen auf dem Gebiete der Logikwissenschaft[1]

Vielseitig sind die Klagen über Dürre und Fruchtlosigkeit der Logik. Ein angesehener Logiker fängt seine „Geschichte der Logik" mit dem folgenden Vergleiche an: „Wer sich in die Dialektik vertieft, sagt Ariston von Chios, ist einem Menschen zu vergleichen, der gern Krebs ißt: für einen Bissen Fleisch verliert er seine Zeit über einem Haufen Schalen. Aber W. Hamilton, der uns den Ausspruch berichtet, fügt eine Bemerkung hinzu, die auch in unseren Tagen ihre Bedeutung nicht verloren zu haben scheint: Bei uns, sagt er, verliert ein Mensch, der sich mit dem Studium der Logik befaßt, seine Zeit, ohne auch nur einen Bissen Fleisch zu kosten."[2]

Nach Alanus von Lille (1200) ist die symbolische Figur der Logik eine äußerst fleißige und strebsame Jungfrau, an derem gebleichten Antlitze nur Haut und Knochen zu bemerken sind, so daß man die Folgen der im Studium durchwachten Nächte erkenne. Merkwürdig genug, wenn er, trotz dieses Symbolbildes, den berühmten Logiker Porphyrius einem Ödipus vergleicht, der die Rätsel der Sphinx löst.[3]

Külpe meint, es fehle der Logik die Farbe und der Glanz einer sinnlichen Wirklichkeit, der Flug und Schwung der künstlerischen Phantasie.[4] Man muß, heißt es bei Rieffert, dem erstarrten Gebilde der logischen Formen das Leben wiedergeben, das in den Methoden des Denkens fließt.[5] Jerusalem vergleicht den Logiker mit dem Anatomen, da er das Leben aus dem lebendigen Urteilsakte entfernt und das Urteil erst dann untersucht.[6] Auch nach Prantl soll die nacharistotelische Logik dazu verurteilt sein, eine zum Schulgebrauche bestimmte Maschine zu ergeben.[7]

Doch trotz dieser Dürre und Unlebendigkeit hat die Psychoanalyse Interesse daran, einen Einblick in das Werk dieser Wissenschaft zu gewinnen.

1) Erweiterte Fassung eines Vortrages auf dem X. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß zu Innsbruck, September 1927.

2) Enriques: Zur Geschichte der Logik. 1927.

3) Prantl: Geschichte der Logik im Abendlande. II, S. 250—260.

4) Külpe: Vorlesungen über Logik. 1923. S. 2.

5) Rieffert: Logik, eine Kritik an der Geschichte ihrer Idee. Die Philosophie in ihren Einzelgebieten. 1925, S. 290.

6) Zitiert nach Rieffert, a. a. O. S. 252.

7) Prantl, a. a. O., I, S. 534.

Wir meinen das nicht in dem Sinne, als ob die Analyse in Selbstbesinnung über ihre eigene Methode und die Art ihrer Beweisführung auf echt wissenschaftslogische Probleme stoßen könnte, etwa auf die Frage des „Sinn"-es, der verständlichen Zusammenhänge, des logischen Aufbaues analytischer Konstruktionen. Nicht derartige Probleme werden uns in dieser Studie interessieren. Auch kann die Psychoanalyse der Wissenschaft „Logik" (als Gegenstandslogik und Bedeutungslehre) keine Gesichtspunkte schenken, denn diese Logik soll autochthon, durch eigene Mittel und Gesichtspunkte aufgebaut werden. Doch kann sie der Denklogik[1] dienlich sein, einerseits dadurch, daß sie, ein großes Gebiet der „Prälogik"[2] aufdeckend, ein Vergleichsfeld dem logischen Denken schafft, anderseits dadurch, daß sie dem tatsächlichen Entwicklungsgang der gesamten Logikwissenschaft verständnisvoll gegenüberzutreten vermag.[3] Die Psychoanalyse, interessiert an Geistesprodukten jedweder Art, soll aber darüber hinaus ganz besonders die in der Logikwissenschaft im Laufe ihrer Entwicklung niedergelegten Gedanken und Arbeitsweisen des Denkens, als psychologisches Material sammeln; es muß auch bei der Logik ein Weg führen vom manifesten Material zum Verständnis der psychischen Hintergründe des logischen Denkens. Selbst die Dürre und Maschinenartigkeit, die an der Logik getadelt wurde, muß ihre analytisch erfaßbaren Ursachen im Unbewußten der Logiker besitzen, findet doch diese Dürre auch Seitenstücke im extremen Formalismus mancher Neurotiker und Geisteskranker. Man vergesse niemals: die Logikwissenschaft gehört einer Jahrtausende anhaltenden, ernsten menschlichen Bestrebung an; sie ist zu verstehen, nicht zu tadeln.

Man könnte sich verleiten lassen, in der Logikwissenschaft eine Schwesterdisziplin der Psychoanalyse zu erblicken. Beide haben gewissermaßen ähnliche wissenschaftliche und praktische Ziele. Die Analyse will praktisch irrational lebende Kranke heilen, wissenschaftlich das Unbewußte aufdecken, dem verborgenen Sinnvollen zu seinem Rechte verhelfen. Die Logikwissenschaft will in ihrer theoretischen Zielsetzung ebenfalls etwas durch das Psychische vermitteltes Außerbewußtes bearbeiten, nicht die Wörter, sondern den „*logos*", die immer sinnvollen „Sätze", ferner die nicht ausgesprochenen,

---

1) Die drei Gesichtspunkte der Logik klar ausgearbeitet bei Honecker: Logik. 1927.

2) S. Levy-Brühl: Das Denken der Naturvölker, 1921; und I. Hermann: Psychoanalyse und Logik, 1924.

3) Unter den neueren Logikern findet man bei Störring den Standpunkt vertreten, daß die Psychologie der Logik in der Problemlösung, ja sogar Problemaufstellung behilflich sein kann. (Logik, 1916.)

nicht bewußt hingestellten Voraussetzungen der Schlüsse oder ganzer Wissenszweige aufzeigen. Bolzano spricht vom dunklen Gefühl, das zu einem recht deutlichen Bewußtsein erhoben werden muß.[1] Überweg gründet die Möglichkeit der Logik als Wissenschaft auf die vorangehende unbewußte Wirksamkeit der logischen Gesetze.[2] Honecker will einem Notionsgefüge, in welchem ein Stammurteil, wenn auch noch so versteckt, implizite gegeben ist, den Schlußcharakter nicht absprechen, da es für den Logiker nur maßgebend ist, was an Voraussetzungen zur Gewinnung eines Folgeurteils vorhanden sein muß.[3] Burkamp läßt das logische Denken ganz und gar aus Trieb und unbewußter Reaktion hervorgehen.[4] Wie in der Psychoanalyse einer der wichtigsten Gesichtspunkte derjenige der Übertragung der Gefühle, die Verschiebbarkeit der psychischen Werte ist, so will die Logik die Regeln der Verschiebbarkeit des Wahrheitscharakters für ihr eigentliches Arbeitsfeld betrachten.[5] Daneben verfolgt die Logikwissenschaft auch praktische Ziele, wenn sie sich auch scheut, dieselben einzugestehen. Sie möchte zeigen, wie man Denkfehler vermeiden kann, ja sogar — so meint der große Logiker Bolzano — wie man den ewigen Wahrheitszweifler bekehren könnte und sollte.[6] Die Veränderung der skeptisch-sophistischen Gesinnung stand als eine der höchsten Zielsetzungen an der Wiege der traditionellen Logik. Sogar die Logistik soll ursprünglich ihre Aufgabe darin gesehen haben, „die Logik, die traditionelle, herkömmliche Logik, auch in den gewöhnlichsten Dingen des Alltags zur Geltung zu bringen und dadurch dem handgreiflichen Leben einen vernunftgemäßen Rückhalt zu geben".[7]

Natürlich ist solch eine Parallelisierung von Logikwissenschaft und Psychoanalyse nicht tiefer durchführbar. Die Logikwissenschaft steht im Dienste der Abwehr, sie sieht durch das Auge eines objektivierten, idealisierten strengen Über-Ichs. Sie verkündet eine Denkmoral.[8] Gerade dies ist der Hauptzug dieser Wissenschaft. Sie darf ihr Material nur aus den geordneten,

1) Bolzano: Wissenschaftslehre. 1837, I. S. 36—37.
2) Überweg: System der Logik. 3. Aufl.. 1868, S. 8, 13.
3) Honecker, a. a. O. S. 138.
4) Burkamp: Begriff und Beziehung. 1927, S. 46.
5) Der Übertragungs- (in analytischer Terminologie: Verschiebungs-) charakter der Wahrheit ist besonders ausgearbeitet bei Karinskij, zitiert nach Losskij: Handbuch der Logik. 1927, S. 347.
6) Bolzano, a. a. O. S. 170—189.
7) Stammler: Begriff Urteil Schluß. 1928, S. 12.
8) Vgl. mit den Ausführungen in „Psychoanalyse und Logik", sowie in einem folgenden Abschnitt über Denkmoral.

richtigen, der Kritik standhaltenden, möglichst objektivierten Denkabläufen (Thesen der Einzelwissenschaften) schöpfen. Schon jetzt können wir ahnen, daß die Dürre und Maschinenartigkeit der Logik an eben diesem ihren Wesenscharakter hängt.

Es wäre nun die methodische Frage aufzuwerfen, woher unsere Untersuchungen ihr Material herholen dürfen. Ich unterscheide drei verschiedene Arten des Materials, wobei die zwei ersten nicht strenge voneinander zu trennen sind. Es sind dies: I) Die möglichst allgemeinen Grundeinstellungen der Logiker ihren Problemen gegenüber, die Haupttendenzen ihrer Bestrebungen. II) Der geschichtliche Werdegang der Logikwissenschaft als Ganzes und ihrer einzelnen Probleme und Thesen. III) Die angeführten, meist traditionellen Beispiele als Surrogat des freien Einfalls; der Hinweis auf die Verwendbarkeit solchen Materials ist Ferenczi zu verdanken.[1] Zu diesem dritten Gebiet sollen auch die Symbole der sogenannten symbolischen Logik hinzugenommen werden.

I) Die Grundeinstellung der Logiker bietet eine mehr weniger durchgehende Abkehr von den Wahrnehmungsdaten, auch von dem Akustisch-Motorischen der Wörter.[2] Sie bleibt jedoch nicht stehen bei der einfachen Abkehr. In ihren Thesen sollen nicht die den Sinnen vorgestellten Gegenstände unmittelbar getroffen werden, sondern die innere Natur der Dinge, ihr den Sinnen verborgenes Wesen. Sie zielen auf etwas Übersinnliches, auf die Welt der „Ideen", wo die gesuchte Wahrheit eigentlich haust. „Wir müssen", sagt Bolzano, „uns bereits eine Fertigkeit in der Beschäftigung mit abgezogenen Begriffen erworben haben; unsere Aufmerksamkeit von jenen sinnlichen Gegenständen, die uns zunächst umgeben, abzuziehen und Begriffe festzuhalten vermögen, denen gar nichts Sinnliches beigemischt ist."[3] Enriques bestimmt das Logische kurz als die vom Anschaulichen entkleidete Relation.[4] Diese Sinnesabwehr geht mit der moralischen Sinnesabwehr parallel. So hören wir bei Aristoteles, daß die liebende Gesinnung des Geliebten wünschenswerter sei als der sinnliche Genuß,[5] ferner daß derjenige, welcher zweifelt, ob man die Götter verehren und die Eltern lieben solle oder nicht, nur der Züchtigung bedarf.[6] Die aristoteli-

1) Ferenczi: Bausteine zur Psychoanalyse, II. Das „zum Beispiel" in der Analyse, S. 47—49.

2) Hoffmann: Die Sprache und die archaische Logik. 1925.

3) Bolzano, a. a. O., Bd. I, S. 44—45.

4) Enriques, a. a. O. S. 115, 138.

5) Aristoteles: I. Analytiken, übersetzt von Kirchmann, S. 142.

6) Aristoteles: Topik, übersetzt von Kirchmann, S. 15.

sche Logik soll ja eine Reaktion gegen den moralischen Relativismus gewesen sein;[1] dem entspricht unseres Erachtens auch die äußerst wichtige Rolle der Nichtumkehrbarkeit in der Logik des Aristoteles.[2]

Eine zweite Besonderheit der logischen Grundeinstellung ist die Einstellung auf das Kollektive, auf Gattungen, Arten, Systeme, unter Vernachlässigung des Individuellen. Diese Auffassung gehört auch zum Wesen der logischen Grundbetrachtungen, ihr Fehlen kann nur zu einer Logik führen, die mehr oder weniger vollständig sich selbst verleugnet. Die beiden Grundhaltungen zeigen sich in der Bevorzugung des Begriffsumfanges vor seinem Inhalte. Die „echte" Logik soll entstanden sein, als es gelungen ist, besonders durch Aristoteles, das Inhaltliche zugunsten des sozusagen übersinnlichen Umfanges zu vernachlässigen. Und diese Tendenz hat sich nicht einmal voll ausgewirkt: die Logik soll, wenigstens bis vor nicht langer Zeit, eine zunehmende Tendenz gezeigt haben, von einer Lehre des Inhaltes eine solche des Umfanges zu werden.[3] Wird das Individuum dennoch in Betracht gezogen, so doch nicht als selbständiges Wesen, sondern quasi als „Mitglied einer geordneten Gruppe". So war es möglich, die logische Grundtatsache in der „fixierten Zuordnung zwischen Zeichen und bezeichneten Gegenständen",[4] im „Wiederfinden des einen im anderen"[5] zu bestimmen. Wir können es so aussprechen: Nicht nur das Sinnliche, sondern auch der Charakter der Individualität wird, soweit wie möglich, beiseite geschoben. Das Individuum als selbständiges Wesen (ein Etwas, das nicht mehr stellvertretend für ein Verschiedenes sein kann und darf)[6] wird in der Logikwissenschaft nur sehr spät und zögernd zugelassen.

Nun, die Grundeinstellungen des Übersinnlichen, des Kollektiven, des zuordnenden Gattungsgesichtspunktes, der stellvertretenden Rolle der Individuen scheinen für uns schon etwas vom psychischen Hintergrund zu verraten: Die erste Grundeinstellung weist auf das magisch-mystische Weltbild, die anderen auf das Kollektivleben in seinen primitiveren Stufen. Es eröffnet sich die Frage, ob hier allertiefst nicht auch eine Entwicklungsstufe erblickt werden kann, wo ebenfalls die fixierte Zuordnung von Zeichen und Bezeichneten, das Wiederfinden des

1) Enriques, a. a. O. S. 14.

2) Daselbst S. 15.

3) Schröder: Vorlesungen über die Algebra der Logik. I, 1890, S. 89.

4) Külpe, a. a. O.

5) Schlick, zitiert nach Cassirer: Erkenntnistheorie nebst den Grenzfragen der Logik und Denkpsychologie. Jahrbuch der Philosophie, III, 1927.

6) Burkamp, a. a. O. S. 75.

einen im anderen die Grundtatsache bildet, wo das Einzelne (mit gewissen Ausnahmen) auch nur als Repräsentant der Gattung Bedeutung hat, wo die Einteilung in Klassen und Systeme ein Hauptproblem darstellt. Wir meinen die spezielle Art des Kollektivlebens, wie sie sich in der totemistischen Institution vorfinden läßt. Daß die Logik, besonders in der Form der Dialektik eine Funktion des Kollektivlebens sei, wird von verschiedener Seite, ganz ausdrücklich auch von Piaget,[1] behauptet. Hier wollen wir eine viel merkwürdigere und speziellere Vermutung wagen, nach welcher die Logikwissenschaft eine späte, sozusagen sublimierte Auswirkung der magisch-mystischen und totemistischen Denkweisen wäre. Nicht von der Abhängigkeit der Ideen von sozialem Bedingtsein (z. B. Mannheim, a. a. O.) reden wir also, sondern von der (gegenseitigen) Abhängigkeit der in der Logikwissenschaft objektivierten Denkformen (oder vorsichtiger: ihrer Anwendung und Begründung) und der sozial-familiären Institutionen, insoweit sie Triebschicksale verbergen; und wir reden von der Bedingtheit nicht nur durch die gegenwärtige, sondern auch durch die überwundene Lage. Hier sei die kurze Charakteristik beider Gebiete noch einmal gegenübergestellt:

Die Logik betrachtet nie einen einzelnen individuellen Satz, sondern gleich eine ganze Gattung von Sätzen.[2]

Der Totemcharakter haftet nicht an einem Einzeltier oder Einzelwesen, sondern an jedem Repräsentanten der gleichen Spezies.[3]

Der Totem unterscheidet sich vom Fetisch darin, daß er nie ein Einzelding ist, wie dieser, sondern immer eine Gattung.[4]

Die Logik sucht nach dem Wesen der Dinge, um durch die diese betreffende Wahrheit mit der wirklichen Natur in Berührung zu kommen.

Durch seinen Totem wird der Primitive in enge Berührung mit der Natur gebracht, er wird „Natur“ durch seinen Totem.

Natürlich sind das zunächst nur Ähnlichkeiten, Hinweise, aber keine Beweise für tiefere Zugeordnetheit. Der Satz, den wir mit der Verpflichtung des Beweisens vorlegen wollen, lautet, daß zwischen den Grundauffassungen der Logikwissenschaft und der totemistischen Institution eine mehr als analogiemäßige Beziehung besteht. Welche grundwesentliche Beziehung aber hier auffindbar ist, ob also entweder im Totemismus eine der ersten praktisch-vor-

1) Piaget: Études sur la logique de l'enfant. 1926.

2) Bolzano, a. a. O., I, S. 48.

3) Freud: Totem und Tabu, Ges. Schriften X, S. 130, nach der Darstellung von Wundt.

4) Daselbst, S. 126, nach der Darstellung von Frazer.

logischen Versuche der Menschheit zur systematischen Regelung der Inzestabwehr vorliegt oder aber ob in der Logik eine intellektuelle Fortsetzung, quasi eine real angepaßte Sublimierung der totemistischen, systematisch regelnden Denkweise zu erblicken sei, bleibe einstweilen unbeantwortet. Die letztere Möglichkeit entspräche natürlich eher unserer bisherigen, aus klinischen Beobachtungen abgeleiteten Auffassung der Logikwissenschaft als objektivierter Über-Ich-Funktion, aber beide Möglichkeiten ließen den Schluß zu, die Menschheit dürfte das logisch-systematische Denken (individualistisch) an der Überwindung des Ödipuskonfliktes, (kollektivistisch) auf dem Umwege über die totemistische Institution und seine Überwindungen erlernt haben.

Um unsere Aufstellungen überhaupt diskutierbar zu machen, müssen wir weit mehr Belege aufzeigen und systematischer vorgehen. Wir ordnen das gesamte, auch der Gruppe II entnommene Material nach zwei Gesichtspunkten: Magisch-Mystisches und Totemistisches in der Logik.

A) Mystisch kann in erster Linie die logische Lehre Platons genannt werden; in der Fachliteratur ist schon öfter der mystische Einschlag in den platonischen Gedanken nachgewiesen worden.[1] Die platonische Auffassung vom Anteilhaben unserer Wahrnehmungen am objektiv Realen tritt in gemilderter Form z. B. in der „intuitionistischen" Logik von Losskij wieder auf. Aristoteles, der systematische Überwinder vieler Schritte des Primitivdenkens, setzte den „Begriff" an Stelle der platonischen mystischen „Idee". Der „Begriff" enthält jedoch als „schöpferischer" den aristotelischen Grundsatz der „Entwicklung", d. h. des Überganges vom Potentiellen zum Aktuellen,[2] wobei das Mystische wieder hervorbricht. Russell hält es auch noch heute für nötig, „ein Ideal des Wissens, die Vorstellung von der mystischen Einheit des Erkennenden und Erkannten" zurückzuweisen.[3]

Magisch erscheinen gewissermaßen die Formelsammlungen der Logik; auch Enriques spricht von der magisch-schöpferischen oder heuristischen Kraft der logischen Symbole.[4] Die Logik eines Raimundus Lullus soll alchimistisch ausgedacht sein,[5] und in Bacons logischen Gedanken sind auch breite Spuren von mystisch-alchimistischen Versuchen vorhanden.[6]

1) Eine Auseinandersetzung mit dieser Auffassung siehe bei Hoffmann, a. a. O. S. 58—67.
2) Prantl, a. a. O., I, S. 104.
3) Russell: Analyse des Geistes. 1927, S. 298.
4) Enriques, a. a. O. S. 144.
5) Daselbst S. 96.
6) Frost: Bacon und die Naturphilosophie. 1927.

Die leichte Verschiebbarkeit der Kräfte in der magischen Auffassung wird in der Logik soweit überwunden, daß „einer willkürlichen Übertragung eines Namens (wenn man z. B. ein Pferd und einen Menschen mit dem gleichen Namen bezeichnet)“ entgegengetreten wird.[1] Doch im Gattungsnamen kehrt die Übertragbarkeit wieder zurück; ja er ist, wie die magische Kraft, unerschöpfbar: „Es geht nichts, kein Teil von ihm (vom Gattungsnamen) verloren und behält ihn immer noch ganz übrig, um ihn ebenso auch einem zweiten, dritten usw. Individuum zuzuteilen. Die vorliegende ist sonach eine eigentümliche Art von ‚Verteilung‘, welche sich etwa der Ausbreitung einer ansteckenden Krankheit vergleichen ließe: Werden hundert Personen von einem Scharlachkranken infiziert, so wird eine jede derselben nicht etwa bloß des hundertsten Teiles, sondern der ganzen Krankheit, schlechtweg des Scharlachfiebers, teilhaftig (auch verliert derjenige, von welchem der Krankheitskeim sich auf die anderen überträgt, die Krankheit dadurch nicht).“[2] Nach einer neueren Urteilstheorie vollziehen wir im Urteile eine Gliederung und Formung der vorgestellten Vorgänge, indem wir das gegebene Objekt als Kraftzentrum fassen, das jetzt in bestimmter Weise tätig ist.[3]

Mit der „Allmacht der Gedanken“ der Magie hat es in der Logik eine besondere Bewandtnis. Die Logik beschränkt doch eben die Allmacht, bindet die Schritte des richtigen Denkens an die Einhaltung scharf bestimmter Bedingungen. Und doch ist sie noch wirksam. Bei Freud heißt es: „In der wissenschaftlichen Weltanschauung“ — und diese soll doch durch die Logikwissenschaft fundiert werden — „ist kein Raum für die Allmacht des Menschen, er hat sich zu seiner Kleinheit bekannt und sich resigniert dem Tode wie allen anderen Naturnotwendigkeiten unterworfen. Aber in dem Vertrauen auf die Macht des Menschengeistes, welcher mit den Gesetzen der Wirklichkeit rechnet, lebt ein Stück des primitiven Allmachtsglaubens weiter.“[4] In der modernsten Logik läßt sich diese Allmacht als „die stolze These von der Allmacht der rationalen Wissenschaft“, neben der „bescheidenen Einsicht in bezug auf ihre Bedeutung für das praktische Leben“ hören: Wenn sich eine Frage überhaupt stellen läßt, so kann sie auch beantwortet werden.[5]

---

1) Prantl, a. a. O. S. 140, das Zitat nach Aristoteles.
2) Schröder, a. a. O., I, S. 67.
3) Nach Rieffert, a. a. O. S. 252, 253.
4) Freud: Totem und Tabu. Ges. Schriften, Bd. X, S. 108—109.
5) Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus. 1922, zitiert nach Carnap: Der logische Aufbau der Welt. 1928, S. 261.

Dem magisch-mystischen Gedankenkreis kann das Verhältnis der Logik zur Zeit zugerechnet werden; die Wahrheitsnormen sollen bei den Scholastikern und vielen Modernen ewig sein.[1] Das erkennende Subjekt soll sich im logikmäßigen Denken eine Überzeitlichkeit erringen.[2] Nicht die „Zeitlosigkeit" des Unbewußten, die Unbekümmertheit in betreff der Zeitrelation, wird — streng genommen — behauptet, sondern die Zeitlosigkeit als Überwindung der Zeit, wie sie gefühlsmäßig in mystischen Erlebnissen eingewoben ist. Bolzano lehrt, der „Satz an sich" ist nichts Existierendes, es wäre ebenso ungereimt zu sagen, ein Satz habe ewiges Dasein, als, er sei in einem gewissen Augenblicke entstanden und habe in einem anderen wieder aufgehört.[3]

Das Maschinenmäßig-Formale, also sozusagen das Manifeste in der Logikwissenschaft, scheint dem magisch-mystischen Denken nicht zu entsprechen, ja die zwei Denkarten scheinen sogar Gegenpole zu sein. Es soll jedoch, mit Hinweis auf klinisches Material, im Kapitel über das formale Denken, die dennoch bestehende enge Verwandtschaft beider aufgezeigt werden.[4] Besonders günstig wäre für unsere Ansicht, nach welcher das Logische und die totemistische Institution gegenseitige Abhängigkeit aufweisen, wenn es uns gelänge, in der Überwindungsphase des Ödipuskonfliktes Auslösungsgrundlagen des formal-systematisierenden Denkens aufzuzeigen.

Die obigen Zusammenstellungen veranschaulichen die Zusammenhänge der Logikwissenschaft mit der magisch-mystischen Weltauffassung. Es wäre ein ständiger Prozeß herauszuschälen, welcher die alten Positionen stets herausdrängen möchte, sie aber immer nur entstellen kann; die typische Grundhaltung bleibt.

B) Soll nun auch der Behauptung, welche die logische Grundeinstellung mit der totemistischen — wohlverstanden im Sinne der Konvergenz — zusammenbringt, Beweismaterial zugeführt werden, dann müssen wir unseren Ausgangspunkt vom Wesen des Totemismus nehmen. Róheim gibt als die beiden ständigen Hauptzüge des Totemismus (vom väterlichen Typ) einerseits die Einheit mit dem Totem, als die endopsychische Wahrnehmung der Lebenseinheit des Menschen mit der Umgebung, an, anderseits die Projektion der Vater-Imago in ein Tier.[5] Das erste Merkmal verknüpft die

1) Geyser: Auf dem Kampffelde der Logik. 1926, S. 86—89.
2) Loßkij, a. a. O. S. 101.
3) Bolzano, a. a. O. S. 78.
4) Vgl. Hermann: Qualitative Unterschiede des Denkens und die Intelligenz. Psychologie und Medizin. II, S. 206—207.
5) Róheim: Australian Totemism. 1925, S. 72.

totemistische Institution mit der magisch-animistischen Weltanschauung, über deren Beziehung zur Logikwissenschaft wir schon gesprochen haben; zur Ergänzung sei noch die folgende Stelle eines jüngst erschienenen Werkes herangezogen: „Dieser innere Zusammenhang des Menschen durch den Logos mit der ganzen Natur und den anderen Geschöpfen ist ganz sinnlich und naturhaft gedacht.“[1] Im zweiten Merkmal wird der Totemismus mit dem Ödipuskomplex *(a)*, mit Fragen der Abstammung *(b)* und mit dem Verhältnis zu Tieren *(c)* in Beziehung gebracht.

Ad a) Inwiefern die Logikwissenschaft in ihrer Grundhaltung mit dem Ödipuskomplex und seiner Überwindung verwoben ist, wurde in einem anderen Zusammenhange schon aufgedeckt[2] und soll uns noch bei der Frage der „Denkmoral“ und bei einigen Beispielen beschäftigen.

Der Totemismus sucht den Ödipuskonflikt in der Institution der Exogamie zu überwinden. Gibt es in der Logik Analoga zur Exogamie? In der Begriffslehre taucht die Frage nach der „Verträglichkeit“, in der Schlußlehre die nach Duldung oder Nichtduldung gewisser Abkömmlinge auf. Auch findet man in der Logikwissenschaft eine Lehre ausgebildet, die vielleicht als Überwindung des Exogamiegedankens erscheinen könnte: Aristoteles hält es für äußerst wichtig, daß man beim Beweise stets „innerhalb der Gattung“ bleibe.[3] Diese Regel will eine verpönte Art des Beweises überwinden, den Beweis durch Analogie, der aus dem „Kreis der Gattung heraustritt“. Beim mystischer gesinnten Bacon sehen wir die Analogie, als Mittel der Induktion, doch wieder emportauchen. Es ließe sich wenigstens denken, daß die Mystik gewissermaßen die Analogie (außer ihrer magischen Bedeutung halber) als einen im Denken nachgebildeten Weg zur Durchführung der Exogamie ebenso überschätzte, als der realistisch, aber verdrängerisch gesinnte Aristoteles sie unterschätzte.

Ad b) Mehr und Überzeugenderes als über den Zusammenhang mit der „Exogamie“ können wir von der Rolle der Abstammungsfrage überhaupt in der Logikwissenschaft aufzeigen.[4] Der Begriff der *Species* war früher nicht nur in den Naturwissenschaften auf Grund der Zeugung gedacht.[5]

1) Leisegang: Denkformen. 1928, S. 79. Hier ist auch, mit Hinweis auf Platon und Philon, ein Vergleich des Logos mit einem Tier vorzufinden. S. 213, 234.

2) Psychoanalyse und Logik.

3) Aristoteles, II. Analytiken, S. 7—9.

4) Vgl. auch über Hume und die Ähnlichkeitsrelation im Aufsatze „Wie die Evidenz wissenschaftlicher Thesen entsteht“. Imago IX, 1923.

5) Überweg, a. a. O. S. 127—128.

Die Lehre des *logos spermaticos* müßte hier aufgerollt werden, als eine Lehre von der Erhaltung der Species vermittels der Zeugung.[1] Nach Abelard entsteht die Art aus der Gattung durch eine „*creatio*" ohne zeitlichen Abstand.[2] Die Abstammungsfrage gelangt zu ihrer vollsten Ausprägung gerade dort, wo die Berührung mit dem Totemismus am innigsten sein kann, nämlich im Streit über die „Universalien", wo es entschieden werden sollte, ob die Universalien bloße Namen oder reale Gebilde seien. Im letzteren Falle, also vom Standpunkte des Realismus, wäre das Universale für die Individuen einer Gattung ein totemartiges Gebilde. Man kann hier auch der Theorien des Totemismus gedenken, unter welchen sich ebenfalls „nominalistische" vorfinden.[3] Bei den Nominalisten, die also den Universalien keine reale Existenz zuerkennen, lautet die wichtige Frage, ob der Mensch ein Tier genannt werden kann.[4] Eine gemilderte Art des realistischen Standpunktes soll die folgende sein: „Weil die menschliche Natur nur im einzelnen Individuum existiert, kann sie auch für sich allein weder gezeugt werden, noch zeugen, obwohl das Zeugen und Gezeugtwerden nicht sowohl auf Grund der Individuen als vielmehr auf Grund der menschlichen Natur geschieht. Beides fand ja statt, bevor es einen Sokrates gab und findet statt neben und nach Sokrates, unabhängig von ihm, aber nicht unabhängig von der menschlichen Natur."[5] Hier wird sozusagen die Rolle des Totems durch die „menschliche Natur" übernommen. In der Lehre von den Schlüssen gab es eine ganze Technik der Art und Weise, wie eine Schlußfigur aus einer früheren abgeleitet werden kann, und die Abstammungsregel wurde zur Namengebung gewählt, d. h. die Benennungen der einzelnen Schlußweisen wurden so gewählt, daß die logische Abstammung und der Weg der Herleitung aus dem Namen unmittelbar ersichtlich geworden ist. (Die Namen Barbara, Camestras usw.)

Ad c) Das Verhältnis zu den Tieren, welches sich im Totemismus kundgibt, berührten wir schon bei Erwähnung des Universalienstreites. Daß die *essentia humanitatis* in ihrem materiellen Anteil aus animaler Materie besteht, wird in der mittelalterlichen Logik vielfach diskutiert. Auf die Tierbeispiele der traditionellen Logik kommen wir noch zurück. Die Kritik unseres zu beweisenden Satzes möge also noch aufgeschoben werden.

1) Prantl, a. a. O., I, S. 431.
2) Daselbst, II, S. 176—177.
3) Freud: Totem und Tabu. Ges. Schriften Bd. X, S. 135.
4) Prantl, a. a. O., II, S. 124.
5) Minges: Der angebliche exzessive Realismus des Duns Scotus. 1908, S. 59.

II) Als zweites Untersuchungsmaterial nannte ich den geschichtlichen Werdegang der Logikwissenschaft und ihrer Probleme. Alles Sinnliche mußte von dem Gegenstande der Logik abgestreift werden, das Wortmaterial, das Psychische, bis etwas ganz Wahrnehmungsfremdes zurückblieb. Auch mußte von der strengen Logik vieles an das Unbewußte Mahnende ferngehalten werden, das Magische der Wörter, die Schritte des Unbewußten, wie die Verschiebung, die Verdichtung, die Darstellung des Ganzen durch seinen Teil. Aber nun das Merkwürdige: auch hier gab es ein Ringen wie in der Einzelseele. Eine ständige Gegnerschaft will im Sinnlichen verbleiben, perhorresziert die klassische Logik, will den Dual- und Umkehrschritten, die ihre Gefühlsgeltung gewissen Erscheinungsformen des Ödipuskomplexes verdanken,[1] volle Rechte zuerkannt wissen. (Man denke an die romantische Logik, z. B. Hegel.) Und die strenge Logik kann sich nicht immer verteidigen, die Umkehrung wird geliebt und geschätzt, in ihr der wahre Schlüssel der Syllogistik gesucht. Man begegnet also auch im Gebiete der Logik der Erscheinung der Wiederkehr des Verdrängten. Sogar das verpönte Sinnliche erscheint auf höherer Stufe in der intellektuellen Schau, im Intuitionismus wieder.

Als kurzes Beispiel einer inneren Wandlung der Logik in der Richtung, wie sie eben dargestellt war, kann das Gebiet der Syllogistik dienen. Aristoteles unterschied, wie bekannt, drei Schlußfiguren. Erst viel später, traditionell an den Namen von Galenus geknüpft, wurde eine vierte Figur aufgestellt. Es bildet nicht unsere Aufgabe, den noch heute währenden Kampf um diese galenische Figur zu entscheiden, aber die auffallende Tatsache ist zu erwähnen, daß gerade an dieser Figur eine Verwandtschaft mit primitiven Denkweisen festzustellen ist.[2] Loßkij vermutet, daß die vierte Figur in der „unterbewußten Sphäre unseres Seelenlebens" zu wertvollen Schlüssen in den Erfindungs- oder Entdeckungsprozessen führt; die Besonderheit der nur in ihr erhaltenen Modi ist die Gleichsetzung der Folge einer Folge mit der Folge des Grundes, was zu Mehrdeutigkeiten führen kann. Vergleichen wir nun die vier Figuren

$$\frac{\begin{matrix} M-P \\ S-M \end{matrix}}{S-P} \qquad \frac{\begin{matrix} P-M \\ S-M \end{matrix}}{S-P} \qquad \frac{\begin{matrix} M-P \\ M-S \end{matrix}}{S-P} \qquad \frac{\begin{matrix} P-M \\ M-S \end{matrix}}{S-P}$$

so sehen wir sofort, daß nur die vierte Figur mit Denkformen der freien Assoziation etwas Ähnlichkeit aufweist. Jeder neue Satz fängt an, wo der

1) Psychoanalyse und Logik.

2) Loßkij, a. a. O. S. 269, 292–296.

frühere endet, und nur das letzte Glied überspringt rückläufig mehrere Glieder. Der Kampf gegen die galenische Figur scheint sich also gegen die vorbewußte freie Denkweise zu richten.

Interessanter und wichtiger ist der Kampf, der um die neuentstandene Disziplin der sogenannten Mengenlehre entbrannte. Einer der hervorragendsten Mathematiker des vorigen Jahrhunderts stellte sich die Aufgabe, eine Mathematik, unabhängig von jeder Anschauung und jeder anschaulichen Erfahrung, zu erbauen. So entstand seine Mengenlehre mit der klassischen Logik paradox und unglaubwürdig anmutender Thesen. In dieser Cantorschen Lehre kann der Teil mit dem Ganzen gleichwertig angenommen werden, hier liegt eine Domäne des Wiederholungszwanges, der ewigen Wiederkunft des Gleichen (in der unendlich großen Reihe),[1] hier soll der Satz des ausgeschlossenen Dritten nicht gelten,[2] hier werden Paarungen, Randerscheinungen,[3] gegenseitige Vertretbarkeit von endlich Ungleichem besonders hervorgehoben. Ziehen charakterisiert diese Cantorsche Mengenlehre kurz mit den Worten: „Der Teil empört sich gegen das Ganze" und ist sehr bemüht, die ganze Lehre abzuweisen. Am Beispiel der Mengenlehre, die übrigens schon beginnt ihre Paradoxien abzustreifen, tritt die innere Gefahr der Logik klar zu Tage: Sie muß sich von den Anschauungen entfernen; tut sie das aber mit strenger Konsequenz, so kommt sie mit dem anschauungsblinden Unbewußten in innigste Berührung. Der innere Zwiespalt, die Abstoßung von und die Rückkehr zur Anschauung, die stets drohende Wiederkehr des Verdrängten, ist mit ihrem Ursprung kausal verknüpft. Auch dagegen scheint der starre Formalismus einen Abwehrversuch darzustellen. Oder aber sollte das „reine" Denken tatsächlich nichts anderes sein als das den Wahrnehmungen nicht ausgesetzte tiefst Unbewußte?

Um die Frage, ob das negative Urteil primär oder sekundär sei, entspann sich ebenfalls ein heute noch kaum entschiedener Kampf. Das Unbewußte kennt, wie bekannt, kein Negativum. Der Streit der Logiker hängt gewiß mit diesem psychologischen Faktum zusammen.

III) Die dritte Art unseres Materials wird von den Beispielen der Logikschriften geliefert. Was uns dieses Material bieten kann, soll zuerst an einer Beispielsreihe von Sigwart demonstriert werden. Als er den Unterschied des Urteils von verwandten Gebilden, besonders von sogenannten „unbewußten Verschmelzungen" darzustellen bestrebt ist und die Herbartsche

1) Ziehen: Das Verhältnis der Logik zur Mengenlehre. 1917.
2) Fraenkel: Zehn Vorlesungen über die Grundlegung der Mengenlehre. 1927
3) Daselbst, S. 17. (Wohlgeordnete Reihe.)

Idee auseinandersetzt, wonach ein Urteil nur möglich ist, wenn solche Verschmelzungen abgewehrt werden, gibt er zur Illustration nacheinander die Sätze: „Dies ist Sokrates" — „Dies ist Schnee" — „Dies ist Blut" und unmittelbar anknüpfend die „abgekürzten Rufe": „Feuer!" — „Der Storch!"[1] Wenn man in Sokrates den Vaterrepräsentanten sieht, wozu uns die Logikwissenschaft die Berechtigung gibt, statt Schnee aber das unbefleckte Weib einsetzt, so ergibt sich, welche Phantasien hier, bei der Lehre vom Urteil, vom Autor unbewußt abgewehrt und verurteilt werden müssen. — Ein zweites Paradigma dieser Gruppe soll aus einem modernen, tiefdurchdachten Werk genommen werden. Wie entsteht eine Ordnungswissenschaft? lautet die aufgeworfene Frage. Zur Erläuterung wird ein Beispiel beigefügt: Es sei eine sehr vage Verwandtschaftsordnung gegeben; nach der angegebenen Einschränkung der Erzeugungsrelation ist es jedoch „noch nicht ausgeschlossen, daß die Cheruskerfürstin Thusnelda und ich die Erzeuger von Cäsar sind".[2] Das benötigt keine Interpretation. — Einem anderen modernen Logiker mißfallen schon die Logikbeispiele: Er will zum Thema Begriff keine Beispiele, wie „Sokrates oder Pferd oder Staat oder Schwefel" geben.[3] Die drei ersten dieser Beispiele sind recht gut verständlich: Sokrates — Vater, Pferd — ebenfalls Vater (Projektion auf ein Tier), Staat — Kollektivmodell zum Begriff.

Die Beispiele der Logikwissenschaft können nun auf mehrere Gruppen verteilt werden. Es gibt typisch traditionelle und gelegentliche. Neben selbstverständlich wichtigen Angelegenheiten des Lebens werden auch auffallend triviale behandelt. Daß die Beispiele überhaupt etwas Merkwürdiges an sich tragen, ist schon aufgefallen; so sagt ein neuer Übersetzer von Aristoteles, Rolfes, in einer Anmerkung zu den „Sophistischen Widerlegungen", die Beispiele seien nur ausnahmsweise von großen Problemen genommen; das Beispiel soll nämlich eine Sache verdeutlichen und muß darum sehr verständlich sein. „Man darf deshalb an der Schlichtheit der aristotelischen Beispiele keinen Anstoß nehmen."[4]

Eine wichtige Beispielgruppe will die Sterblichkeit des Menschen — daneben auch die Geburt und das Leben — ins Gedächtnis rufen. Dies ist verständlich in Gedankengängen, wo das Problem das Wesen der Wahrheit ist. Muß man denn wirklich sterben? Das wahrnehmungsblinde Echt-Un-

1) Sigwart: Logik. I. Bd., 2. Aufl., 1889, S. 64.
2) Burkamp, a. a. O. S. 243.
3) Stammler: a. a. O. 1928, S. XII.
4) Bd. 13 der Philosophischen Bibliothek, S. 77.

bewußte weiß nichts davon, das Über-Ich fordert trotzdem die Anerkennung der Objektivität des Todes und seiner Äquivalente. Hier liegt ein ewiger Zweifel: Wie man unfähig ist, den Vorgang des Einschlafens in seiner Ganzheit zu beobachten, so wird man sich auch nie der Tatsächlichkeit des eigenen Todes anschaulich versichern können; trotzdem soll daran evident geglaubt werden. Wunschtendenzen finden einen Ausweg im bewußten Unsterblichkeitsglauben der Seele — und des großen Logikers, Bolzanos „Athanasia oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele“[1] zeugt von der Zugänglichkeit der Logiker für diesen Glauben (oder wird, umgekehrt, der Gläubige zum Logiker?). Die Logik, als Wissenschaft der Beweisführung, möchte, ihrer Anschauungsblindheit folgend, am liebsten die Unsterblichkeit beweisen. Da sie das nicht kann, führt sie als entschädigende Verschiebung den Beweis für die ewige Wahrheit, und auch der Pragmatist William James erklärt sich für eine Art Unsterblichkeit des Menschen.[2] Eine besondere Note enthalten natürlich die Beispiele, wo die Sterblichkeit des Kaisers bewiesen wird. Die Gedanken, daß man gerade dann und nicht ein anderesmal sterben muß, aber auch, daß man gerade von diesen und nicht von anderen Eltern abstammt, können anscheinend Gefühlswurzeln zu den logischen Zufalls- und Wahrscheinlichkeitsgedanken abgeben. — Beispiele, wie das bekannte Schulbeispiel, ob Caius oder der Kaiser sterblich sei, ferner, ob Tag oder Nacht sei,[3] dann aber auch in der hypothetischen Gruppe das traditionell gewordene Beispiel: „Wenn sie Milch hat, hat sie geboren,“[4] gehören hierher.

Eine weitere traditionelle Gruppe gibt der Erde, der Sonne, dem Monde Prädikate. Neben selbstverständlichen Beispielen gibt es hier auch besonders auffällige: Wenn die Erde fliegt, hat die Erde Flügel. Wenn die Erde fliegt, existiert die Erde.[5] Ich weiß nicht, ob Groddeck Kenntnis von den traditionellen Beispielen hatte, als er folgendes schrieb: „Es ist auch nicht wahr, daß die Erde sich dreht, denn dann fielen wir alle in den Abgrund. Und eine Mutter dreht sich nicht um sich selbst, sie steht fest zu ihren Kindern; um die Sonne mag sie sich drehen, um den Vater, aber nicht um sich selbst.“[6] Damit hat Groddeck auch die Deutung dieser Beispiele vorweggenommen.

1) „Ein Buch für jeden Gebildeten, der hierüber zur Beruhigung gelangen will“. 1838.
2) James: Unsterblichkeit. 1926.
3) Prantl, a. a. O., I, S. 454, 521, 524.
4) Daselbst, I, S. 458.
5) Daselbst, I, S. 458.
6) Arche, II. Jg.

Ich legte Kindern die Frage vor, was sie für ganz sicher halten, und worüber sie ganz unsicher sind. Die durch diese Fragen erzielten Antworten stimmen — wie wir es noch bei der Frage des Sicherheitsgefühls sehen werden — in den behandelten Gegenständen mit den traditionellen Logikbeispielen auffallend überein; daneben werden aber auch, offener wie in diesen, die Liebe der Eltern, ihr Leben und Tod behandelt.

Nach unseren bisherigen Ausführungen werden die vielen Tierbeispiele nicht mehr Staunen erregen. Da wären als Beispiele etwa die folgenden Fangschlüsse zu verwenden:

„Was zu Athen gehört, ist Besitztum Athens, und ebenso bei allem übrigen.
Der Mensch aber gehört zu den Tieren.
Also ist der Mensch Besitztum der Tiere.“ [1]

Oder:

„Dieser Hund hat Junge
Also ist er Vater
Er ist aber Dein
Also ist er Dein Vater . . .“

Oder:

„Tier ist, was Seele hat . . .
Meine Götter sind die väterlich angestammten Götter
Die Götter haben Seelen, sind also Tiere . . .“ [2]

Bei Aristoteles treffen sich viele gegenständlich ähnliche Beispiele: „Der Mensch ist statthafterweise kein Pferd . . ., wenn es statthaft ist, daß das Pferd in keinem Menschen enthalten ist, so ist auch der Mensch in keinem Pferde statthafterweise enthalten.“ [3] „Geschöpf, Pferd, Mensch“, „Geschöpf, Mensch, Raubtier“, „Rabe, das Denkende, Mensch“, „Geschöpf, Weiß, Mensch“ bilden dann Grundlagen mit verschiedenen Modifikationen für viele weitere Beispiele. [4]

Es wird gefragt, „ob ein Gemeinsames für den Menschen, das Pferd und den Hund vorhanden ist“ [5], es wird die Behauptung einer größeren Ähnlichkeit zwischen Affe und Mensch als zwischen Pferd und Mensch als „lächerlich“ hingestellt, das Pferd sei vorzüglicher als der Affe, obgleich dem Menschen nicht ähnlich. Ist dann „z. B. der Mensch überhaupt besser als das Pferd, so ist auch der beste Mensch besser als das beste Pferd“. [6]

1) Prantl, a. a. O., I, S. 44.
2) Daselbst, S. 24, 25.
3) I. Anal. S. 5.
4) Daselbst, viele Stellen.
5) Topik, S. 24.
6) Daselbst, S. 55.

Natürlich bleibt die Ansicht von Aristoteles stets die, daß „dasselbe Geschöpf nicht das einemal Mensch sein und das anderemal Nicht-Mensch sein kann".[1] Es wird aber mit dieser Möglichkeit sozusagen gespielt: „... Z. B. wenn von dem Menschen in bezug auf das Pferd als Eigentümlichkeit behauptet wird, daß er zweifüßig sei; denn man könnte da den Angriff entweder dahin richten, daß der Mensch nicht zweifüßig sei, oder daß das Pferd zweifüßig sei, und auf jede dieser Arten würde das Eigentümliche widerlegt sein."[2] In einem anderen Zusammenhange spricht Aristoteles auch davon, was logisch daraus folgen würde, wenn man z. B. ein Pferd und einen Menschen mit dem gleichen Worte bezeichnete.[3]

Weitere Pferdebeispiele aus der traditionellen Logik: *„Quod homo est, non est equus; homo autem animal est; equus igitur animal non est."*[4] *„Qui equus est, hinnibile est, quod hinnibile est, equus est."*[5] Es werde z. B. „vernünftig" von Mensch an und für sich prädiziert, von „Pferd" aber nur mittelbar verneint, nämlich vermittels des Begriffes „unvernünftig"; nun liege dieses vermittelnde Merkmal näher an dem gemeinsamen Gattungsbegriffe „animalisches Wesen", und darum sei dann „Pferd" der natürliche Oberbegriff.[6] Avicenna soll gelehrt haben: *„tu scis, quod animalitas sola est* (nach Prantl ein Schreibfehler, zu lesen: *non est) significativa esse hominis et equi uniuscuiusque per se."*[7]

Hund und Pferd sind nicht nur bei Kindern und phobisch oder zwangsneurotisch Erkrankten[8] beliebte Vaterersatzfiguren. Wir finden sie als Material der Logikbeispiele nicht nur in der aristotelisch-abendländischen Logik, sondern in den von diesen weit unabhängigen logischen Schriften der Chinesen.

Aus dem Chinesischen: „Ein Hündchen ist ein Hund, aber wenn man ein Hündchen tötet, so kann man nicht sagen, daß man einen Hund getötet habe." „Wer ein Hündchen kennt und erklärt, einen Hund nicht zu

1) Daselbst, S. 82.
2) Daselbst, S. 91; dasselbe Motiv nochmals S. 92.
3) Prantl, I, S. 141.
4) Daselbst, S. 527.
5 Daselbst, S. 581 (Apuleius, ein stehendes Beispiel).
6) Hermius, nach Prantl, I, S. 556.
7) Prantl, II, S. 329.
8) Szymanski bringt in seiner Studie über das Erkennen Geisteskranker einige Traumbeispiele von Paranoikern mehrere Paranoiakranke träumen von Pferden und lesen Zeichen aus diesen Träumen ab; einer sieht auch auf der Gasse ein steigendes Pferd und sieht darin ein gutes Zeichen für die Zukunft. (Gefühl und Erkennen. 1926, S. 85—88.)

kennen, geht zu weit . . ."[1] „An einer anderen Stelle wird der Nachweis zu führen gesucht, daß ein Räuber (Art) kein Mensch (Gattung) ist und daß, wer einen Räuber tötet, keinen Menschen tötet, also keinen Mord auf dem Gewissen hat." Ebenso könnte man aber beweisen, daß der den Vater oder das Kind tötet, keinen Mord begeht. Durch lange Reden wird auch bewiesen, daß ein weißes Pferd kein Pferd sei, in einer Gegenschrift wieder, „daß ein weißes Pferd doch ein Pferd sei und daß, wer ein weißes Pferd reite, ein Pferd reite . . . Das weiße Pferd muß ein beliebtes Schulthema gewesen sein, bei dessen Diskussion die Geister aufeinanderprallten".[2]

Beschränken wir uns nicht auf bestimmte Tiere, so vermehrt sich unsere Beispielsgruppe sehr stark. In der indischen Logik herrschen eher Beispiele mit Vögeln vor (Krähe, Ente, Pfau).[3] Doch auch das Pferd wird nicht vergessen: „Da es Hörner hat, ist es ein Pferd", wird als Beispiel eines falschen Schlusses gebracht.[4]

Als Übergang von den Beispielen, wo der Mensch als Tier benannt wird, dient die respektlose Gruppe, wo gewisse Menschen als Esel bezeichnet werden: *„Socrates est non albus asinus."*[5] (Von Albertus Magnus soll gesagt worden sein: *Ex asino philosophus factus et ex philosopho asinus.*)[6] Das Prädikat Esel wird versuchsweise auch auf das Subjekt „Gott" angewendet.[7] Andere Beispiele von der Gruppe ohne Respekt: *„Socrates habet undecim digitos praeter unum"*[8] haben schon einen witzartigen Charakter, wobei die Anspielung nicht sehr verhüllt ist. Beispiel eines falschen Schlusses: *„Omnis deus est pater, omnis filius est deus, ergo omnis filius est pater."*[9]

Die Tierbeispiele stützen den aufgestellten Satz von den totemistischen Beziehungen der Logikwissenschaft.

Den Beispielsgruppen als Untersuchungsmaterial sollen nun noch die Symbole der symbolischen Logik zugefügt werden. Vor allem sind hier die Zeichen der Negation anzuführen. Schon in der Idee, die Verneinung mit Zeichen zu belegen, offenbart sich die Urambivalenz, die übrigens auch

1) Sehr ähnlich dem griechischen Sophisma „der Verschleierte", wo man den eigenen Vater nicht kennen soll.

2) Forke: Die Gedankenwelt des chinesischen Kulturkreises. 1927, S. 19—21.

3) Keith: Indian Logic and Atomism. 1921, S. 88, 90.

4) Daselbst, S. 133.

5) Abelard, zitiert nach Prantl, II, S. 191, ähnlich IV, S. 51, 84.

6) Prantl, III, S. 89.

7) Daselbst, IV, S. 55.

8) W. v. Shyreswood, bei Prantl, III, S. 21.

9) Prantl, IV, S. 76.

den Logikern, besonders J. Kries,[1] nicht verborgen blieb. Die Bezeichnung also, das ausdrückliche Sichtbarmachen der Verneinung, erinnert an das Verhalten des kleinen Kindes, das beim Versteckspiel aus seinem Versteck herauskommend meldet, daß man es schon suchen könne, oder die Forderung aufstellt, ihm zu zeigen, daß etwas nicht da sei. Auch die Verneinung will auf etwas Nichtvorhandenes hinweisen, und dabei bekommt sie das Zeichen der negativen Zahl, die etwas Vorhandenes, nur Richtungverschiedenes bedeutet. Noch sprechender sind aber die ambivalent auf die Kastration hinweisenden Zeichen der Verneinung, wie das Apostroph (Mally),[2] der Vertikalstrich oder Durchstrich (Schröder,[3] Külpe,[4] Behn[5]), der nicht realisierte, nur empfohlene rote Überstrich, ambivalent auf Tod und Erotik gerichtet (Behn).[6] Der vertikale Strich über das zu Verneinende kann als Limitation (eine Art der Verneinung) gedeutet werden. Im Kapitel über Negation soll dies alles noch gründlicher untersucht werden.

Eine andere Gruppe von Symbolen sind die Gebietssymbole. Ein Kreis soll z. B. den Umfang eines Begriffes umschließen. In einem Kreis sind also „alle" umschlossen. Wir möchten die Wurzeln dieses Symbols hier wieder in der Kollektivität suchen; das „alle" bedeute *„pan"*, das ganze Volk des Erdgebietes. Ähnliches gilt für die „1" als Symbol von „alle": das im Kollektivverband lebende Volk bildet eine Einheit.

Hier brechen wir ab und fragen, welche Erfolge unsere bisherigen Bemühungen vom Standpunkte der Denklogik brachten. Es fällt außer der Betrachtungsweise der Logikwissenschaft, daß es sich etwa bei der Frage der Evidenz, bei der Wahrheit, ja bei der Handhabung der wissenschaftlichen Methoden immer um Liebe, Identifizierung, Übertragung auf den Meister und von Widerständen seitens des Objektes und des Erkennenden handelt, daß unser logisches Denken eine Funktion des Ich-Überich-Verhältnisses ist und daß dieses Verhältnis in gewissen Fällen auch objektivierbar ist. Die Entobjektivierungen, die wir mit Hilfe der Psychoanalyse im Gebiete der Logik vornehmen konnten, wollen und können der Objektivierung die Berechtigung nicht nehmen. Die Objektivierung bildet ein Korrelat zur Anerkennung der Realität. Was unsere Entobjektivierungen bezwecken, ist lediglich eine Klarstellung der unbewußten Motive der Objektivierungen.

1) Kries: Logik. 1916, S. 275ff.
2) Mally: Grundgesetze des Sollens. 1926.
3) Schröder, a. a. O.
4) Külpe, a. a. O.
5) Behn: Romantische oder klassische Logik? 1925.
6) Daselbst.

Früher sahen wir, daß die Denkprinzipien durch die Forderungen des Über-Ichs, also durch Entwicklungsstadien der Überwindung des Ödipuskonfliktes, das geworden sind, was sie sind. Jetzt leuchtet uns ein, daß auch Bausteine des logischen Denkens, was ihre Form betrifft („Begriff", „Alles") durch die Konstellation des gesellschaftlichen Lebens, letzten Endes durch die Institution des Totemismus, gestaltet worden sind.

(Ein zweiter Artikel folgt im nächsten Heft)

Elternbeobachtungen über die Sexualität kleiner Kinder

Nach einem in der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse gehaltenen Vortrage[1]

Von

Hans Zulliger

Ittigen, Bern

Die vorliegenden Aufzeichnungen eines Elternpaares sind geeignet, als Belege für Freuds Feststellungen über die Sexualität kleiner Kinder[2] zu gelten. Sie handeln über einen Knaben Hans, der heute siebeneinviertel Jahre alt ist und von seinen zwei Schwesterchen Lisa und Anna im Alter von fünf und zweieinhalb Jahren.

Über den ältesten der Geschwister, Hans, berichten die Eltern gemeinsam. Die Aufzeichnungen sind teilweise aus der Erinnerung aufgeschrieben worden. Das mag der Grund sein, daß sie weniger plastisch und unmittelbar klingen, als die Berichte über die beiden Mädchen.

Die Eltern berichten über den Buben:

Hansi erhielt neun Monate lang die Brust. Eine Zeitlang liebte er es, mit den Füßchen zu spielen und an den großen Zehen zu lutschen. Zur Zeit, als die Zähne kamen, kauften wir ihm eine Veilchenwurzel, daran lutschte und kaute er einige Zeit intensiv, dann verlor er die Wurzel.

---

1) Anmerkung der Redaktion: Das Manuskript ist bei der Redaktion bereits vor fünf Jahren eingegangen und wir bedauern es, daß Raummangel uns bisher stets zwang, die Veröffentlichung hinauszuschieben. Da es sich um protokollartige Mitteilung von Beobachtungen ohne Deutung und ohne Schlußfolgerungen handelt, bestand jedenfalls keine Gefahr, daß irgendwelche Ausführungen angesichts des sonstigen Fortschrittes der psychoanalytischen und der kinderpsychologisch-pädagogischen Forschung veralten könnten. Es lag daher begreiflicherweise auch für den Autor kein Anlaß vor, an der vor fünf Jahren erfolgten Niederschrift dieser Beobachtungen irgendetwas zu ändern.

2) Freud: „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" (Ges. Schriften, Bd. V).

Eine Eigentümlichkeit, die er bis zu sechs Jahren hatte, war folgendes: Er konnte schon als ganz kleiner Bub nur dann einschlafen, wenn er einen weichen Lappen vor der Nase hatte. Als er größer geworden war, benutzte er dazu ein Nastuch. Wenn er im Bette war, so rief er oft die Mutter noch einmal zu sich, damit sie ihm ein Nastuch gebe. Es kam eine Zeitlang auch vor, daß er mitten in der Nacht erwachte und schrie: „Naselümpi!" Später, wenn er heulte und man ihn aufforderte zu schweigen, holte er ein Schnupftuch, ging in eine Ruhbettecke, steckte die Nase ins Tuch, und dann beruhigte er sich. Ob das Tuch ihm eine Erinnerung an die weiche und warme Mutterbrust bedeutete, an der er einst immer einschlief?

Als Dreivierteljähriger rutschte er mit Vorliebe auf dem rechten Füßchen sitzend. Mit einem Jahre konnte er gehen, hatte jedoch häufig Rückfälle ins Rutschen auf dem Fuß. Möglicherweise reizte ihn diese Art des Rutschens an der Afterzone.

Zur Zeit, als Hansi ein Jahr alt war, wollte er alles fressen, ein jedes Ding trachtete er in den Mund zu nehmen, einst heulte er, weil er den Mond nicht packen und in den Mund nehmen konnte. Diese Periode der kindlichen Entwicklung haben wir auch bei den anderen unserer Kinder gesehen, sie ist jedoch bei Kindern so allgemein, daß ihr keine Eltern besondere Bedeutung beimessen.

Mit zwei Jahren erhielt Hansi das erste Schwesterchen. Er kam in die Stube, besah das kleine Ding im Korbe und sagte dann kalt: „Menti adee!", was heißen sollte: „Bringt das Mädchen wieder weg!"

Dann kam für ihn eine schwere Zeit. Er hatte Rückfälle ins Schmieren und Bettnässen. Einmal trafen wir ihn nackt liegend an, wie er im Schlafe sein Gliedchen in der Hand hielt, es war wie erigiert, und dann näßte er (er lag nackt und liebte es, sein Hemdchen abzuziehen). Gegen den Durchfall gaben wir ihm Schokolade, weil wir uns dachten, Hans mache wegen des Durchfalles ins Bett. Der Durchfall besserte sich nur wenig und hielt bis zum vierten Jahre an. Es entwickelte sich ein starkes Süßigkeitsbedürfnis in dem Knaben, das bis heute andauert. Hans wollte eine Zeitlang nur dann einschlafen, wenn ihm die Mutter vorher ein „Bettmümpfeli", eine Süßigkeit, brachte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Hans mit dem Bettnässen, Schmieren gegen die Schwester demonstrierte, die einen Teil der Elternliebe von ihm ablöste, und daß er die Süßigkeit als Liebesersatz von seiner Mutter begehrte.

Als Hans zweieinhalb bis drei Jahre alt war und seine ersten Hosen trug, ließ er oft den Hosenladen offen. Hausbewohner, ein älteres, kinderloses Ehepaar, drohten ihm, man schneide ihm das Genitale ab. Daraus entwickelte sich eine Sucht in dem Buben, alle Messer zu stehlen und zu verbergen. Das dauerte an bis in das Alter, da er deutlich zwischen Mein und Dein unterscheiden konnte. Es wurde uns oft ganz Angst um den Buben. Er ließ nicht nur unsere Sack- und Tischmesser verschwinden. Wo er irgendwo ein Messer sah, ließ er es mitlaufen und verbarg es unter dem Ruhebett oder Bett, in der Kohlenkammer. Die Frau, die ihm einst mit der Kastration gedroht hatte, gilt ihm heute als Respektsperson mehr als seine Eltern; er hat sie auch, wie es scheint, sehr lieb.

Einmal ging Hans in die Waschküche. Dort war der Mann, der ihm einst mit Abschneiden des Penis gedroht hatte, damit beschäftigt, ein Kaninchen zu töten und zu metzgen. Der Bub stand starr, als der Mann dem Tiere hinter die Ohren hieb, er sah zu, wie das Kaninchen aus der Nase blutete, wie ihm das Fell weggezogen und der Leib geöffnet wurde. Dann brach er aus in markerschütterndes Geschrei. Der Mann lachte zuerst. Seine Frau und wir liefen herbei, der Mann erklärte, was der Bub habe. Die Frau tadelte ihren Mann, der einzusehen schien, daß er einen schlimmen Fehler begangen hatte.

Die unmittelbare Folge davon war, daß sich Hans vor der Dunkelheit außerhalb unserer Wohnung zu fürchten anfing. Er konnte nicht mehr ohne Begleitung auf den Abort. Denn auf dem Abort der Familie X., auf dem er etwa gewesen war, hingen Kaninchenfelle auf.

Dann weigerte er sich, Fleisch zu essen. Als man ihn als Sechsjährigen zu Botengängen in Läden schon gut gebrauchen konnte, wollte er nicht in Metzgereien gehen. Er aß nur noch Wurst, diese zwar mit Vorliebe und Unersättlichkeit wie die Süßigkeiten. Heute geht Hans in Metzgereien, er ißt auch hie und da Fleisch, doch hat er dafür keine Vorliebe, wie es sonst bei Kindern üblich ist.

Die Sucht nach Süßigkeiten ist immer noch da, doch weniger stark ausgeprägt als früher. Dafür liebt Hans die Breie, die er ohne Maß verschlingt. Er brachte es mehr als einmal so weit, daß er sich nach dem Breiessen erbrechen mußte. Mit dem Aufhören des Durchfalles ist auch die stark betonte allgemeine Eßlust verschwunden.

Als Hans zweieinhalb bis drei Jahre alt war, hatte er eine ganz eigentümliche Art des Widerstandes gegen Befehle; er hustete. Anstatt zu weinen, hustete er.

Schon sehr früh zeigte Hans eine mehr negative Einstellung zum Vater. Dieser machte während des Weltkrieges die Grenzbesetzung mit und war oft Vierteljahre lange abwesend. Hansi machte nun in den Nächten so lange Lärm, näßte das Bett oder hatte Hustenanfälle, bis ihn die Mutter ins Schlafzimmer der Eltern nahm. Es kam auch vor, daß er sich nicht beruhigte, bis er neben der Mutter im Bette lag. Kam dann der Vater heim, so machte er Augen wie ein Bestrafter, wenn dieser ihn wieder vertrieb und er ins andere Zimmer ins Exil mußte. Gegen die Mutter war Hans immer sehr zärtlich. Er ahmte sie in ihren Eigenschaften nach. Sie nahm keinen Rahm, er auch nicht. Sie aß zeitweise keinen Salat, besonders dann, wenn sie ein Kleines zu nähren hatte. Hansi nahm lange Zeit auch keinen Salat. Weil die Mutter Fleisch ißt, so kam er trotz seines Abscheues vor Fleisch endlich wieder dazu, es zu essen.

Als Hans etwas über vier Jahre alt war, beobachteten wir ein Gespräch von ihm, das einer infantilen Zeugungs- und Geburtstheorie nahekommt. Er und Lisa, die damals etwa zweieinhalb Jahre alt war, aßen Kirschen. Das Mädel verschluckte dabei die Steine, während er sie sorgfältig wieder ausspie. „Ai!", sagte er und riß die Augen auf, als er Lisa die Steine verschlucken sah, „die ißt die Steine! Und wenn dann in dir ein Kirschbaum wächst! Dann mußt du ersticken, oder man muß dir den Baum aus dem Bauche schneiden!"

Die Kinder liebten es, gemeinsam zu defäzieren. Das geschah nicht immer nur auf dem Abort, sondern auch etwa im nahen Walde. Dabei wurde nach-

gesehen, wer am meisten defäzieren könne, und wie der Kot aus dem Anus austrete. Hansi war stolz darauf, wenn seine Leistung die größte war. Mit der Überschreitung des fünften Lebensjahres protestierte Hansi dagegen, wenn Lisa derartige Betrachtungen weiterführen wollte. Er klagte, was sie für „ein Schwein" sei. Dabei schien er vergessen zu haben, daß er vor gar nicht langer Zeit das gleiche war.

Als Hansi bald fünf Jahre alt war, kam das kleinste Geschwister, zu dem er sofort eine sehr ritterliche Stellung einnahm, es betreute, auf die Arme nehmen und ihm zu essen geben wollte, als es einmal essen konnte. Einige Zeit nach der Geburt suchte er um sexuelle Aufklärung nach. Die Mutter war noch im Bette, da kam er an einem Nachmittag zum Vater: „Du, Papa, woher kommen eigentlich die kleinen Kinder?"

„Wieso fragst du denn?"

„Die Frau X. hat gesagt, du hättest Anna im Mannenberg hervorgelocht, weißt du, dort unter dem großen Stein, und die Frau Y. hat gesagt, die Fräulein Z. habe es gebracht (Hebamme) und Frau A. sagte mir, der Storch bringe die kleinen Kinder!"

„Da bist du halt ein dummer Bub, wenn du andere Leute fragst, anstatt mich oder die Mutter; komm, wir wollen jetzt hingehn und Mama fragen!" Die Mutter gab der Kleinsten gerade die Brust. Der Bub staunte eine Weile. „Was macht es?" fragte er dann. „Es trinkt Milch." — „Ja, hat denn die Mama auch Milch?" — „Gewiß!" Sie zeigte ihm, daß bei den Brustwarzen Milch hervorkommt. „Habe ich auch Milch in der Brust?" — „Nein, das hat nur die Mama, weil das kleine Ännchen sonst noch gar nichts essen kann!" — „Und der Papa auch nicht?" — „Nein, nur die Mama!" — „Sag' mal, hat denn die Lisa auch dort getrunken?" — „Gewiß!" — „Und ich, habe ich auch einmal dort getrunken?" — „Ja, als du noch ein ganz kleines Bübchen warst und noch keine Zähne hattest." — „Und der Papa, hat der auch dort getrunken?" — „Nein, der hat bei seiner Mama getrunken, bei der Großmama in B."

Das machte ihm Freude. Er dachte eine Weile nach. Dann fragte er nochmals nach der Herkunft der kleinsten Schwester. Der Vater teilte der Mutter mit, was die verschiedenen Frauen dem Knaben gesagt hatten.

Nun mußte Hans einmal hören, wie das Herz der Mutter schlug. „Sieh, darunter ist Anna gelegen, und jetzt ist es hervorgekommen!"

Nun wiederholte er die Fragen, die er in bezug auf das Stillen geäußert hatte, auch auf die Geburt: Ob Lisa, ob er selber, ob der Vater auch dort geschlafen habe. Damit gab er sich zufrieden.

Zwei Monate später hatte er im Nachbarhause im Stalle der Geburt eines Kälbchens beigewohnt. Die Bauernknechte haben die größte Freude, wenn sie ein Kind in solche Vorgänge einweihen können. Als Hansi heimkam, war die Mutter gerade am Kochen. „Du, Mammi, im Stall drüben haben sie ein frisches Kälbchen bekommen, gar ein schönes, willst du schauen kommen?" — „Ich kann jetzt nicht weg, du siehst, ich koche; sonst brennt mir alles an!"

Er harrte eine Weile, dann sagte er nachdenklich: „Mammi, ist unser Anneli auch so blutig gewesen, als es hervorkam? Weißt du, ich sah zu, wie die Kuh

auseinanderfiel und wie das Kälbchen hervorkam, und es war ganz blutig, und die Kuh hat auch geblutet!" — „Ja, dann hat man das Blut abgewaschen, das Blut macht nichts!" — „Sie haben das Kälbchen mit Stroh abgewischt, dann war es sauber!"

Wiederum eine Weile später meinte er dann: „Gelt, Mammi, darum hast du noch eine Zeitlang im Bett bleiben müssen, weil du ein Loch hattest, wo das Anneli hervorkam!" — „Ja, deshalb lag ich im Bette, aber es war bald vorüber!" — „Hat dir das sehr weh getan?" — „Nicht so sehr! Wenn du am Nachmittag hinübergehst in den Stall, so wirst du sehen, die Kuh ist schon wieder aufgestanden und hat Freude, daß sie ein Kälbchen hat!"

Dann hat Hansi nie mehr etwas über Geburt und Herkunft der kleinen Kinder gefragt. Als er sechsjährig war, nahm er prompt die Storchentheorie wiederum auf. Er hatte in einem Buche ein Bild gesehen, wie der Storch die Kleinen aus einem Teiche herausholt. Darauf stützte er sich, und wir gaben uns keine Mühe, ihn eines anderen zu belehren. Die Storchengeschichte vertrat er bei Kameraden. Er durchbrach sie erst dann, als er vor der Lisa und der Mutter beweisen wollte, er wisse die Sache besser, er sei dem Wissen des Mädchens überlegen.

Die Kinder wurden einst von den Masern befallen. Der Arzt war gekommen und hatte sie untersucht. Hansi spielte nun an Sonntagmorgen, wenn er länger im Bette blieb als an Werktagen, mit den Geschwistern oft Doktor. Die Hemden wurden ausgezogen und die Brüstchen abgeklopft, gehorcht usw. Die Untersuchungen beschränkten sich dann nicht nur auf die Brust; Genitalien und der Anus spielten eine ebenso wichtige Rolle, und schließlich gab es dann Kitzeleien und Schlägereien. Bei Hans trat besonders ein sadistischer Zug in den Vordergrund, den er nicht nur seiner ersten Schwester gegenüber äußerte, sondern auch gegenüber seinen anderen Spielkameradinnen. Er überfiel sie von der Rückenseite her und riß sie zu Boden. Dabei kam es ihm nicht darauf an, sie an den Haaren zu packen, und laute Freude zu bezeugen, wenn sie schrien.

Mit sieben Jahren näßte Hans plötzlich nochmals das Bett. Zur Rede gestellt darüber, sagte er zuerst aus: „Als ich beim Onkel in O. in den Ferien war, näßte der große Bub, der schon das vierte Jahr zur Schule geht (elfjährig), das Bett auch immer. Ich bin kleiner als der."

Später erzählte er einen Traum: *„Es kam ein ganz kleines Kätzlein und kletterte auf die Telegraphenstange vor B.s* (des Nachbarn) *Haus. Dann kam die alte Katze und sagte rauh: Miau, miau! Die Kleine gab Antwort mit ganz feiner Stimme: Miau, miau! und dann kam sie wieder herunter. Da packten B.s Buben vor dem Hause eine neue Jauchepumpe aus. Sie war in einer Kiste im Stroh. Dann pumpten sie, und es kam Jauche heraus. Ich fragte: ‚Darf ich auch?' Sie sagten ja, und wie ich pumpte, erwachte ich und hatte ins Bett gepißt."*

Vor ein paar Tagen (Hansi sieben Jahre und vier Monate alt) entwickelte sich folgendes Gespräch zwischen ihm und der Mutter:

Hansi: „Mama, warum darf man keine Verwandten heiraten?"

Mutter: „Du darfst schon Verwandte heiraten — wen wolltest du denn heiraten?"

Hansi: „Weißt du, du bist mir zu groß, aber Lisa wollte ich!"

Lisa: „Hmm, dich wollte ich allweg, ich will den Papa! Du kannst meinetwegen die Anna haben!"

Lisa und Hans nahmen mir einen Katalog der Hodler-Ausstellung, worin Reproduktionen einer Anzahl von Bildern des Künstlers sind. Die Rückseiten überzeichneten sie. Aber auch auf einigen Bildern fanden sich Überzeichnungen. Ein Damenbildnis wies einen Schnurrbart und eine Tabakspfeife auf. Beim Bilde „Der Tag" hatten die fünf weiblichen Akte die Brüste mit Kreisen eingerahmt, die Figur in der Mitte auch die Genitalien. Bei einem Herrenbildnis mit Bart und Brille waren die Augen verkritzelt. Nun wurden die Kinder gefragt, wer die Zeichnungen gemacht habe.

Lisa hatte das Damenbildnis und die weiblichen Akte, Hans das Herrenporträt „behandelt". Das Mädchen stattete die Dame mit Dingen aus, die den Männern gehören, während der Knabe seinen Abneigungsgefühlen gegen den Mann, den Vater, Ausdruck gibt.

*

Es folgen nun die Aufzeichnungen über das erste Schwesterchen. Bericht des Vaters, Lisa dreieinhalb Jahre alt:

Lisa treibt nun schon seit einiger Zeit eine Unart, sie entblößt sich ungescheut, sei es in der Wohnung, auf der Laube draußen oder drunten auf der Straße. Sie hebt die Röcke hoch, nachdem sie die Höschen abgezogen hat und „walzt" mit langen Schritten, den Bauch vorstreckend, herum und gröhlt. Wenn meine Frau oder ich sie auffordern, sich zu schämen, dann lacht sie uns einfach aus und macht mit dem Bauche wackelnde Bewegungen.

Lisa geht in der Regel nur im Verein mit ihrem Bruder auf den Abort. Nun ließen die Kinder meist die Türe offen, so daß Leute, die ins obere Stockwerk und über die Laube gingen, sie sahen. Der Bub schämt sich für die Unart des Mädchens und hat ihm gedroht, wenn es noch mehr die Röcke aufhebe, so komme er nicht mehr mit ihm auf den Abort. Denn letzthin hat Lisa sich nach einer Sitzung auf dem Abort entblößt, während der Knabe noch saß, und ein herunterkommender Hausbewohner hat gelacht und gespottet. Der Spott machte bei Lisa nicht den geringsten, dafür jedoch bei dem Bruder um so mehr Eindruck.

Ihm ist es gelungen, das Mädel ein wenig zu „erziehen".

Aufzeichnung des Vaters, einen Monat später:

Jetzt ist der Unsinn geschehen: Lisa hatte sich wiederum einmal draußen im Hof vor der Straße entblößt. Da kam ein Hausbewohner, ein vierzigjähriger Mann und sagte ihm:

„Paß auf, es kommt ein Hund und beißt dich in die Hinterbacken, er schnellt sie dir grad ab, decke du lieber zu!"

Und der Hans, der Bruder, der rief zustimmend: „Au ja, wenn jetzt ein Hund käme!"

Nun ist Lisa von der Entblößerei „geheilt". Die Heilung ist so gründlich, daß sie nur noch in Begleitung der Mutter oder des Vaters auf den Abort will.

Am liebsten würde sie ihre Verrichtungen im Hausgange auf dem Topfe besorgen. Doch das wollen wir nicht.

Sie entwickelt eine große Angst vor den Hunden. Im Nachbarhause, etwa eine Minute von uns weg, ist ein Hund, ein gutmütiges Tier, mit dem die Lisa sonst oft gespielt und ihn liebkost hat. Sogar vor dem hat sie nun Angst und macht einen Umweg, wenn sie vor seinem Häuschen vorbei muß. Ist sie vorüber und streckt er ein wenig die Schnauze aus dem Häuschen, so beginnt sie mit lautem Geheul zu laufen, sie glaubt, er könnte ihr nachkommen und sie beißen.

Aufzeichnung des Vaters, Lisa viereinhalb Jahre alt:

In der letzten Zeit entwickelt die Lisa starke sexuelle Neugierde. Sie betrachtete anfänglich ihre eigenen Geschlechtsteile, meist am Morgen nach dem Erwachen, dann verglich sie sie mit denjenigen ihres Bruders. Kamen die Eltern ins Kinderzimmer, so wurden die getriebenen Spiele als Geheimnis behandelt. Die Betrachtung beschränkte sich nämlich nicht bloß auf eine mit den Augen. Einzig einigen Überraschungen verdanke ich meine Beobachtungen. Das Spiel ist dann oft in eine Schlägerei ausgeartet, oder die Kinder klemmten sich, bis eines schrie und es Händel gab.

Aufzeichnung des Vaters, Lisa vierdreiviertel Jahre alt:

Die morgendlichen Spiele der Kinder werden interessant. Sie machen aus den Federdecken Häuschen und schlüpfen hinein. Dann rühmen sie sich, wie schön und warm es in den Häuschen sei. Eines sucht das andere Geschwister lüstern zu machen, in sein Häuschen zu kommen. Sind dann beide beieinander, so kitzeln sie sich; das dauert eine Weile, und dann wirft das eine das andere hinaus und es gibt Streit. Ich habe die Vermutung, daß die Kinder da Mutterleibsphantasien ausleben.

Aufzeichnung des Vaters, Lisa vierdreivierteljährig:

Wenn ich auf den Abort gehe, so will Lisa auch immer mitkommen. Ich duldete es bis anhin, weil ich wußte, sie fürchtet sich allein zu gehen. Heute nun kam sie auch mit. Allein sie wollte nicht auf den Topf. Sie verlangte zuzusehen, wie ich Harn ließ.

„Zeige, was hast du für ein Genitale!" forderte sie.

„Das zeigt man doch nicht!" sagte ich tadelnd und schob die Gwundrige weg. Sie schmollte in einem Winkel und meinte schließlich: „Mir könntest du es schon zeigen, ich bin ja dein Kind!"

Aufzeichnung des Vaters, später:

Ich ging mit Lisa und Anna in den nahen Wald, es war an einem schönen Februartage und an hilben Stellen blühten schon die Geißenblümchen, woran die Kinder große Freude hatten.

Während sie Blümchen zusammenlasen, stand ich an einer Tanne, um Harn zu lassen. Lisa bemerkte es, erhob sich, nahm die Kleinste bei der Hand und trat zögernd näher. Dann blieb sie stehn und sagte: „Schau, Nini (Kosename für Anna), wieviel der Papa pissen kann! Gelt, wenn wir auch so könnten!"

Einige Tage später ging ich mit Lisa allein in den Wald, wir lasen Reisig zusammen. Da meldete sie mir plötzlich, sie müsse pissen. „Geh' ein wenig hinauf, hinter die Büsche!" befahl ich ihr. Sie ging einige Schritte höher und dann rief sie mir. Sie kauerte vor den Büschen und preßte nun, wie ich hinschaute, den Harn weit nach vorn, daß er einige Meter weit hinabspritzte.

„Ei, du Schweinchen!" tadelte ich; aber sie rief glücklich: „Gelt, ich mag sehr weit!"

Aufzeichnung der Mutter, Lisa fünfjährig:

Wir, Lisa und ich, machten einen Botengang. Auf dem Heimwege kamen wir beim Vernachten an einem Bauernhofe vorbei, und der Hund kam bellend in die Hofstatt gelaufen. Das Mädel ging sofort auf die dem Hunde abgewendete Seite. Es drückte sich enge und schutzsuchend an meine Beine.

„Uh, wenn jetzt der Hund käme!" sagte sie zaghaft. „Du brauchst keine Angst zu haben, der kommt nicht!" — „Ja, gelt", sagte sie alsdann erleichtert, „und wenn er käme, so sähe er dich zuerst, und dann fräße er dich, und dann hätte er genug, du bist ja so groß. Und bis er dich gefressen hätte, liefe ich rasch heim!"

Aufzeichnung des Vaters, Lisa fünfjährig:

Lisa hat eine sehr gute Einstellung zu mir. Allerdings, wenn ich dergleichen tue, ich wolle mit der Mutter streiten, so nimmt sie, wie alle anderen meiner Sprößlinge, sofort der Mutter Partei an. Als Spezialität, sich zu wehren, beißt sie mich in die Hinterbacken und hat dann eine gewaltige Freude, wenn ich schreie, abwehre oder flüchte.

Heute Mittag sagte Lisa bei Tische unvermittelt: „Mammi, wann willst du eigentlich sterben?" — „Noch lange nicht!" — „Doch, du mußt bald sterben!" — „Ja, warum soll ich denn sterben, es gefällt mir noch lange hier!" — „Du bist doch fangs alt!" — „Ja, wenn ich stürbe, dann hätte der Papa ja keine Mama mehr!" — „Das macht doch nichts, ich wäre dann seine Frau!" — „Ja, und denn der Hansi — willst du denn nicht Hansis Frau werden?" — „Nein!" sagt sie gereizt, und nach einer Weile Nachdenken lacht sie: „Du, der Hans, der kann doch die Nini zur Frau haben!"

Früher, wenn sich meine Frau und ich küßten und umarmten, so drängte Lisa genau in der Art zwischen uns, wie es jetzt die Kleinste tut. Lisa macht das nun nicht mehr. Sie lacht uns nur aus, spottet, und sie sagt etwa: „Uh, die tun blööd!"

Aufzeichnung des Vaters, Lisa etwas über fünf Jahre alt:

Lisa macht nun häufig folgendes Spiel: sie kriecht unter das Ruhebett oder in der Küche in die Holzkiste. Dann knurrt und bellt sie wie ein Hund. Dann kommt sie hervor und beißt einen, am liebsten mich. Sie droht mir auch gelegentlich: „Wenn du mir nicht gehorchst, so beiße ich dich in den Hintern!"

Offensichtlich ist sie in ihrem Verhalten den Hunden gegenüber in ein neues Stadium gerückt. Sie geht nun allein auf den Abort und scheut sich vor den Hunden weniger. Denn sie identifiziert sich mit ihnen. So überwindet sie die Angst. Die Überwindung hat damit begonnen, daß sie dem Hunde im Nachbar-

hause Knochen brachte (Opfer). Am Mittag, wenn wir mit dem Essen fertig waren, suchte Lisa die Knochen zusammen und brachte sie dem „Bäri", der sie mit artigem Wedeln empfängt, wenn er sie kommen sieht.

Nun, wie sie sich selber als ein Hund vorkommt, braucht sie sich doch nicht mehr vor Hunden zu fürchten. Aber sie hat auch den Brauch des Knochenüberbringens wieder vergessen. Es scheint, sie habe also auch keine Opfer mehr nötig, um das gefährliche Tier zu versöhnen und es sich günstig zu stimmen.

Aufzeichnung der Mutter, Lisa fünf Jahre und ein Monat alt:

Lisa verlangte von mir, ich sollte ihr meine Geschlechtsteile zeigen. Als Grund gab sie mir an, sie wolle wissen, ob ich gleiche habe wie sie. Sie habe gesehen, daß der Bruder andere Genitalien habe. Ich gab ihr Aufklärung, daß sie einmal eine Frau werde, und daß alle Frauen Genitalien hätten wie sie. Der Hans, der werde ein Mann, die Männer hätten andere Geschlechtsteile.

Aufzeichnung des Vaters, gleiche Zeit:

Wir sitzen an einem Abend beim Lampenschein beisammen. Lisa zeichnet auf ein Stück Packpapier. „Was gibt das?" frage ich. „Das ist mich!" sagt sie und lacht. Sie zeichnet den Kopf, Augen, Nase, Mund, Haare und eine große „Flugmaschine" (Haarband), indem sie alles bezeichnet, was sie zu Papier bringt. „Und das hier ist der Hals — und hier ist der Bauch — hier sind die Erbschen = Brustwärzchen — (sie lacht) — weißt du, ich will halt grad baden gehn, darum bin ich nackt — und hier ist das Näbelchen — und da sind die Beine — und da die Arme — "

Dann betrachtet sie ihr Werk, setzt die Bleistiftspitze zögernd auf den Unterleib und schaut uns unschlüssig an. Dann macht sie einen senkrechten Strich zwischen die Beine und sagt: „Ich mache ihm jetzt halt so eines, wie der Hansi eines hat, meines sieht man ja nicht!"

Lisa habe ich auch schon oft angetroffen, daß sie stehend und wie ein Knabe pißte. Sie hat dabei schon eine solche Routine, daß sie die Hosen und die Schenkel nicht mehr netzt.

Bis vor nicht lange kam das nämlich vor. Wir wußten zuerst nicht, wieso sie wiederum mit dem Nässen der Hosen begann, nachdem sie das längst nicht mehr machte. Als Dreieinhalbjährige hatte sie im Brauche, ihren Harn so lange zu sparen, daß sie keine Zeit mehr hatte, die Hosen zu öffnen. Mitten im Spielen erhob sie sich, strampelte mit den Beinchen und heulte, sie müsse auf den Abort, man solle ihr hurtig, hurtig die Hosen auftun. Bis das geschehen war, war das Unglück da. Als sie vier Jahre alt war, schämte sie sich besonders davor, daß sie der Vater auslache, wenn sie die Hosen näßte. Einmal kam sie mit durchnäßten Hosen heim, ging heimlich auf den Abort. zog sich dort nackt aus, nahm die Kleider unter den Arm und eilte in ihr Bett. Dann begann sie zu heulen. Wir eilten hinzu und fanden sie in Tränen schwimmend. Was sie habe, wollte sie nicht sagen. Wir untersuchten die Kleidchen und errieten den Grund, warum sie ins Bett geschlüpft war, es bedeutete eine Selbstbestrafung. (Sie wurde etwa darum tagsüber zu Bett geschickt, wenn sie sich als sehr unartig oder gereizt gezeigt hatte.)

Zum Abendessen verlangte sie nach anderer Wäsche und kam wieder auf. Dann erzählte sie, wie sie auf den Abort geschlichen sei und sich ausgezogen habe, und wie der dumme Papa nichts davon gemerkt hatte. Ich hatte sie wirklich einmal ausgelacht, als sie nasse Hosen hatte. „Das hätte ich nicht gedacht, daß du noch so ein kleines Mädchen bist!" hatte ich ihr gesagt, und das hatte sie nicht gerne.

Aufzeichnung des Vaters, Lisa fünf Jahre und zwei Monate alt:

Lisa hat sich heute erbrechen müssen. Das machte ihr großen Eindruck. Sie blieb lange schweigsam. Dann sagte sie plötzlich wieder lachend: „Uh, wenn i sövel chönnt bysle, wie-n-i göögget ha!" (Wenn ich so viel pissen könnte, wie ich mich erbrochen habe!)

Das Erbrechen war also nicht allein nur unlustbetont. Die Kleine heftete Potenzphantasien daran; nach oben verschobene urethralerotische Phantasien mögen auch mit im Spiel gewesen sein.

[Ob da nicht Zusammenhänge mit der Sauferei und dem Erbrechen der Studenten bestehen? Das viele schäumende Bier, das beim Erbrechen zum Kopfe herausströmt, und mit dem sich die jungen Leute dann so rühmen — ist das nicht oft auch eine „Verschiebung nach oben"?]

Aufzeichnung der Mutter, Lisa fünfeinviertel Jahre alt:

Lisa hat sich seit einiger Zeit glühend ein Bübchen gewünscht. Jetzt sind Leute ins Haus gezogen, die haben ein Bubi. Nun ist unser Mädel immer bei dem Knaben und betrachtet ihn als ihr Kind. Zwar nicht als ihr richtiges, denn es müßte kleiner sein.

Aufzeichnung des Vaters, gleiche Zeit:

Lisa will ein Bubi haben. Sie „stürmt" darüber halbe Tage lang mit der Mutter: „W a n n bekommen wir ein Bübchen, w a r u m bekommen wir kein Bübchen, ich hätte gern ein Bübchen, das ganz meines wäre, weißt du, nur so ein ganz kleines wie eine Puppe!" Dann kommt sie auch zu mir: „Du, Papa, ich bin jetzt bald zornig über dich!" — „Ja, warum denn?" — „Weil du mir kein Bübchen gibst, ich will einfach eines, nur ein winziges, ich will es in den Puppenwagen legen und ihm Kleidchen machen, gelt, du bringst mir eines heim!" Meine ausweichenden Antworten lösen bei ihr Zorn, Zwängen, Schmeicheleien aus.

Wenn ich am Mittag auf dem Diwan liege, so kommt Lisa auf mich hinauf, reitet auf mir, küßt mich, streichelt mich, bittet mich flüsternd, ich solle ihr bald ein Bubi heimbringen. Dann wieder schlägt sie mich mehr oder weniger im Spasse und weint vor Zorn. Wenn ich einen Gang in die Stadt mache und heim komme, so eilt sie mir im Sturmschritt entgegen und fragt, ob ich ihr nichts heimgebracht habe, sie möchte mir die Taschen erlesen. Auch wenn ich ihr ein Stück Schokolade oder einen Kram heimbringe, so ist sie nicht recht befriedigt, trotzdem sie Süßigkeiten gerne ißt. „Ich habe geglaubt, du hättest sonst noch etwas!" sagt sie, wenn alles Heimgebrachte ausgepackt ist. Damit meint sie wohl das sehnlichst erwartete Bubi. Ob es ihr bewußt ist, daß sie

das erwartet, weiß ich nicht. Denn ich denke, sie würde es heraussagen. Aber wir erleben es doch oft an uns selber, daß wir irgendwie enttäuscht sind und wissen nicht warum. So mag es bei der Kleinen auch sein. Sie weiß, wenn der Vater etwas, ein Geschenk, heimbringt, so holte er es in der Stadt; sie muß also auch annehmen, das Bubi würde aus der Stadt geholt.

Aufzeichnung des Vaters, Lisa fünfeinhalbjährig:

Ich habe eine Reise gemacht und war mehrere Tage von zu Hause fort. Als ich zurückkam und nachsann, was ich meinen Leutchen für Geschenke heimbringen wolle, kam ich auf den Gedanken, der Lisa eine Puppe, und zwar einen Buben zu kaufen. In einem Bazar erstand ich einen hübschen Buben, er hatte noch ein Röcklein an und die Figur eines Zweijährigen.

Und dann kam ich heim, schenkte der Kleinsten einen neuen Teddybären, dem Hans geschnitzte Tiere und zu allerletzt der sehr gespannten Lisa ein Büblein. Sie empfing die Puppe mit einem Freudengeheul und konnte vor Lust nicht mehr stille stehn, sie hüpfte von einem Bein auf das andere. Sie küßte die Puppe, bewunderte die Händchen, das Hütchen, die Schühlein. Dann versuchte sie, ihr die Schürze zu lösen.

„Gelt, ich darf ihn ausziehn, er will drum schlafen gehn!" sagte sie. Dann begann sie das Bübchen auszuziehen. Sie tat es immer hastiger, und zuletzt hob sie ihm einfach die Röcklein auf. Nach einer kurzen Betrachtung sagte sie zu sich selber: „Er hat Höschen an!" und zog die Puppe weiter aus. Dann stampfte sie auf den Boden: „Ich weiß nicht, wie man die Höschen auszieht!" Es gelang ihr schließlich. Ich achtete mich sehr genau: ihr Blick fiel der Puppe zwischen die Beinchen. Lisa suchte das Geschlechtszeichen des Knaben und war enttäuscht, daß die Puppe keinen Penis vorzuweisen hatte.

Die Begeisterung für ihr Bübchen flaute sehr rasch ab. Lisa wünschte eher, mit dem Bären Annas zu spielen und ihn mit sich ins Bett zu nehmen. Es gab oft Streit zwischen den beiden Schwestern. Oft kam es vor, daß Anna beide „Kinder", den Bären und das Püppchen, zu sich nehmen wollte.

Nun sagte ich eines Tages zu Lisa: „Du, Lieschen, mir scheint, du habest deinen Hansi (so nannte Lisa in der ersten Begeisterung die Puppe) gar nicht mehr gern!"

Sie kletterte auf meine Knie und sagte verlegen und abwehrend: „Jää!" — „Soll ich ihn etwa zurückbringen und dir einen Bären dafür bringen?" — „Nein, nicht einen Bären, dafür eine andere Puppe, aber ein Mädchen. Und es muß die Augen zutun können und viele lange Haare haben, daß ich sie bürsten und kämmen und ihr einen langen Zopf machen kann. Gelt, ein großes Mädchen, damit es ganz lange Haare hat und einen schönen Zopf gibt! Die Puppe bringst du mir das nächste Mal, wenn du fort gehst, gelt, dann bist du ein Lieber!"

Dann schmeichelte sie mir und liebkoste mich. „Weißt du," fuhr sie dann fort, „du mußt mir dann noch eine kleine Wiege für mein Mädelchen kaufen, damit ich es dreinlegen kann, wenn es schlafen will, und dann tut es die Augen zu!" — „Jaa, eine Wiege soll ich dir noch kaufen? Wo meinst du denn, daß ich die Puppe hernehme?" — „Ei, die kaufst du auch!" — „Aber

das kostet sehr viel Geld!" — „Ei, du kannst doch die Batzen alle haben, die ich in meinem Sparhafen drin habe, das ist viel und gibt eine Puppe mit ganz langen Haaren!"

Als Lisa etwa drei Jahre alt war, behandelte sie ihre erste Puppe so, wie sie von ihren Eltern behandelt wurde. Wenn Lisa das Bett genäßt hatte, und es ging bei ihr lange, bis sie diese Gewohnheit aufgeben wollte, so gab sie der Puppe schuld, hielt ihr lange Moralpredigten, gab ihr Schläge, wusch sie. Damals schon hatte sie ein mütterliches Verhältnis zu ihrer Puppe, jedoch war dieses Verhältnis ganz anderer Art als jetzt. Sie benutzte die Puppe, um sie ihre Unarten ausfressen zu lassen, sie identifizierte sich mehr mit der Puppe, während sie heute die Puppe will, um sich, wie es den Anschein macht, wegen ihres Penismangels zu trösten. Nachdem sie von der männlichen Puppe enttäuscht war, will sie eine weibliche mit langen Zöpfen; die Zöpfe sind wahrscheinlich als Ersatz für den Penis gedacht, nachdem sie nun weiß, daß die Puppen, auch die männlichen, penislos sind.

„Soll ich dir nicht ein Mannli heimbringen, das Haare hat, wie ich?" habe ich Lisa gefragt.

„Nein, ich will ein Mädchen, weißt du, du hast ja auch keine Zöpfe, deine Haare sind abgehauen!"

Man könnte vermuten, daß Lisa das Abhauen der Haare bei den Knaben und Männern als Kastrationssymbol auffasse, wie es jene wilden Volksstämme tun, die während der Pubertätsriten den jungen Volksgenossen Haare ausreißen. Vor nicht langer Zeit war ein Onkel bei uns zu Gast, und der hat gegen Lisa neuerdings eine Kastrationsdrohung ausgesprochen. Sie saß am Tische und sang vor sich hin, indem sie die Zunge hinausstreckte. Der Onkel sagte ihr, sie solle die Zunge zurückziehn, worauf sie mit noch lauterem Gegröhle und noch weiterem Herausstrecken der Zunge antwortete. Da griff der Onkel in die Tasche und tat dergleichen, er suche sein Messer: „Warte," sagte er, „ich haue dir die Zunge ab!" Wir beruhigten das erschrockene Mädchen dann sofort und machten unseren Verwandten auf die Gefährlichkeit derartiger Drohungen bei Kindern aufmerksam. Aber sie war ausgesprochen und der Erfolg unseres Beruhigungsversuches war fraglich.

Aufzeichnung der Mutter, Lisa fünf Jahre und acht Monate alt:

Heute, als ich in der Stube bei den Kindern handarbeitete, ist Lisa hinter den Diwan gekrochen zwischen Mauer und Lehne. Dort steht ein elektrischer Ofen, den die Kinder den „Hund" nennen. An dem hat sie gerumpelt und Krach gemacht. Da ist die Anna auf den Diwan gestiegen. Sie hatte eine Rolle in den Händen, die von einem alten Bette stammte. Sie nannte sie „Hurrlibueb" (Lokalausdruck für Kreisel, der mit einer Peitsche angetrieben wird). Das Röllchen der Rolle kann man drehen, als eine Art von Kreisel benutzen. Die Anna hat den Hurrlibueb vor das Bäuchlein gehalten und dergleichen getan, sie uriniere hinter den Diwan, wo Lisa war. Dazu machte sie die entsprechenden Gesten und das entsprechende Geräusch. Die Rolle sah wie ein kleines männliches Geschlechtsorgan aus. Nun hat Lisa, die sich „der Teufel" nannte, gerumpelt und ist plötzlich aufgefahren. Anna hat dann geschrien und ist auf-

gesprungen. Die Größere gab der Kleineren dahin Instruktionen, sie müsse sich fürchten, schreien und sich zurückziehn und ducken, wenn der „Teufel" hervorkomme. Die Kleinere hat das prompt befolgt.

Und nun fragte ich: „Wieso soll sich Anna fürchten?"

Lisa: „Weil ich der Teufel bin!"

Ich: „Warum muß man denn den Teufel fürchten?"

Lisa: „Weil er schwarz ist!"

Ich: „Wieso, du bist ja gar nicht schwarz!"

Lisa: „Aber ich könnte Anna den Hurrlibueb nehmen, wenn ich ihn erwischte, und darum muß sie sich fürchten, und darum bin ich der Teufel!"

Aufzeichnung der Mutter, vierzehn Tage später:

Lisa spielte mit Hansi in der Stube, nachdem sie vorher auf der Straße eine Nachbarin getroffen hatte, die ein ganz kleines Kind auf dem Arme trug.

Lisa sagte: „So ein schönes, kleines Bubeli sollten wir auch haben. Wo sind die eigentlich? Gelt, der Storch bringt sie!" Der Bruder gab zunächst keine Antwort und spielte weiter. Lisa wendet sich nach einer Weile an mich: „Du, Mama, bekommen wir eigentlich auch noch so ein kleines Bubeli, wie die Frau X. eines hat?

Ich: „Das weiß ich noch nicht!"

Lisa: „Gelt, die bringt einem der Storch!"

Hans: „Nein, die wachsen in der Mama, dort unter dem Herzen!"

Lisa: „Das ist nicht wahr, der Storch bringt sie!"

Es entsteht ein Streit und ein Geschrei, ein jedes will Recht haben. Schließlich wendet sich die Lisa an mich: „Der Hansi wird schon recht haben!" entscheide ich, und damit gab sich das Mädchen zufrieden.

Aufzeichnung der Mutter über die Lisa:

In den „Drei Abhandlungen", die ich jüngst wieder gelesen habe, sagt Freud etwas vom Reiben ganz kleiner Kinder an den Öhrchen, Brüstchen usw. Da ist mir eingefallen, daß Lisa, sobald sie sich recht hat bewegen und mit den Händchen hat greifen können, sich immer beim Einschlafen an den Härchen über der Stirn gezogen hat. Offenbar empfand sie dabei nicht Schmerz, denn sie war bei diesem Spiele immer ganz still, eher krähte sie, wenn sie die Härchen nicht erwischen konnte.

Aufzeichnung des Vaters, Lisa fünf Jahre, achteinhalb Monate alt:

Wir haben den Abort mit Schwefelsäure gereinigt. Die Abortschüssel trug nämlich einen gelben Belag von eingetrockneten Harnüberresten. Nun ist sie wiederum weiß geworden. Es handelt sich um eine ländliche Abortanlage ohne Spülung. Lisa sah bei der Reinigungsprozedur zu und sprach dann: „Jetzt fürchte ich mich gar nicht mehr allein auf den Abort zu gehn, wenn die Schüssel so sauber ist!" — „Warum denn?" — „Ich meinte immer, der Teufel komme aus dem Rohr hervor!" — „Der Teufel, wieso denn?" — „He, der Teufel ist doch schwarz — und jetzt ist es weiß!" — Weitere Aufklärung gab sie nicht, sie verhielt sich die Nase ob dem beißenden Geruch der Säure und lief davon.

Drei Tage später kam der Kaminfeger zu uns, den man hierzulande spottenderweise den „Chemi-Tüfel" nennt. Man braucht ihn aber auch, um die unartigen Kinder zu schrecken. Ein Kinderspiel heißt „Der schwarze Mann". Die Kinder stehn in einer Reihe, auf der anderen Platzseite ruft ein einzelnes Kind drohend: „Was wollt Ihr machen, wenn der schwarze Mann kommt?" Die anderen rufen: „Ausweichen!" und laufen an ihm vorüber, er sucht eines zu fangen, indem er ihm drei Schläge auf dem Rücken gibt.

Lisa sagte nun: „Gelt, Mama, man braucht vor dem Kaminteufel nicht Angst zu haben, der macht einem nichts!" — „Nein, geh du ihm nur zuschauen bei seiner Arbeit!" — Sie ging in die Küche und unterhielt sich mit ihm. Zuletzt wurde sie so zutraulich, daß sie ihm ein Spottliedlein sang, das sie in einem Nachbarhause gehört hatte. Darin fällt der Kaminfeger mit dem Besen in die Mehlsuppe hinunter. Hierauf teilte Lisa dem Manne mit, daß die Abortschüssel „auch" weiß geworden sei, offenbar stellte sie sich vor, der Kaminfeger im Liedlein werde in der Mehlsuppe weiß, was soviel wie ungefährlich bedeutet.

*

Es folgen nun die Aufzeichnungen über die Jüngste. Sie beginnen, als Anna zwei Jahre alt ist. Die Mutter berichtet am 21. April:

„Heute vormittags ist mein kleinstes Mädelchen zu mir gekommen: „Mammi, Bobi zeigen!" (Wunde, Narbe.) „Ich habe doch kein Bobi!" gab ich zur Antwort. „Wohl, Bobi!" behauptete sie und zeigte auf mein Knie.

Ich habe nachgeschaut und wirklich eine winzige Kratzwunde an meinem Knie gefunden, die ich zuvor gar nicht bemerkt hatte. Anna muß sie etwa am Morgen beim Ankleiden gesehen haben, als sie in unser Schlafzimmer herüberkam. Nun betrachtete sie die Wunde und sagte dann: „Gelt, Papi gemacht!" — Ich antwortete: „Nein, das Bobi habe ich selber gemacht." — „Doch, Papi gemacht!" beharrte sie und machte mit dem Finger und mit dem Körperchen stoßende Bewegungen, Koitusbewegungen.

Hat uns das Kind einmal belauscht? Ich habe ihm ausgeredet, daß der Vater der Urheber der Wunde sei, indem ich ihm zeigte, wie man die dürre Blutschichte auf der alten Wunde abkratzen kann, es war jedoch nicht zu überzeugen. Da fällt mir ein, eine wie starke Abneigung das Kind gegen den Vater äußert, und zwar seit der Zeit, als es Masern hatte und darum bei uns im Schlafzimmer schlief. Damals wurde ihm so recht bewußt, daß der Papa bei der Mama schläft. Dazu die merkwürdige Einstellung gegen den Vater: es freut sich, wenn ich im Spasse meinen Mann plage oder zause, es hilft dabei gerne mit, indem es meine Partei annimmt. Sobald jedoch mein Mann nur die Hand aufhebt, als wolle er mich bei den Haaren nehmen oder mir einen Schlag zurückgeben, so heult es laut und angstvoll auf.

Da fällt mir gerade noch etwas anderes ein: als ich vor einem Halbjahr aus einem Kurort zurückkam, war Anna häufig rot zwischen den Beinen. Ich habe sie gewaschen und gepudert, und sie ließ es ohne weiteres geschehen. Heute ist sie auf dem Töpfchen gesessen und hat gesagt: „Mama, Bobi ganz rot!" und zeigte zwischen die Beine. Ich schaute nach und stellte fest, daß

nichts Rotes da war. „Wo hast du Bobi?" fragte ich. Da hat sie auf ihre Geschlechtsteile gezeigt. Sie waren wirklich rot, doch nicht durch Reiben der Höschen oder des Hemdes, sondern durch das Pressen auf dem Töpfchen war Blut hineingeströmt. Das Rote ist nachher gleich verschwunden. Ich bin erschrocken und habe gedacht: „Jetzt hat der kleine Fratz schon die Auffassung von einer Wunde — am Morgen hat es ja auch an mir ein Bobi entdeckt, das ich gar nicht bemerkt hatte. Wie das Mädchen sie entdeckte, ist mir unerklärlich, ich meinte zuerst, es habe mir eine Wunde nur anphantasiert. Vielleicht forschte es, als es die Behauptung aufstellte, ich hätte ein Bobi, nach einer anderen Wunde, nach den Geschlechtsteilen.

Aufzeichnung des Vaters, Ende April:

Heut saß Ännchen auf dem Töpfchen, als ich auf den Abort ging. Sie hatte zwischen den Beinchen durch mit den Händchen ihre Exkremente heraufgeholt und sich arg verschmiert. Als ich die Bescherung sah, verhielt ich mir die Nase und machte Zeichen des Abscheus. Sie streckte die Händchen hurtig ins Töpfchen hinunter und sagte, mich schuldbewußt von unten herauf anblickend und die Augenlider auf- und zuschlagend:

„Gelt, Papi, bin nicht Gusi!" (ein Schwein).

Dazu ist zu bemerken, daß Ännchen schon seit einem halben Jahre ganz reinlich war, sie hat auch schon seit langer Zeit nicht mehr ins Bettchen uriniert, auch wenn sie sich in der Nacht weigerte, aufzustehn, um aufs Töpfchen gesetzt zu werden. Sie erwachte um Sechse früh und verlangte dann jeweilen, man solle sie aufs Töpfchen setzen.

Wieso sie dazukam, sich so zu verschmieren, kann ich mir vorläufig nicht erklären. Als sie noch kleiner war, kam es etwa vor, daß sie, anstatt am Nachmittag zu schlafen, ganz stille ihr Hemdchen abzog, defäzierte und sich dann den Leib bemalte. Wenn das fertig war, so jauchzte sie, bis wir aufmerksam wurden.

Aufzeichnung des Vaters, anfangs Mai:

Heute saß Anna auf dem Töpfchen. Es war nach Mittag, und sie ist gewohnt, immer nach dem Essen und vor dem Schlafengehen ihre Verrichtungen zu besorgen. Sie saß, als ich hinzutrat, vornübergebeugt und betrachtete aufmerksam mit Fingern und Augen ihre Geschlechtsteile, indem sie sie seitwärts auseinanderzog und dann ein wenig pißte. Das schien ihr so Freude zu machen, daß sie mich erst bemerkte, als ich sie anredete. Dann aber zog sie rasch Hemd und Röckchen über die Knie und sagte ablenkend: „Papi wott ou Abe ga?" (Will Papa auch auf den Abort gehn?)

Vielleicht, so dachte ich mir, läßt sich die Schmiererei, über die ich weiter vorn schrieb, folgendermaßen erklären: Anna wollte schon damals eigentlich ihre Genitalien betrachten und sah dann ihren Kot, der ihr Interesse stärker anzog als die Betrachtung der Geschlechtsteile. Das denke ich mir aus folgenden Erwägungen. Anna scheint schon zu wissen, daß sie keinen Penis hat, daß ihr also etwas fehlt. Darum betrachtet sie ihre Genitalien. Ihre Kotproduktion freut sie so stark, daß sie bei der Betrachtung und beim Spielen

mit dem Kote vergessen kann, was ihr mangelt, und darum regredierte sie auf die Stufe des Analen. Nun haben sich Sexualforschung, exhibitionistische und onanistische Tendenzen und Urethralerotik zu einem neuen Spiel verbunden, zum Spiele mit den Genitalien und dem willensmäßigen Hinterhalten und Hervorspritzen des Urins.

Aufzeichnung des Vaters, anfangs Mai:

Heute trete ich am Abend in die Wohnstube. Anneli steht nackt auf dem Ofentritt, die Mutter ist damit beschäftigt, sie zu waschen. Wie die Kleine mich eräugt, schreit sie auf: „Papi weg! Papi nicht schauen!" Dazu dreht sie sich gegen die Wand und verbirgt mit beiden Händchen ihre Geschlechtsteile. Meine Frau geht mit dem Wasser weg und läßt Anna stehn. Ich nähere mich ihr und frage: „Was darf ich nicht sehen, sag mir's!" Die Kleine heult noch eine Zeitlang, dann sagt sie: „Hat Hansi Schnäbi (einen Penis); hat Nini kein Schnäbi! Darf Papi nicht schauen! Nur Mammi darf schauen!"

Ich beruhige sie: „Ich schaue nicht, du kannst dich schon umdrehen!" Da sitzt sie ab und bedeckt ihren Schoß mit dem Hemdchen. Hierauf spielt sie mit den Wärzchen an ihrer Brust und sagt dann vergnügt: „Gäll, han i ou Aerbseli!" (Gelt, ich habe auch Erbschen, so nennt sie die Wärzchen.)

Also schämt man sich ursprünglich dessen, was man nicht besitzt, dachte ich. Es nimmt mich wunder, ob bei den wilden Völkern nicht zuerst die weiblichen Geschlechtsgenossen es sind, die Schamschürzen tragen, und ob die Schamschürzen ursprünglich nicht den Zweck haben, zu verbergen, was nicht vorhanden ist. Bei den Kulturvölkern ist es doch auch so, daß die Frauen die Schamhafteren und Prüderen sind, und dieses Resultat ist vermutlicherweise nicht nur in der Erziehung begründet. Denn mit dem Hinweis auf den Busen, der doch auch ein Geschlechtsmerkmal ist, sind die Frauen zu allen Zeiten nicht so sehr zurückhaltend gewesen.

Aufzeichnung der Mutter, 14. Mai:

Ännchen klagt in letzter Zeit beständig über Bobi. An allen Stellen entdeckt sie kleine Schürfwunden und Krätzerchen und kommt sie mir zeigen.

Aufzeichnung der Mutter, am gleichen Tage:

Anna hat zu Weihnachten einen Teddybär erhalten. Wir haben den Bären beim brennenden Weihnachtsbaum auf das Ruhebett gelegt, sie mußte ihn selber finden und nehmen. Heute Morgen, wie sie erwachte, ist sie aus ihrem Bettchen zu mir herübergelaufen gekommen und hat zu mir ins Bett wollen. Ich nahm sie zu mir. Ihren Bären hatte sie im Arm. Sie nimmt ihn nämlich immer mit zum Schlafen. Als sie bei mir im Bette lag, stieß sie den Bären unter der Decke weg aus ihrem Arme auf den Leib hinunter und sagte: „Gelt, Papi gegeben!"

Sie ließ sich einfach nicht davon abbringen, daß der Bär nicht vom Vater geschenkt worden sei, trotzdem sie früher genau wußte, daß dem nicht so ist. Sie betrachtet also den Bären als ein Kind, das sie vom Vater erhalten hat. Vielleicht betrachtet sie ihn aber auch als den Vater selbst, und darum hat sie

ihn auf den Leib geschoben. Dies wäre als Anzeichen dazu zu betrachten, daß uns Anna einmal beim intimen Verkehre beobachtet hat.

Ännchen hat in der letzten Zeit sehr Langezeit nach dem Vater, sie fragt alle Tage mindestens ein Dutzendmal, ob er nicht bald aus dem Militärdienst zurückkomme. Allen Leuten rühmt sie, der Papa komme am Sonntag heim.

Einst hatte sie eine Schachtel Knöpfe ausgeschüttet und wollte sie, als sie mit Spielen fertig war, nicht mehr zusammenlesen. Alle meine sanften und strengen Befehle halfen nichts. Da rief ich dem Vater, der ihr auch nachdrücklich befahl, Ordnung zu machen. Als alles nichts nützte und sie meinte, die ältere Schwester solle die Knöpfe zusammenlesen, gab ihr der Vater einen Klaps. Heulend gehorchte sie nun. Dann war es Zeit zum Nachmittagsschlaf.

Nun hat sie im Brauch, vor dem Schlafengehen den Eltern und Geschwistern einen Kuß zu geben. Jetzt machte sie das folgendermaßen: Sie gab zuerst mir, dann den Geschwistern den Kuß. Dann lief sie zu ihrem Puppenwagen, worin der Bär lag, zog ihn heraus und haute ihn durch. „Bär nüt folget!" (Der Bär hat nicht gehorcht!) sagte sie dabei und hielt ihm eine Moralpredigt. Dann legte sie ihn wieder in das Wägelchen, lief zum Papa und verküßte ihn stürmisch. Die Strafe, die eigentlich dem Papa für den Klaps galt, die Rache für die Szene mit den Knöpfen, hatte nun den Bären getroffen. Das Kind identifizierte gelegentlich den Bären mit dem Vater, zugleich auch mit sich selber. Es identifizierte sich aber auch mit dem Vater, der sein ungezogenes Kind schlägt. Der Bär ist also auch sein Kind.

Aufzeichnung der Mutter, 18. Mai:

Meine Kleinste hat einen neuen Sport, den sie wie unsinnig betreibt. Ich habe mir eines Tages die Haare gewaschen und nachher ihr. Sie hat mir geholfen, als ich die meinen wusch. Als ich die Haare aus dem Wasser zog, gab es ein Brünnchen, das Wasser lief in die Cüvette hinunter. Daran hatte die Kleine eine Mordsfreude und rief immer: „Mammi, Bruni machen!" und ich mußte die Haare immer wieder eintauchen, damit es ein Brünnchen gebe. Als nun die Reihe an sie kam, freute sie sich sehr, daß auch bei ihr das Wasser herunterlief, besonders wenn es ihr von der Nasenspitze herunterlief, und es so ein Brünnchen gab.

Heute nun hat Anneli den ganzen Tag mit dem Wasserhahn gespielt. Dort befindet sich ein Schlauch. Sie hatte die größte Wonne, „ein Bruni" zu machen. Als ich den Schlauch wegnahm, wollte sie nicht mehr spielen. Vorher war sie auf dem Topfe und zeigte sich ziemlich mißmutig, als ich von ihr verlangte, sie solle „ein Bruni machen" (Wasser lassen).

Aufzeichnung der Mutter, 28. Mai:

Etwas zur Bobi-Geschichte: ich zeigte letzthin der Kleinsten das andere Knie, dort, wo einst kein Bobi war. Sie hat es sofort weggeschoben, und wollte das rechte Knie sehen. Ich willfahrte ihr nicht.

Nun lehnt sie wieder den Vater stark ab und will von seinen Zärtlichkeiten gar nichts mehr wissen. Sie ist sozusagen hysterisch geworden, hat überall Bobi, schreit in der Nacht auf, daß man aufstehen muß, will in mein Bett kommen.

Aufzeichnung des Vaters, Ende Mai:

Anfangs Mai ist eine Familie mit einem kleinen zweijährigen Bübchen ins Haus eingezogen. Meine beiden Mädels haben die größte Freude an ihm, trotzdem er ziemlich spröde und eigenwillig ist und beim Spielen immer gerade das Spielzeug will, das die Mädels in Händen haben. Aber sie gehorchen ihm in einer Art Ritterlichkeit oder Mütterlichkeit. Das Bubi pißt immer ins Bett. Anfangs machte das auf meine Kleinste einen großen Eindruck. „Ai, Bube Betti byset het!" (Der Bub hat ins Bettchen gepißt!) meldete sie jedesmal, wenn sie dabei war, als man den Knaben aufgenommen hat. „Er ist halt noch klein!" so entschuldigten wir das Bübchen.

Aber plötzlich fing nun Anna auch wieder an, ins Bett zu pissen. „Nini Betti byset, Bube Betti byset!" meldete sie ruhig, als die Mutter hinzutrat.

„Ei, wie bist du ein kleines Mädelchen, wenn du noch ins Bettchen machst!" spottete meine Frau, um den Ehrgeiz des Mädelchens zu schüren. Anna will doch sonst groß sein und gerät in Zorn und Tätlichkeiten, wenn man ihr sagt, sie sei eine Kleine. Diesmal aber machte ihr der Tadel keinen Eindruck. „Gäll, Bube ou chly!" (Gelt, der Bub ist auch ein Kleiner!) quittierte sie die mütterliche Erziehungsabsicht.

Eines Tages spielten die Kinder, Anna und der Bub, hinter dem Hause im Gärtchen. Auf einmal sagte mein Mädelchen: „Nini wott Bysi mache, cha sälber Hösi uftue!" (Anna will pissen, kann die Höschen selber öffnen.) Sie tat, wie behauptet und ging hinter den Rosenbusch, wo sie niederkauerte. Der Bub ließ sein Spielzeug fahren und eilte nach, kauerte auch nieder und schaute dem Mädchen unter die Röcke. Dann sagte er, als das Mädel fertig war: „Bube ou!" (Der Bub kann das auch!), kauerte wie das Mädchen nieder und pißte durch die Hosen.

„Ai, Hösi byset!" tadelte Ännchen, während ich wegen der Szene herzlich lachen mußte. Nun kam die Mutter des Bübchens gelaufen und machte ein Gezeter, als sie die durchnäßten Hosen ihres Sprößlings gewahrte. Auch meine Erklärung konnte sie nicht beruhigen.

Anna hat dann gesehen, wie ihr Bruder Hans und wie das Bübchen pissen. Nun versucht sie das auch. Sie steht also dazu. Da hat sie nun einige Male Schimpfe bekommen, weil sie die Höschen näßte. Nun weiß sie das zu vermeiden, indem sie die Hosen vorher einfach abzieht.

Sie zeigt in letzter Zeit, wahrscheinlich auch in Anlehnung an die Gewohnheiten des Bübchens, Neigung zum Rutschen, obschon sie gehen und laufen kann wie ein Windspiel. Ob da nicht alte Freuden der analerotischen Zeit wieder wach geworden sind?

Aufzeichnung der Mutter, 28. Mai:

Heute morgen ist die Kleinste zu uns ins Schlafzimmer gekommen. Die Sonne schien durch die Läden. Ich erhob die Hand und ließ ihren Schatten in einen Kringel fallen. Anna sagte: „Das ist ein Brunnen!" Dann hob sie sofort die Röcke auf, stand so, wie ein Knabe zu der Verrichtung steht, und sagte: „Wott i Bruni mache!" (Ich will einen Brunnen machen!).

Aufzeichnung des Vaters, anfangs Juni:

Anna will seit einiger Zeit ein jedesmal, wenn sie mir den Gutenachtkuß gibt, bevor sie ins Bettchen geht, einen zärtlichen Klaps auf den Hintern. Sie hebt zu dem Zwecke immer ihr Hemdchen auf und kommandiert: „Brätscheli gä, Papi!“ (Einen leichten Schlag geben, Papa.) „Warte, ich will dir recht hauen!“ sagte ich nun heute und zog so recht mit der Hand auf. „Nei!“ schrie die Kleine, „soll nume so fyn höuele!“ (Nein, du sollst nur so fein hauen — für „hauen“ fabriziert sie einen Diminutiv „höuele“.)

Aufzeichnung des Vaters, 15. Juni:

Als ich heute Mittag heimkam, stritt sich Anna mit der Mutter auf ganz rabiate Weise. Sie lief ihr um den runden Tisch nach und wollte sie schlagen. „Was gibt es?“ fragte ich. „Mammi wott Nini nüt folge!“ (Mutter will Anna nicht gehorchen), kam die zornige Antwort. „Ei, die böse Mama!“ sagte ich und packte meine Frau, dergleichen tuend, als ob ich Anna helfen und sie festhalten und schlagen wollte. Da schrie die Kleine aus vollem Halse und kam wütend auf mich los.

„Böse Papi, soll Mammi la sy!“ (Der böse Papa soll Mutter in Ruhe lassen) heulte sie und kam mit Fäustchen und Fußtritten auf mich los. Das sind Ambivalenzen! Vor einem Jahre, als meine Frau längere Zeit fort war und zurückkam, wollte die Kleine nichts von ihr wissen, sie begehrte nicht einmal von ihr auf die Arme genommen zu werden. Der vielgeliebte Papa bedeutete dem Kinde alles. Nun hat sich das Blatt gewendet. Der Papa wird höchstens als Rivale bei der Mutter betrachtet. Wenn ich von der Arbeit heimkomme und meine Frau in die Arme nehme, um ihr einen Kuß zu geben, so kommen die Mädels, wenn sie es merken, sofort gelaufen und drängen sich zwischen uns. Die Größere aus Zuneigung zu mir, die Kleinere aus Zuneigung zur Mutter, vielleicht auch aus Angst, ich könnte der Mutter etwas antun. Denn sie ruft etwa: „Papi soll Mammi la sy!“

Aufzeichnung der Mutter, 22. Juni:

Die Kleine hat nun eine Zeitlang eine wahre Versteckwut an den Tag gelegt. Sie verbarg, was ihr unter die Hände kam. Ihre und die Sachen der anderen. Ihren Spielkameraden stahl sie die Spielsachen, ohne sich etwas daraus zu machen und versteckte sie. Man hätte an Kleptomanie denken können.

Aufzeichnung der Mutter, 23. Juni:

Am Mittag zog sich mein Mann um. Er hatte nur noch die Hosen an. Da kam Ännchen herein, um uns gute Nacht zu sagen. Dann verlangte sie von mir, ich solle sie in ihr Bettchen „chräätziburden“, d. h. auf dem Rücken tragen. Ich antwortete, ich habe keine Zeit, der Vater soll es tun. Ich hebe sie auf seinen Rücken. Voller Abscheu und mit lautem Geschrei rutscht sie hinunter und deckt sich mit dem hinaufgeschobenen Hemdchen sofort zu.

Am Abend wiederholte sich die Szene insofern, als Anna sich auch nicht vom Vater ins Bettchen tragen lassen wollte, als er den Rock noch anhatte.

Einst sagte das Mädelchen: „Ich habe keines, der Hansi hat eines!" Das ging auf den Penis.

Anna hat eine starke Vorliebe für Brustwarzen. Oft betrachtet sie die ihren. Früher hatte sie im Brauche, wenn Frauen sie auf die Arme nahmen, ihnen sofort in den Halsausschnitt zu fahren, um die „Ärbsli" zu suchen. Kürzlich kam sie an einem Morgen zu mir ins Bett und erklärte, sie wolle meinen Brustwarzen einen Kuß geben. Dann verkündete sie mir strahlend, sie habe auch Wärzchen und zeigte sie, „aber sie sind noch klein!" bemerkte sie. Häufig habe ich sie dabei ertappt, daß sie an ihren Wärzchen zog, wie wenn sie sie zu vergrößern trachtete.

Sie prahlt auch oft vor dem Papa mit ihren Erbschen, nicht selten auch vor Besuchen. Neben der Hauterotik spielt da sicher die Hoffnung eine Rolle, daß Fehlendes an ihrem Körperchen noch nachwachse. Der Vergleich mit den Brüsten der Mutter und anderer Frauen deutet darauf hin.

Aufzeichnung des Vaters, Ende Juni:

Die Anna kam und wollte meine Brustwarzen sehen. Dann sagte sie, sie seien nur klein. Die ihrigen seien auch nur klein, aber die Mama habe große.

Sie will beim Spiele mit den Geschwistern nicht mehr wie bisher das Kind sein, sie will die Mama sein. Das heißt also, daß sie hofft, wie die Mama zu werden. Vielleicht ist sie darum so gut auf meine Frau eingestellt.

Aufzeichnung der Mutter, 5. Juli:

Die Kleinste hat mir an einem Morgen zugeschaut, als ich mich kämmte. Dabei sah sie die Haare unter meinen Armen. Sie hob sofort ihre Ärmchen in die Höhe und untersuchte, ob auch sie Haare habe. Dann, als sie merkte, daß dort keine sind, war sie sehr enttäuscht und klagte. Da habe ich sie getröstet, wenn sie groß sei, so bekomme sie auch Haare unter den Armen. Nun lief sie auch zum Vater, um nachzusehen, ob er Haare unter den Armen habe. Sie berichtete ihm strahlend, sie bekomme dann auch Haare, wenn sie groß sei. Das ist ihr wie ein wirklicher Trost. Ich habe sie heute auf den Armen gehabt, sie hat wiederum ihre kleinen Brustwärzchen bewundert und dann plötzlich freudig gesagt: „Ich bekomme dann auch Haare unter den Armen!"

Abends, als ich sie vor dem Zubettegehen gewaschen habe, sagte sie auf einmal: „Nichts, nichts!" Dazu hat sie ihre kleinen Geschlechtsteile angesehen. Was das zu bedeuten hat, das konnte ich mir denken, indem ich ihren Ausspruch in Beziehung brachte mit jenem früher geäußerten: „Hansi hat eines!" Meine Versprechung auf das Nachwachsen der Haare wendet die Kleine nun sicher auch auf die Genitalien an.

Aufzeichnung des Vaters, Ende Juli:

Anna sitzt auf der Terrasse im Blechzuber und badet. Ich lese ein Buch, und damit sie ruhig sei, gebe ich ihr ein Handbürstchen, eine Schale und ein leeres Medizinfläschchen als Spielzeug. Nach einer Weile schaue ich nach, was sie macht, denn sie hält sich verdächtig stille.

Sie hat Bürstchen und Schale in den Garten hinuntergeworfen. Das Fläschchen füllt sie, steht dann auf und leert es über den Zuberrand aus. „Gelt, ich kann ein Brünnlein machen!" sagt sie triumphierend.

Als ich sie aus dem Bade nehme, quittiert sie es mit einem lauten Protestgeheul. Diesmal kann es nicht das Kältegefühl sein, was die Kleine so heulen macht, denn die Sonne scheint ja so heiß, daß ich den Badezuber unter einen Schirm stellen mußte. Ich errate, daß Anna gerne weitergespielt hätte und wegen der Störung wütend ist.

Aufzeichnung des Vaters, Ende September:

Anna hatte an ihrem Körperchen einen beißenden Ausschlag. Sie schrie deswegen halbe Nächte lange und wollte zur Mutter ins Bett. Als ihr nicht willfahrtet wurde, verlangte sie, daß man ihr alle zwei Stunden die geröteten Stellen mit Borvaseline einsalbe. So recht beruhigte sie sich aber erst, als sie aus der Blechtube selber Vaseline ausdrücken und an ihren Leib streichen konnte. Diese Beschäftigung dehnte sie sehr lange aus und fand immer wieder neue Stellen, die ihr weh taten und die eingeschmiert werden mußten.

Meine Frau brachte am dritten Tage Perubalsam heim. Die Farbe leuchtete dem Mädelchen anscheinend sehr ein. Denn, nachdem sie scheckig bemalt war wie ein Simmentalerkühlein, meinte sie sehr befriedigt: „Tuet nümme weh, nid meh bysse!" (Es schmerzt nicht mehr, beißt mich nicht mehr), und sie schlief die ganze Nacht durch.

Aufzeichnung des Vaters, anfangs Oktober:

Die Einstellung der Kleinsten zu mir hat sich in der letzten Zeit etwas verändert. Heute machte ich der älteren Schwester Annas eine Bemerkung, weil sie nicht ordentlich aß. Sie maulte: „Jä, Päpu!" Da reklamierte die Kleine: „Nei, seit me nid Päpu, gäll, seit me Papeli!" (Nein, man sagt nicht Päpu, man sagt Papachen.)

Sie ist überhaupt etwas zärtlicher zu mir geworden. Wenn ich am Abend heimkomme, so holt sie mir die Hausschuhe und will mich ähnlich bemuttern, wie es Lisa, die ältere, im Brauche hat.

Aufzeichnung des Vaters, Dezember:

Wir haben eine Holzplastik, einen stehenden Mädchenakt, bekommen. Die Kinder bewundern das „Fraueli". Auf einmal sagt die Kleinste zu meiner Frau: „Gelt, Mama, das Fraueli ist nackt. Schau, es hat ja kein Hemdchen an!" und nach einer Weile: „Man muß ihm ein Hemdchen machen, es hat sonst kalt!"

Es fällt mir eine ähnliche Szene mit der Lisa auf, aber auch ihr Unterschied. Lisa hat sich, wie früher berichtet, einmal nackt gezeichnet. Sie begründete die Nacktheit, augenscheinlich um sich aus einer Art von Verlegensein zu befreien mit den Worten, sie gehe baden. Im Verlegensein und in der Rationalisierung des Nacktseins können Verdrängungsmomente vermutet werden — es war ein Stück Exhibitionismus durchgebrochen, dessen sich Lisa schämte.

Bei Anna handelt es sich wohl um etwas anderes. Sie identifiziert sich mit der nackten Figur und gibt eine Erfahrung bekannt: wenn man kein Hemdchen

anhat, so empfindet man die Kälte des Schlafzimmers — denn sie hat sich vor nicht gar langer Zeit wieder einmal im Bettchen ihres Hemdchens entledigt. Anna spielt dem Fraueli gegenüber, das ja wie eine Puppe klein ist, die besorgte Mutter.

Aufzeichnung der Mutter, einige Tage vor Weihnachten:

Wie ich heute morgens in die Küche trete, singt Anneli ein Liedlein:

„Mäntig, Samschtig, Zyschtig, Frytig: / „Montag, Samstag, Dienstag, Freitag:
Un de chunnt ds Wiehnechtschingli, / Und dann kommt das Weihnachtskindchen,
Un de uberchumen i eis . . .“ / Und dann erhalte ich eines . . .“

So immer und immer wieder, bis ich schließlich aufmerksam werde und frage: „Was bekommst du denn vom Weihnachtskindlein?“ — „He, nes Schnäbi!“ (ein männliches Genitale). Da lachte die Magd blöde heraus, und die Kleine empfand das als Spott. Sie schämte sich. Eine Zeitlang sang sie nicht mehr. Dann begann sie wieder, blieb aber nach den ersten zwei Sätzen stecken und biß sich auf die Unterlippe, indem sie auf die Magd hinblickte. Als diese nichts dergleichen tat, sang sie weiter, aber den Schlußsatz nie mehr.

Am Tage vor Weihnachten nun erhielt der Hans von einer Nachbarin ein Spielzeug, genannt „Der fleißige Müller“. An einer Windmühle ist ein Müller befestigt. Er hängt zugleich an einer Schnur, die mit der Dachterrasse in Verbindung steht, und einem Bleigewichte, das inwendig unsichtbar den Müller hinaufzieht. Das Spiel besteht nun darin, daß oben auf der Terrasse ein zweites Gewicht in Form eines Mehlsäckleins an einem Haken aufgehängt wird. Kommt nun der Müller mit Wucht „hinaufgeklettert“, so hebt er den Sack vom Haken und trägt ihn nach unten, denn er ist schwerer als das andere Gewicht. Es ist eine richtige geschmacklose Bazarware, dieses Spielzeug, aber die Kinder zeigten große Freude daran, nicht zuletzt auch die Anna.

Eines Tages war sie mit Spielen beschäftigt, und nun sagte sie zum Vater: „Gelt, ich erhalte keinen Müller!“ — „Du hast ja einen!“ — „Drum da am Bäuchlein!“ und sie wies in die Nabelgegend. Sie meinte offenbar einen Penis. Sie zeigte an ihrem Leibe die Stelle, wo der Müller durch einen Vorsprung mit der Mühle verbunden ist, damit er beim Aufstieg die Führung, eine Rinne im Blech der Mühlenwand, nicht verliere.

„Warum bekommst du keinen Müller?“ fragte mein Mann weiter. Die Kleine zögerte, dann antwortete sie: „Emma hat gelacht!“ (Die Magd.)

Damit nahm sie Bezug auf den Vorfall mit dem Liedlein.

Aufzeichnung des Vaters, Dezember:

Wenn ich glaubte, die Anna kenne den Unterschied der Geschlechter genau, — trauert sie doch ganz deutlich darum, daß sie eines Penis ermangelt, — so stimmt das nicht. Sie weiß wohl, daß ihr das fehlt, was sie an ihrem Bruder und an einem kleinen Buben beobachtet hat. Aber sie ist noch nicht imstande, die Beobachtung zu verallgemeinern. Dazu erhielt ich heute einen Beweis.

Es war jemand gestorben, die Kinder hatten sich eingehend darüber unterhalten, daß die Person jetzt in ein Grab komme. Anna sagte nun, sie wolle auch bald sterben. (Sie weiß ja nicht, was das ist.) Dann sagte sie am Tische der Mutter, sie solle bald sterben. „Wer soll dann die Mama sein?" fragte meine Frau. „Ei, der Papa kann dann die Mama sein!"

Es macht ihr gar keine Mühe, den Vater an Stelle der Mutter zu setzen. So wenig es ihr Mühe macht, sich an Stelle des einen oder des anderen Elternteiles oder eines Geschwisters zu setzen. Das zeigt sich in den Spielen, wo es bald das eine, bald das andere Glied der Familie „ist", und ihre Eigenarten nachahmt.

Aufzeichnung der Mutter, Dezember:

Wir haben auf dem Eßtisch einen neuen Belag aus Linoleum aufgemacht. Nun sagte Anna, die sonst gerne die Milch ausschüttete: „Jetzt ist es so schön, da will Anna nicht mehr Milch verschütten!"

Einen ganz ähnlichen Ansporn zur Ordentlichkeit und Reinlichkeit äußerte sie, als mein Mann vor einiger Zeit die Abortschlüssel und die Emailnachttöpfe der Kinder mit Salzsäure reinigte. Als Anna sah, wie der Topf nun von dem gelblichen Belag, einem Niederschlag vom Harne, gereinigt war, sagte sie: „Jetzt darf Anna nicht mehr daneben pissen, gelt?"

*

Damit schließen die Berichte der Eltern.

Die Beobachtungen sind unvollständig und in mancher Beziehung mangelhaft und lückenhaft. Sie ergänzen sich jedoch gegenseitig und können ohne weiteren Kommentar die mehr theoretischen Ausführungen Freuds unterlegen.

Bei der Lektüre der „Drei Abhandlungen" erhält man leicht den von Freud sicher nicht beabsichtigten Eindruck, als folgten sich die verschiedenen Phasen der Entwicklung in abgegrenzter zeitlicher Ordnung aufeinander. Die direkte Beobachtung beweist, daß sie oft nebeneinander hergehen und daß Rückfälle in abgelaufen geglaubte Phasen keine Seltenheiten sind.

Wenn wir das Material überblicken:

Wir vernahmen Beobachtungen über prägenitale und genitale Organisationen, es begegnete uns die ganze polymorph-perverse Sexualität der ersten Kindheit, wir trafen Übertragungen, Fixierungen und Regressionen an, dazu auch die Ambivalenz der Triebpaare, das Zugleich und Nebeneinander der Triebkomponenten. Wir sahen, besonders bei den älteren Kindern, auch Ansätze zu Triebumsetzungen, Verdrängungen, Sublimierungen und Amnesien auftreten. Von Bedeutung scheint uns, daß schon beim zweijährigen

Mädchen der Kastrationskomplex und der Penisneid im Vordergrunde des Erlebens stehen und daß die Kastrationsangst der Fünfjährigen, auf die sich eine Hunde- und Teufelsangst phobieartig aufbaut und schließlich wieder überwunden wird, zuletzt deutlich anale Züge vorweist. (Der Teufel im Abortrohr.)

Nun wäre zu zeigen, wie alle diese frühinfantilen Triebregungen und Organisationen im „zweiten" Pubertätsalter wieder aktiviert werden, wie Freud und später auch Jones behaupteten. Es müßte auch ersichtlich sein, wie die an sich perversen Triebkomponenten als Vorlustsystem zusammengefaßt und der Genitalorganisation als Endlustsystem untergeordnet werden. Aber so weit führen die uns zur Verfügung gestellten Aufzeichnungen der Eltern nicht.

REFERATE

Nachmansohn, Dr. phil. et med. M.: Die wissenschaftlichen Grundlagen der Psychoanalyse Freuds. Darstellung und Kritik. Verlag von S. Karger, Berlin 1928.

Die Schrift macht dem Psychoanalytiker trotz der in ihr bekundeten Intelligenz und formal-kritischen Begabung wenig Vergnügen, denn sie zeigt ihm anderseits zu deutlich die oft nicht anders als gehässig zu nennende Ablehnung, mit der der Verfasser der Psychoanalyse gegenübersteht, und die sein Bemühen um gerechte Kritik immer wieder zunichte macht. Dieser affektiven Ablehnung ist es wohl auch zuzuschreiben, daß seine Kritik vorwiegend eine rein formale, vom Begrifflichen ausgehende ist. Eine solche Kritik ist gegenüber den Ergebnissen mühselig empirischer Forschung immer leicht. Der Versuch, ein großes, neues Tatsachengebiet theoretisch zu erobern, wird, wenn man nicht von vornherein begrifflich konstruktiv vorgehen will, was einer empirischen Wissenschaft nicht ziemt, zunächst immer Einzelergebnisse zeitigen, die widerspruchsvoll aussehen. Der Hinweis auf die Widersprüche allein ist aber kein Einwand gegen die Erkenntnisse und hilft allein auch nicht vorwärts, so sehr er, aber immer nur für den empirisch Eingestellten, anspornend wirken mag. Er macht den echten Forscher auch bescheiden, während der Verfasser mit seiner Fähigkeit, Widersprüche aufzuspüren, eine — um nicht schärfere Ausdrücke zu gebrauchen — oft unerträgliche Anmaßung und Überheblichkeit verbindet.

Verfasser behandelt in drei Kapiteln die psychoanalytische Trieblehre, die psychoanalytische Psychologie und die psychoanalytische Methodik. Die Neurosenlehre schaltet er aus. Er trennt in jedem Kapitel räumlich die „Darstellung" und die „Kritik". In der Darstellung oft genau und wörtlich zutreffend, zeigt die darauffolgende Kritik, daß das Dargestellte doch häufig mißverstanden oder schief gesehen ist. Am günstigsten beurteilt Verfasser die Lehre von der Verdrängung. Die wichtigsten Punkte der Traumlehre, die Trieblehre, die Lehre von der infantilen Sexualität, die zentrale Bedeutung der inzestuösen Beziehungen, den „Kastrationskomplex" lehnt er ab.

Wir wollen im folgenden aus der Fülle der streiflichterartig berührten Punkte einige, insbesondere diskutable, herausgreifen:

Im I. Kapitel (Trieblehre) moniert Verfasser, daß Freud den Trieb unter den Begriff des Reizes subsumiere. „Der Trieb kann eben nicht unter dem Gesichts-

punkte des Reizes betrachtet werden, sondern nur unter dem der Anlage, die auf Reize reagiert, sich entwickelt und dazu dient, den Organismus des Individuums und der Art zu erhalten und zu fördern.“ Verfasser übersieht wohl dabei, daß Freud absichtlich an der betreffenden Stelle nur vom Psychologischen aus und nicht vom Somatologischen aus betrachten wollte, so daß ihm hier zugestanden werden muß, den Trieb als einen „Reiz für das Psychische“ anzusehen. So nur ist auch die Formulierung, der Trieb sei ein Grenzbegriff zwischen „Seelischem und Somatischem“ aufzufassen, nur in dem Sinne, daß er sowohl vom Somatologischen als vom Psychologischen her betrachtet werden könne. Daß die Lehre von der Beziehung der Unlustgefühle zur Reizherabsetzung und -heraufsetzung noch diskutabel ist, ist dem Verfasser zuzugeben. Freud hat in dem Aufsatz über „Das ökonomische Problem des Masochismus“, den der Verfasser nicht erwähnt, selbst eine über den Aufsatz „Triebe und Triebschicksale“ und über die Aufstellungen im „Jenseits des Lustprinzips“ hinausgehende Klärung versucht. Referent stimmt dem Verfasser zu, wenn dieser formuliert: „Die Lust- und Unlustgefühle sind ein wichtiger Indikator für die Annäherung respektive Entfernung von einem Reizoptimum, nicht aber dafür, ob die Reizintensität gesteigert oder vermindert worden ist“ (S. 4).

Das Motiv Freuds für die Aufstellung der „Todestriebe“, „die herrschende Tendenz des Seelenlebens, vielleicht des Nervenlebens überhaupt, das Streben nach Herabsetzung, Konstanterhaltung, Aufhebung der inneren Reizspannungen“ erklärt Verfasser als dem Grundsatz aller Logik A = A widersprechend, während es uns nur als ein Beispiel der vorsichtig tastenden Art Freuds erscheint, der das noch nicht endgültig zu Fassende auch nicht in einen einzigen Begriff zu spannen, sondern es lieber durch den Hinweis auf eine Reihe empirisch zu beobachtender Tendenzen vorläufig anzudeuten sucht.

Die Ablehnung, die der Verfasser der Lehre von der infantilen Sexualität zuteil werden läßt, scheint weitgehend dadurch bestimmt zu sein, daß er „sexuell“ mit „genital-sexuell“ gleichsetzt, wo doch eine immanente Kritik verlangte, die Termini im Sinne des Autors zu fassen. Daß Freud die Berechtigung der Verwendung des Ausdrucks sexuell für die außergenitalen Lustbetätigungen des Kindes aus dem Vergleich mit den perversen Betätigungen und neurotischen Symptomen nimmt und aus der biologischen und psychologischen Ersetzbarkeit der genitalen Zonen durch die außergenitalen, scheint nicht erfaßt. Den Begriff der erogenen Zonen hält Verf. für unhaltbar, er will nur „Reizpforten“ gelten lassen, durch die das Individuum Reize empfangen kann, die die immer nur genital-sexuelle Erregung auslösen. Mit dem Begriff der „erogenen Zonen“ falle auch der der „Partialtriebe“ dahin.

Zur Beurteilung der Aufstellung des „Ödipuskomplexes“ wählt Verfasser die „Phobie des kleinen Hans“. In der Darstellung dieser Krankengeschichte ist Verfasser von einer besonderen Unsachlichkeit und Befangenheit, die er durch ein Sichlustigmachen zu überwinden sucht. In der Kritik bemüht er sich zu zeigen, daß dort „der Ödipuskomplex überhaupt nicht beobachtet worden“ sei.

Die Kritik des Verfassers am Begriff der „Sublimierung“ ist, so sehr — von Freud immer eingestanden — die Untersuchungen noch im Fluß und die bis-

herigen theoretischen Vorstellungen diskutabel sind, durchaus abwegig. Verfasser sagt: „Die Tatsache, daß der Mathematiker Gauß schon als Vierjähriger bedeutsame mathematische Einsichten entwickelte — läßt sich nicht gut auf die Sublimierung seiner Sexuallibido, auf deren Plastizität zurückführen" (S. 38). Natürlich nicht in dem Sinne, daß Begabungen durch Sublimierung erzeugt werden könnten. Freud hat diese in ihrem Eigenwert nie bestritten. Nur die Art der Verwendung der Energie, die, anstatt in Richtung auf sexuelle Ziele, nunmehr in Richtung der Begabung erfolgt, bedeutet die Sublimierung. Verfasser meint, die Ansicht, daß „bei der Sublimierung die libidinöse Energie den verschiedenen Anlagen zuströmt", widerspreche „der Auffassung, daß die einzelnen Anlagen ihre Eigenenergie besitzen, die keineswegs an andere Anlagen abgegeben werden kann" (S. 39). Das wäre zu beweisen. Uns scheint im Zusammenhang mit Freuds Auffassung von der in „Das Ich und das Es" behandelten verschiebbaren desexualisierten Libido, eine solche Abgabe und Verschiebung durchaus möglich und den Tatsachen gerecht zu werden.

Bei seiner Kritik der Sublimierung unterläßt der Verfasser vor allem die Beachtung der wichtigen empirischen Befunde, die bei der praktischen Analyse der Neurotiker gemacht worden sind, so den, daß die Fähigkeit, sich geistigen Aufgaben zuzuwenden, in dem Maße wieder erworben werden kann, als es gelingt, verdrängte, also unverwendbare sexuelle Energie wieder flott zu machen. Ohne eine Beachtung und theoretische Verarbeitung solcher empirisch gefundenen Zusammenhänge läßt sich das Problem der Sublimierung nicht weiterbringen. Die Psychoanalyse faßt nicht, wie es ihr der Verfasser unterstellt, das Verhältnis zwischen dem Maß geistiger Leistung und dem Maß der Sexualbetätigung rein quantitativ auf, so daß es berechtigt wäre, die Sublimierungstheorie mit der Bemerkung ad absurdum zu führen, „Die Leistung Luthers war nach seiner Verheiratung wohl nicht geringer als früher — nach seinen Angaben ist das Gegenteil anzunehmen" (S. 39). Vielmehr kann nach psychoanalytischer Auffassung gleichzeitig durch Aufhebung von Verdrängungen sowohl die primitive Sexualenergie für ihre normalen Ziele verwendbar als anderseits ein Quantum für die Sublimierungsvorgänge frei werden, so daß also nicht jeder Sublimierungstätigkeit ein Nachlassen sexueller Betätigung zu entsprechen braucht, sondern beide gleichzeitig eine Blüte erleben können. Niemals wird die quantitative (ökonomische) Betrachtung allein zur Erfassung eines Phänomens genügen, sondern es wird die strukturelle und dynamische und oft werden außerdem die pathologische und andere Betrachtungsarten hinzutreten müssen.

Häufig erledigt Verfasser eine Position Freuds, anstatt ihr empirisch auf den Grund zu gehen, mit einem kühnen theoretischen Federstrich. So dekretiert er: „Das angenommene proportional umgekehrt proportionale Verhältnis zwischen narzißtischer und objekterotischer Libido ist nichts anderes als eine tatsachenfremde Konstruktion. Das Selbstgefühl glücklich Liebender ist durchaus erhöht. Sie sind zwar ‚demütig' — aber als Herrscher sozusagen" (S. 48). Aber könnte es nicht doch sehr gut mit der Theorie Freuds zusammenpassen, daß der Liebende wirklich demütig ist, nämlich soweit er liebt (da entlastet

er seinen narzißtischen Vorrat) und sein Selbstgefühl wieder erhöht, soweit er wieder geliebt wird (d. i.: seinen Narzißmus wieder auffüllen kann)?

Verfasser wirft der Psychoanalyse vor, daß sie den feineren Nuancierungen, wie sie selbst der naiv-psychologische Betrachter vornehme, nicht gerecht wird. Da mißversteht er wohl überhaupt den berechtigten Anspruch der Psychoanalyse, eine Art Naturwissenschaft zu sein, die nicht bloß phänomenal die im Bewußtsein erlebbaren Differenzierungen beschreiben, sondern das Gesetzliche, Gleichbleibende finden will und in der gewonnenen Reduktion des Mannigfaltigen einen wissenschaftlichen Wert sieht. Eine solche reduzierende Tätigkeit widerspricht durchaus nicht der differenzierenden phänomenalen Beschreibung, sondern sieht in ihr nur etwas anderes, eine Ergänzung.

Verfasser erklärt: „Bei der gegenseitigen umgekehrt proportionalen Abhängigkeit der narzißtischen Libido von der Objektlibido sollte man glauben, daß bei starker Entwicklung der Objekterotik das ‚narzißtische' Erleben, also auch die Liebe zum Ideal-Ich, abnehmen sollte. Gerade das Gegenteil ist aber der Fall. Gerade wenn der Mensch liebt, ist er für das ‚Edle' und ‚Gute' am empfänglichsten" (S. 50). Verfasser nimmt hier wieder die Beziehung der narzißtischen Libido zur Objektlibido rein quantitativ oder rein ökonomisch und vernachlässigt den dynamischen und strukturellen Gesichtspunkt. Das „je mehr die eine verbraucht, desto mehr verarmt die andere" (Freud: Ges. Schriften, IV, S. 81) ist doch nicht die einzige Beziehung zwischen beiden Momenten. In der einzelnen wirklichen Erscheinung überkreuzen sich doch regelmäßig mehrere Gesetzlichkeiten. Den Schematismus, den Verfasser Freud vorwirft, trägt Verfasser erst in die Lehre hinein, indem er ihr unterstellt, die einzelne Erscheinung immer nur durch eine der aufgedeckten Gesetzlichkeiten erklären zu wollen. Um das auf das obige Beispiel anzuwenden, so ist freilich das Ideal-Ich nach der Theorie auch mit narzißtischer Libido besetzt und kann an solcher, z. B. bei Objektbesetzung, verarmen. Das ist z. B. empirisch festzustellen im Falle der „Kritiklosigkeit" in Verliebtheitszuständen. Anderseits aber gibt der strukturelle Gesichtspunkt wiederum das Verständnis dafür her, daß dem Ideal-Ich ebenso wie den anderen Systemen oder Instanzen eine relative Autonomie, die im einzelnen Falle von verschiedenem Ausmaß ist, zukommt, so daß der strukturelle Gesichtspunkt allein schon genügen würde, die Tatsache, daß ein Mensch für das Gute und Edle empfänglich ist, auch wenn er liebt, nicht als einen Widerspruch zur Theorie ansehen zu brauchen. An weiteren Momenten ist auch hier das „Wiedergeliebtwerden" zu beachten. Es macht den Liebenden für das Edle empfänglicher, wie umgekehrt der Nichtgeliebte zum Bösewicht werden kann.

Zu der im Beginn des II. Kapitels gegebenen Kritik des Lust-Unlust-Prinzips sei auf das Obengesagte verwiesen. Auch für den Referenten werden die psychischen Vorgänge als Teil der biologischen Vorgänge, als etwas jenseits der Lust-Unlust Liegendes, reguliert. Es wäre aber falsch, diese Auffassung als mit den Aufstellungen Freuds unvereinbar hinzustellen, im Gegenteil tendiert die Entwicklung der Freudschen Theorie (siehe unter anderem den Wiederholungszwang) durchaus in jener Richtung. So kann man auch, ohne Wider-

spruch mit der Freudschen Anschauung, zustimmen, wenn Referent sagt: „Der innere Bauplan des Organismus, die Tendenz zur Entwicklung der in ihm liegenden Potenzen ist der treibende Motor jedes — also auch des psychischen Geschehens" (S. 55). Verfasser müßte nur nicht vergessen hinzuzufügen, daß Freud sich das Zustandekommen der die Entwicklung des Individuums bestimmenden inneren Tendenzen phylogenetisch durch die Einwirkung äußerer Mächte entstanden denkt, und daß diese äußeren Mächte auch im Einzelleben neben den im Entwicklungsgang des Individuums wirkenden inneren Tendenzen eine Rolle spielen.

Die Verdrängungstheorie macht nach dem Verfasser die Hypnoid-Theorie (Möbius, Breuer) und die von der konstitutionellen Schwäche (Janet) nicht überflüssig. Der Begriff der Verdrängung ist freilich wertvoll, „doch nicht in der Freudschen Fassung. Hier ist er mit verblüffenden Widersprüchen behaftet". Diese „Widersprüche" scheinen uns vielmehr teils der Ausdruck der Schwierigkeit der Materie zu sein, teils nur terminologischer Natur, sie können jedenfalls nicht gelöst werden, wenn man so unfreundlich und so schnell fertig mit dem Wort an die Sache herangeht wie der Verfasser. Verfasser meint, nach Freud gebe es keine „unbewußten Affekte". Ohne diese sei aber weder die Verdrängungstheorie möglich, noch die psychoanalytische Pathologie. Wenn Freud „die Möglichkeit einer Unbewußtheit für Empfindungen, Gefühle, Affekte völlig entfallen" läßt (Freud: Ges. Schriften, I, S. 307), so meint er wohl nicht den quantitativen Affektbetrag, sondern offensichtlich nur die wahrnehmbare Affektqualität. Aber auch für diese nimmt er einen „Ansatz" im Unbewußten an. Die „Besetzungen" stammen nach Freud teils aus den Affektbeträgen, teils aus der indifferenten desexualisierten (narzißtischen) Verschiebungsenergie.

Der Hinweis des Verfassers auf die Verdrängungstheorie Herbarts ist gewiß sehr dankenswert, aber hat es Sinn, durch ihn die wohl zeitlich spätere, aber trotzdem historisch ganz unabhängige und an einem ganz anderen empirischen Material selbständig aufgebaute und vor viel umfänglichere Aufgaben und Schwierigkeiten gestellte Lehre Freuds im Werte herabmindern zu wollen?

Die Freudsche Lehre von den psychischen Systemen lehnt Verfasser „als Seelenmythologie gröbster Art" ab. Die Psychologie des *Ubw*, die Lehre vom Primärvorgang usw. sei eine Folge der „Zimmer- und Grenzentheorie", die „für die einzelnen Kammern besondere Eigenschaften ihrer Insassen" (S. 68) gefordert habe. Dem ist entgegenzuhalten, daß Freud die „Zimmertheorie", die topische, selbst als eine grobe vorläufige Orientierung bezeichnet. Aber gerade durch die beschriebenen Charaktere des *Ubw:* Widerspruchslosigkeit, Beweglichkeit der Besetzung, Zeitlosigkeit und Ersetzung der äußeren Realität durch die psychische — Charaktere, die nicht konstruiert sind, sondern empirisch, insbesondere aus der Beobachtung der zu den Träumen gebrachten Einfallsreihen gewonnen sind — werden nach Freud aus den bloß topischen nunmehr funktionelle (systematische) Einheiten. Daß die genannten Momente das *Ubw* charakterisieren, bestreitet der Verfasser, ohne auf die Empirie zurückzugreifen. Bezeichnend für eine in seiner Arbeit häufig wiederkehrende Art seiner Kritik

ist seine Auseinandersetzung mit dem Begriff der Widerspruchslosigkeit im *Ubw*. Er setzt zunächst für Widerspruchslosigkeit „innere Widersprochenheit“ und sagt dann: „Die Eigenschaft der inneren Widersprochenheit fehlt dem Bewußtsein keineswegs“ (S. 66). Das ist auch von Freud gar nicht behauptet worden, vielmehr ist vom *Ubw* behauptet worden, daß es den Satz des Widerspruchs, der das System *Vbw-Bw* charakterisiert, nicht kennt, daß es durch ein Verfahren jenseits dieses Satzes gekennzeichnet ist. Das schließt natürlich weder aus, daß auch im *Vbw-Bw* Widerspruch vorkommen kann, als daß sich im *Ubw* etwas gestalten kann, was im Lichte des *Vbw-Bw* dem Satz vom Widerspruch standhält. Ähnliches gilt von den Prozessen der Verdichtung und Verschiebung und von der zeitlichen Ordnung.

Die Sätze Freuds über die „Zeitlosigkeit“, denen Verfasser „schwerste Begriffsvermengung“, „erschreckenden Mangel an erkenntniskritischer Besinnung“ vorwirft, sind wohl diskutierfähig, wenn auch nicht in der Art des Verfassers. Der Mangel der zeitlichen Ordnung innerhalb des *Ubw* ist hier wohl der ruhende Punkt.

Die „Hypothese“ der „Deckerinnerungen“ hält Verfasser (S. 70) für „einfach überflüssig“. Seine Diskussion des Freudschen Beispiels von den m-n-Strichen (Freud, Ges. Schriften IX, S. 59) zeigt, wie achtlos Verfasser den empirischen Quellen, nämlich den Einfallsreihen einer analytischen Stunde, gegenübersteht. Er verfährt so, als handle es sich um eine Hypothese, wo es sich vielmehr für denjenigen, der sich ausgiebig im Felde der analytischen Empirie bewegt hat, um die Beschreibung schließlich nicht übersehbarer Vorgänge handelt. So setzt Verfasser denn, um sich die von Freud vorgebrachte Deckerinnerung zu erklären, kurzerhand an Stelle der ihm nicht genehmen „Hypothese“ Freuds eine eigene, die ihm angenehmer ist. Er sagt dann freilich sehr richtig: „Es ist müßig fortzufahren, wir wissen nichts Sicheres, jede Hypothesenbildung muß zur Farce ausarten deswegen“ (S. 70). Schade, daß das nicht als Selbsterkenntnis gemeint ist.

Die kindliche Amnesie möchte Verfasser ungezwungen daraus verstehen, daß wir „das am besten behalten, was wir denkerisch in einen Zusammenhang bringen können“, daß die Anfänge dieser synthetischen Fähigkeit aber erst ins zweite bis dritte Lebensjahr fallen. Das mag stimmen, stände aber mit den von der Psychoanalyse nachgewiesenen Ursachen in keinem Widerspruche.

Bezüglich der Traumlehre Freuds äußert Verfasser in seiner Darstellung: „Die Bedeutung der Träume erkannt und für die Psychotherapie fruchtbar gemacht zu haben, gehört zu den bleibenden Leistungen Freuds. Damit beginnt in der Psychotherapie eine neue Epoche“ (S. 71). In der folgenden Kritik aber bleibt von der Traumtheorie kaum etwas übrig. „Zur Annahme besonderer unbewußter, auch im Traum unbewußter Gedanken in besonderen Systemen liegt kein Grund vor“ (S. 84). Zu der „Behauptung Freuds, daß der Traum der entstellte Ersatz für etwas anderes Unbewußtes ist“, „fehlt uns die Berechtigung“ (S. 83). Es scheint, daß der Verfasser den Unterschied zwischen dem deskriptiv Bewußten und Unbewußten einerseits und der Zugehörigkeit zu den Systemen *Vbw-Bw* und *Ubw* anderseits nicht erfaßt hat.

Daß die Tatsache des Vorkommens von Verschiebungen und Verdichtungen im bewußten Denken (z. B. im Witz) nicht dagegen spricht, daß sie die *Ubw*-Vorgänge charakterisieren, ist schon erwähnt. Verfasser verwendet aber diese Tatsache, um den Unterschied von manifest und latent im Traum aufzuheben.

Die Beweise Freuds und seiner Schüler für die Auffassung der Symbolik als Archaismus sind „blutigste Dilettantenarbeit", die Lehre von der Regression ins Infantilleben ist nicht begründet, für die Existenz eines Kastrationskomplexes „hat Freud in den dreißig Jahren seiner Tätigkeit nicht ein einziges einwandfreies Beispiel — veröffentlicht. Wir selbst haben in jahrelangem vorurteilsfreiem Forschen nichts dergleichen gefunden —". Den Ödipuskomplex hat Verfasser nur „in der Minderzahl der Fälle angetroffen" (S. 89). Die Wunscherfüllungstheorie wird abgelehnt. „Eine Wunscherfüllung kann nicht gut von schweren Unlustgefühlen begleitet sein."

Das III. Kapitel benennt der Verfasser: Die Methodik. Er versteht darunter die psychoanalytische therapeutische Technik. Verfasser hält das „Fallenlassen der Katharsis" in der Entwicklung der psychoanalytischen Technik für „verhängnisvoll". „Ja, wenn das Erleben, das erschütternde Aufwühlen des *Ubw*, fehlt, haben wir allen Grund anzunehmen, daß die Konstruktion falsch ist." „Damit hat Freud das wichtigste und im Grunde einzige Kriterium für die Richtigkeit seiner Deutungen aus der Hand gegeben und sich um das bedeutsamste therapeutische Mittel, eben der Katharsis, der inneren Befreiung beraubt." Der Verfasser hat offenbar von der über die Katharsis hinausgehenden Entwicklung keinen Eindruck bekommen und weiß nicht, wie eine regelrechte Durcharbeitung des Einfallsmaterials vor sich geht, und wie man durch eingehendes Aufdecken des Verdrängten, durch Verstehen der aktuellen Übertragungssituationen, durch die historische Arbeit eine Fülle anderer Verifizierungsmöglichkeiten hat als die affektiven Reaktionen, die, wie überhaupt die Katharsis, natürlich nicht überflüssig werden können und wie von jeher, so auch weiter bewertet und beachtet werden.

„Werden also die Symptome, die Träume, richtig erfaßt und spricht der Arzt das aus, was sich unbewußt im Seelenleben des Patienten abspielt, so muß dieser auch die innere Wahrheit der ärztlichen Erkenntnis unter starken Emotionen erleben." Das widerspricht der psychoanalytischen Erfahrung durchaus. Der Analytiker kann sehr wohl das Richtige erfaßt haben und dem Patienten mitteilen und der Patient bleibt unberührt. Es wird oft eine lange Zeit dazu benötigt, daß der Patient bewußt affektiv erfaßt wird. Und auch dann braucht keineswegs seine Zustimmung damit verbunden zu sein. Aber Verfasser dekretiert: die „Affektregungen dürfen in keinem Fall fehlen, denn ohne verdrängte Affekte ist ein pathogenes Unbewußtes nicht denkbar". Der Denn-Satz wird von der Analyse nicht bestritten, aber es folgt daraus nicht der Hauptsatz.

Des Verfassers Ausführungen über die Determiniertheit der Einfälle — die durchgängige Determinierung im Seelenleben erkennt er theoretisch an — zeigen, daß sich des Verfassers Erfahrungen sehr von denen der Schulpsychoanalytiker unterscheiden. Während diese einen großen Eindruck von der außerordentlichen Verzweigtheit und Reichweite der die Einfälle determinierenden

Elemente haben, scheint sich Verfasser, nach vielen Stellen seiner Arbeit, z. B. seiner Kritik der Traumlehre und nach der Mitteilung seiner Traumanalyse (S. 104) zu urteilen, nicht weit über die manifesten und bewußten Mitteilungen hinaus zu trauen.

Des Verfassers Kritik einer Wissenschaft und ihrer Methode ist ein Schulbeispiel dafür, wie eine Kritik nicht sein soll. Wem es nicht gelungen ist, sich ganz des experimentellen Verfahrens — die praktischen Analysen haben die Wertigkeit von Experimenten — und der daraus allein zu gewinnenden Erfahrungen zu versichern, der sollte entweder mit einer Kritik warten, bis er dies nachgeholt hat (die psychoanalytischen Institute geben durch ihre Einrichtungen, insbesondere durch die Lehranalysen, dazu ausreichende Gelegenheit) oder er sollte sich anderen Zweigen der Wissenschaft zuwenden, für die andersartige, vielleicht angenehmere Voraussetzungen gegeben sind. C. Müller-Braunschweig (Berlin)

Hoche, A.: Das träumende Ich. Gustav Fischer, Jena 1927.

Der alte Gegner der Psychoanalyse, Hoche, schrieb jetzt ein Buch über den Traum, der doch nach Freud die *„via regia"* zum Unbewußten bildet. Sein Urteil über die Psychoanalyse hat sich aber auch dabei nicht geändert. Die psychoanalytische Traumlehre wird erst ganz spät in einem Kapitel „Traummystik" zusammen mit der Frage nach prophetischen Träumen und den „bekannten, auf schlechtem Papier gedruckten Traumbüchern, die man in den Schubladen der Köchinnen findet", (S. 169), abgehandelt: Die Psychoanalyse ist keine Wissenschaft, ihre Anerkennung eine Glaubensangelegenheit. Man könne kritisch an sie nicht heran, weil der Psychoanalytiker auf jede Kritik nur erwidere, man hätte nicht verstanden, oder, das kritisierte Detail gehöre nicht zum Wesen der Psychoanalyse. „Es ist so, als wenn in einem Religionsgespräch zwischen Katholiken und Protestanten der Calvinist Punkte der Lutherischen Lehre preiszugeben bereit ist" (S. 171). Demgegenüber zitiert Hoche richtig den wesentlichen Inhalt der Freudschen Vorlesungen über den Traum, ohne aber die Begründung der Freudschen Meinungen mitzuzitieren, um sie dann durch den Hinweis auf die Unsicherheit der mitgeteilten Traumtexte oder durch Bemerkungen wie die folgenden zu widerlegen: „Da die Erfahrung der besten Träumer nichts davon weiß, daß alle Träume eine Wunscherfüllung bedeuten, . . . wird der behauptete Wunsch in das Unbewußte verlegt; das ist nützlich und bequem; denn man kann dort nicht hin, und man ist infolgedessen nicht widerlegbar; wenn man nicht widerlegbar ist, hat man seine These bewiesen. Dieser Satz . . . bildet das eigentliche Fundament für die Daseinsmöglichkeit der ganzen psychoanalytischen Lehre" (S. 175). „Von der Zensur merkt zwar kein Träumer jemals etwas; sie ist aber doch vorhanden, weil es ohne sie mit der Theorie nichts wäre" (S. 176). Oder nach Behandlung der Symbollehre: „Der besonnene Leser wird genug haben an Unwahrscheinlichkeiten, Willkürlichkeiten, Schiefheiten; es wird ihm unbehaglich werden, wenn er sich überlegt, wie er an dieser Unzahl von Symbolen vorbeiträumen soll, wenn er eine weiße Weste behalten will" (S. 179). „Verdrängung" gibt es zwar, aber bei Psychopathen: „Sie werden nicht krank, weil sie verdrängt

haben, sondern: weil sie schon krank oder zum Krankwerden bestimmt sind, haben sie die Neigung zum Verdrängen" (S. 90). Seelisches ist gleichbedeutend mit Bewußtem; doch gibt es viele Gehirnvorgänge, die Aussicht haben, etwas Seelisches zu werden, und das könnte man „Unbewußtes" nennen (S. 76 ff), außerdem gibt es noch ein „Unterbewußtsein", das ist das unklar Bewußte (S. 87).

Was kann jemand, der mit solcher Einstellung an die Traumphänomene herangeht, finden? Mit einer Spitze gegen die Psychoanalytiker bemerkt darüber Hoche: „Die ... Nüchternheit meiner Betrachtungsweise paßt, wie ich wohl weiß, wenig in das heute vorherrschende wissenschaftliche Klima; ich schreibe nicht für diejenigen, deren dogmatische Meinungen vor den Tatsachen und unabhängig von ihnen feststehen" (S. 15). Solche „Nüchternheit" kann nicht mehr bringen als Angaben über die Phänomenologie des Traumerlebens, Aussagen über die psychologischen Eigenheiten des manifesten Traumes; dabei interessiert sich Hoche besonders für die Zusammenhänge zwischen Traumpsychologie und Psychopathologie.

In dieser Beziehung bestätigt zunächst Hoche vieles, was Freud und die im Einleitungskapitel der „Traumdeutung" besprochenen Autoren vor Freud auch schon gewußt haben, z. B. die Illusionen und Halluzinationen auf den einzelnen Sinnesgebieten, die Körperreizträume, die Möglichkeit von „geistigen Leistungen" im Traume (Hoche bringt Beispiele von im Traum geschaffenen Gedichten und Musikstücken, S. 104 ff), die Projektion von eigenen Gefühlen auf andere Personen, die im Traume auftreten (S. 99), u. dgl. m. Das zentrale Phänomen des Träumens überhaupt sieht Hoche in der Ausschaltung eines „zentralen Ichbewußtseins". Diesem Bekannten fügt er auch einiges interessantes Neues hinzu, wie eine gute Phänomenologie des Einschlafens (S. 82 ff), den sicher richtigen Hinweis auf die Möglichkeit von „Erinnerungsfäden, die sich, mit Ausschluß des wachen Wissens, zwischen Traum und Traum spinnen" (S. 65), auch den für vielleicht durch den Begriff der „Zeitlosigkeit des Unbewußten" irregeführte Psychoanalytiker wertvollen Hinweis, daß die Kategorie der Zeit im Traume niemals aufgehoben ist (S. 69). Wenn er allerdings weiter meint, daß das für die Kausalität nicht gelte (S. 70), so beruht das unseres Erachtens auf einer Verwechslung von allgemeinem und speziellem Kausalsatz; jener besteht auch im Traume unvermindert.


Stellenweise stellt aber Hoche auch auf diesem Gebiete der Traumpsychologie Behauptungen auf, die einer Kritik keineswegs standhalten können. Die Erfahrung des Referenten muß der Behauptung, daß Frauen mehr träumen als Männer (S. 12) ebenso entschieden widersprechen wie der Beobachtung, daß wir „fast niemals im Traum Bewegungsvorgänge sich vor uns abspielen sehen" (S. 46), und der, daß es nicht möglich sei, zu einer bestimmten vorgenommenen Zeit zu erwachen (S. 93). Wenn Hoche sagt: „Was wir gut sehen, steht immer im Mittelpunkte des Blickfeldes geradeaus vor dem Beschauer, ... ebenso wie ich ... nie (im Traume) Dinge gesehen habe, die hinter mir waren" (S. 44), so scheint dem zu widersprechen, daß man sich selbst im Traume sehen kann; wenn er vom Reden im Traume sagt, „niemals" habe er „Bewegungen der

Zunge oder der Lippen gefühlt" (S. 131), so kann diese subjektive Beobachtung schon wegen der Tatsache, daß es Menschen gibt, die regelmäßig aus dem Traume reden, nicht verallgemeinert werden. Falsch ist auch die Behauptung: „Im Traume fehlt die Aufmerksamkeit ebenso wie jede andere Form eines planvollen Wollens" (S. 86). Charakteristisch dafür, wie Hoche zu solchen Anschauungen kommt, ist folgende Stelle: „Auch das Gefühl des Erstaunens oder der Überraschung gehört nicht zu den Traumerlebnissen; wir nehmen die ungeheuerlichsten Dinge gewöhnlich als selbstverständlich hin" (S. 98). Er verwechselt also das Erlebnis des Erstaunens mit dessen „begründetem" Auftreten. — Die „Erklärungen" für manche Traumphänomene erscheinen entweder absolut willkürlich, z. B. daß bei Angstträumen mit Herzklopfen bei organisch gesunden Herzen das Herzklopfen „sicher nicht Folge, sondern Ursache des Traumes" ist (S. 22), oder durch die Psychoanalyse längst widerlegt, z. B.: „Die Gründe, warum die Traumerlebnisse eine so geringe Nachhaltigkeit besitzen, liegen zunächst in der geringen absoluten Stärke des Traumgeschehens" (S. 10) oder die Zurückführung der Verdichtungen, die „Amalgamierungen" heißen, auf das Fehlen eines ordnenden Ichbewußtseins.

Das umfangreichste Kapitel des Buches ist der „Sprache des Traumes" gewidmet, kommt aber ebenfalls über Äußerlich-Formalstes nicht hinaus. Die zahlreichen Beispiele zeigen zum Teil die volle tendenziöse Blindheit von Hoche für Sinnzusammenhänge, da sie nach dem Typus der „infantilen Wunschträume" gebaut sind, aber dennoch nicht durchschaut werden, z. B. der folgende Traum: „‚Wildschwein ist nötig, Arzt ist nicht nötig.' Vormaterial: tags zuvor telephonische Ablehnung einer Einladung zur Wildschweinjagd" (S. 142). — Aber der Versuch, hier einen Sinn zu sehen, hat für Hoche ‚ein mir nicht beschiedenes Maß von Leichtgläubigkeit zur Voraussetzung' (S. 137). — Auch wütet Hoche gegen die infantile Sexualität, erzählt aber folgende Traumbeispiele: „Eine Zervelatwurst stammt ‚von einer benachbarten Diarrhoe'" (S. 161) und: „Goethe lachte entsetzlich und steckte Lubarsch den Finger in den Popo" (S. 159).

Wir schließen dieses Referat über das Hochesche Traumbuch am besten mit der Zitierung eines weiteren Traumes von Hoche:

„Ich sehe den Titel eines neuen Buches von Moebius: ‚Wie sind wir an das Traummiserable gelangt?' Vormaterial: Lektüre der Schrift von Moebius über ‚die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie'" (S. 138). Fenichel (Berlin)



IMAGO, Band XV (1929), Heft 1

(Ausgegeben Anfang Februar 1929)

Jahresabonnement (4 Hefte im Gesamtumfang von ca. 560 S) Mark 22.–

Das nächste Heft erscheint im Juni 1929

1) Die in der »Imago« veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 50.— per sechzehnseitigem Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen, sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, d. h. durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

bis 8 Seiten für 25 Exemplare Mark 15.—, für 50 Exemplare Mark 20.—
von 9 „ 16 „ „ 25 „ „ 25.—, „ 50 „ „ 35.—
„ 17 „ 24 „ „ 25 „ „ 35.—, „ 50 „ „ 50.—
„ 25 „ 32 „ „ 25 „ „ 45.—, „ 50 „ „ 65.—

Mehr als 50 Separata werden nicht angefertigt.

7) Alle obigen Bedingungen gelten auch für die »Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse«.

Alle redaktionellen Zuschriften und Sendungen bitte zu richten an:

Dr. Sándor Radó, Berlin-Grunewald, Ilmenauer Straße 2,

alle geschäftlichen Zuschriften und Sendungen an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien I, Börsegasse 11
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortl. für die Redaktion: Dr. Paul Federn, Wien I, Riemergasse 1
Gedruckt bei Christoph Reisser's Söhnen, Wien V, Arbeitergasse 1—7

IMAGO / XV (1929) / Heft 1